Die Colonien

des

Deutschen Reiches.

Von

Dr. Theodor Cicalek.

Separat-Abdruck aus dem Jahresberichte der Wiener Handels-Akademie pro 1885.

WIEN.
Im Selbstverlage der Wiener Handels-Akademie.
Buch- und Kunstdruckerei „Steyrermühl".
1885.

Die Gründung deutscher Colonien ist eine jener folgenschweren Ueberraschungen auf dem Gebiete der politischen Ereignisse, an denen die letzten Jahrzehnte so reich sind. Es galt ja als unabänderlich, dass Deutschland seine Stärke in der Concentration finde, dass eben der Mangel an Colonien dem Reiche gestatte, in und ausser Europa rücksichtslos seine Interessen zu verfolgen, während der Besitz von Ländergebieten in entfernten Erdtheilen dasselbe nur schwächen würde. Der Glaube an diesen Grundsatz der deutschen Politik war so festgewurzelt, dass Lord Derby noch am 16. Mai 1884 dem bekannten schottischen Schiffsrheder Sir Donald Currie erklärte: »Die Colonisation gehörte nie in das Programm der deutschen Regierung«, obwohl ihm bekannt war, dass die Erwerbungen der Firma Lüderitz schon seit Wochen unter dem Schutze des deutschen Reiches standen.*)

Der Gedanke, dass Deutschland Colonien haben müsse, wurde nun in seiner Heimat rasch populär. Er erwies sich als ein wirksames Schlagwort bei den Wahlen, grosse Capitalisten zeigten sich bereit, Gelder in Colonial-Unternehmungen anzulegen; kurzum die Sache nahm bald eine Wendung, die die Frage nach den letzten Zielen dieser grundsätzlichen Aenderung in der Politik des Deutschen Reiches nahelegt.

Wir aber wollen hier nur ohne Parteileidenschaft untersuchen, wie Deutschland zu seinen Colonien gekommen ist und was es von ihnen zu erwarten hat. Die Nutzanwendung für verwandte Bestrebungen in unserem Vaterlande wird sich daraus von selbst ergeben.

Zunächst muss man im Auge behalten, dass die deutsche Colonialfrage aus der Auswandererfrage hervorgegangen ist.

Die grosse Zahl der deutschen Auswanderer, die sich seit dem Ende der napoleonischen Kriege nach der Union wendete, wurde nämlich in so empörender Weise von gewissenlosen Agenten und Schiffsführern ausgebeutet, dass man für diese Vorgänge mit Recht die Worte Sklavenhandel und Viehtransport

*) Telegramm an den deutschen Consul in Capstadt vom 24. April 1884. Weissbuch. 1885. I. Angra Pequena. B. Nr. 12.

gebrauchte. Man bildete daher in den vierziger Jahren den Nationalverein für deutsche Auswanderung und Colonisation, der aber nicht Colonien gründen, sondern nur die Lage der Auswanderer verbessern wollte, um dadurch die Auswanderung selbst zu erleichtern. Auch versuchte man die deutsche Auswanderung über deutsche Häfen zu lenken*), und Bremen verdankt der richtigen Erfassung dieses Punktes seinen grossartigen Aufschwung.

Die Lage der Auswanderer wurde nun im Laufe der Zeit so verbessert, dass heute jeder halbwegs Vorsichtige gut und billig über den Ocean, ja sogar auf seinen Bestimmungsort in Amerika kommt.

Die öffentliche Meinung Deutschlands betrachtete aber die Auswanderung allmählich von einem anderen Gesichtspunkte. Sie sah in ihr nicht mehr einen Vortheil für Deutschland, weil dadurch der Uebervölkerung vorgebeugt wurde, sondern einen fortdauernden Verlust an Arbeitskraft, Capital und an Angehörigen der deutschen Nationalität; denn die Deutschen geben in der Union schon in der zweiten Generation ihr Volksthum auf. Aber man kann die Auswanderung nicht hindern, und es ist auch kein Land auf der Erde frei, das dem deutschen Auswanderer die Vortheile der Union bietet und sie auch noch vor der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, bewahrt. So musste man sich darauf beschränken, die Nachtheile der Auswanderung möglichst abzuschwächen.

Es war ein glücklicher Gedanke, die vereinzelten Bestrebungen durch die Gründung des »Central-Vereines für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande« mit dem Sitze in Berlin zu concentrieren**). Dieser Titel bezeichnet ziemlich genau die Wirksamkeit des Vereines, wie sie sich in seinen beiden Organen »Export« und »Geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirtschaft« ausdrückt. Dieselben gewannen durch ihre geschickte Leitung an den im Auslande weilenden Deutschen zahlreiche Mitarbeiter. Aus allen Ländern erhielten sie Materialien über die Auswandererfrage, über Handel und Verkehr.

Da überdies ein ständiges Bureau die Verbindung zwischen dem Publicum, das Rathschläge verlangte, und denjenigen, die sie geben konnten, besorgte, so wurden die zahlreichen Arbeiten auf dem Gebiete der Handelsgeographie auch den praktischen Zwecken des Handels dienstbar.

---

*) E. Hasse. Die neueste Literatur über Auswanderung und Colonisation. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Neue Folge. IV. Band, Jena 1882. S. 306—325.

**) O. Kersten. Vorgeschichte des Vereines. Geographische Nachrichten für Welthandel und Volkswirthschaft. Berlin 1879, S. 32.

Die Hauptgründer des Central-Vereines, Dr. R. Jannasch, Dr. O. Kersten und Dr. H. Lange, leiteten die Agitation so geschickt, dass ihre Ideen immer grössere Kreise erfassten.

Um den Aussenhandel Deutschlands zu heben, errichtete man in verschiedenen Orten Handelsmuseen und Exportmusterlager. Auch die deutsche Exportbank soll vor allem die Ausfuhr aus Deutschland in die überseeischen Länder fördern. Der Central-Verein hat somit grosse Verdienste um die Hebung des deutschen Aussenhandels.

Durch diese Thätigkeit förderte er mittelbar auch die Erfüllung des 4. Punktes seines Statuts: durch Errichtung von Handels- und Schiffahrts-Stationen die Begründung deutscher Colonien zu bewirken.

In der Hauptsache aber konnte der Verein für die Colonialfrage nicht mehr thun, als das Verständnis für überseeische Besitzungen im deutschen Volke überhaupt verbreiten, so durch sein energisches Eintreten für den Versuch der deutschen Regierung, den 1879/1880 drohenden Verfall des deutschen Südseehandels durch eine Subvention aufzuhalten.

Die Gründung neuer Zeitschriften*) und Vereine ähnlicher Tendenz bewies, dass die neue Strömung sich vertiefte. Dabei trat auch die Colonialfrage immer stärker in den Vordergrund. Nur dadurch ist der grossartige Aufschwung zu erklären, den der »Deutsche Kolonialverein«**) nahm. Er wurde im December 1882 ins Leben gerufen und zählte im Februar 1885 10.000 Mitglieder in zahlreichen Zweigvereinen resp. Sectionen, die sich über ganz Deutschland und viele aussereuropäische Orte erstreckten. Auch dieser Verein hat sein eigenes Organ, die »Deutsche Kolonialzeitung.«***)

Doch die Vereine nutzen wenig, wenn nicht in der Fremde gearbeitet wird, und so drohte auch hier bei dem besten Willen der Betheiligten eine Versumpfung der ganzen Colonialbewegung. Das thatkräftige Handeln der deutschen Kaufleute in Angra Pequena und am Camerun, bei dem sie an ihrer Regierung energische Unterstützung fanden, wendete diese Gefahr ab. Auf die Periode der Colonialbewegung folgte die der Colonialpolitik, und alsbald fand auch die neue Richtung Ausdruck in der Gesellschaft für deutsche Colonisation (April 1884), welche aus den Kreisen des Volkes selbst durch kleinere Mitgliederbeiträge das Geld zur Gründung von Colonien zusammenbringen will.

*) »Weltpost«, Blätter für Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. Seit April 1881. Leipzig. Jetziger Redacteur Oberländer.

**) Sitz des Vereines anfänglich in Frankfurt a. M., seit Februar 1885 in Berlin.

***) Redacteur R. Lesser.

Dr. C. Peters, der Leiter der Gesellschaft, schritt rasch zur That, und schon im December 1884 war dieselbe im rechtlichen Besitze von 2500 Quadratmeilen im Westen von Sansibar.*)

Damit sind wir bei der neuesten Phase der deutschen Colonialbewegung angelangt, und werden nun die einzelnen Colonien betrachten, bei deren Erwerbung Missionäre und Kaufleute, grosse und kleine Capitalisten, ja auch der Berichterstatter eines grossen Journales thätig waren.

I. Angra Pequena.

Ueber keine der deutschen Erwerbungen ist bis jetzt mehr geschrieben worden, als über Angra Pequena, obwohl man sich nicht leicht ein zweites Land denken kann, mit dem die Einbildungskraft rascher fertig wird. Denn die ganze Küste von der Mündung des Orangeflusses bis zum Cap Frio (etwa 18° s. B.) »macht einen grossartig wüsten Eindruck«; heftige Dünungen verhindern oft die Landung; man muss tagelang mühselig durch tiefen Sand waten, um in besseres Land zu kommen.

Aber an dieser wenig einladenden Gegend hängt ein grosses Stück deutscher Arbeit, denn schon seit 70 Jahren sind deutsche Missionäre unter den Namaquas und Hereros thätig.**)

Diese Missionäre lebten durch Jahre fern von der Heimat nach Art der Eingebornen. »Sie mussten unter der Glut tropischer Sonne selbst Lehm kneten, Ziegel streichen, Mauern aufführen« und daneben die Sprache der Eingebornen erlernen, um diesen ganz neue Begriffe beizubringen. Ihre Mühe war vergebens. Völker, die auf einer so niedrigen Bildungsstufe stehen, wie die Namaquas und Hereros, müssen zunächst auf dem Gebiete der materiellen Cultur in neue Bahnen gelenkt werden. Hat man erst ihren bisherigen Gedankenkreis verändert, dann kann man mit Aussicht auf Erfolg an ihre Bekehrung zum Christenthume gehen. Diese Erfahrung machten in gleicher Weise katholische und evangelische Missionäre. Und so beginnen die Erfolge der rheinischen Mission 1864 mit der Gründung der Missionscolonie Otyimbinque durch den Missionär C. H. Hahn.***), in welcher neben den Missionären auch europäische Handwerker: als Schmiede, Wagenmacher etc. und Bauern vor den Augen der Eingeborenen

*) Siehe »Kolonial-Politische Correspondenz«. Organ der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. I. Jahrgang. Nr. 1.

**) J. Olpp. Angra Pequena und Gross-Nama-Land. Elberfeld 1884. S. 38. und C. G. Büttner. Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Heidelberg 1884. S. 51 ff.

***) Derselbe hat auch auf dem Gebiete der Geographie und Sprachforschung Südafrikas Bedeutendes geleistet.

thätig waren. Die Hereros dachten nun nicht mehr ausschliesslich an ihre Ochsen und Kühe, und damit war der erste Schritt gethan, die begabteren für das Christenthum zu gewinnen. Zugleich vermehrten sich durch die höhere Cultur die Bedürfnisse des Volkes, der Handel vergrösserte sich, und die Betheiligten gründeten, um die Missionäre zu entlasten, 1870 die Missions-Actien-Handelsgesellschaft, die bei mässigem Nutzen die Arbeiten der Mission im Sinne christlicher Civilisation unterstützen sollte. Damit war auch den deutschen Waren der Weg nach Südwest-Afrika gebahnt.*)

Doch bald erfolgten gefährliche Rückschläge. Das Gebiet zwischen dem Orangeflusse und den portugiesischen Besitzungen in Südwest-Afrika wird nämlich von zwei verschiedenen Völkern bewohnt. Im Süden hausen die Namaquas, ein Zweig der Hottentotten, im Norden, im Damaralande die Hereros, die zu den Bantunegern gehören. Die Namaquas sind ein leichtsinniges, faules Volk, das vor jeder Arbeit, ausser der Jagd, einen so heillosen Respect hat, dass sie im Jahre 1867 der Mission die Aufnahme deutscher Handwerker nicht gestatten wollten, weil es ihnen schon gefährlich schien, wenn im Lande überhaupt jemand arbeite. Im Gegensatze zu ihnen kennen die Hereros keine andere Sorge, als die um ihr Vieh, von dem sie aber fast nie ein Stück schlachten und in früherer Zeit auch nicht verkauften. Dadurch vermehren sich natürlich ihre Herden sehr rasch, und dieser Reichthum erregt den bodenlosen Neid der leichtsinnigen Namaquas. Nun sind die Hereros nicht nur reicher, sondern auch physisch kräftiger als die Namaquas, und sie hatten daher durch lange Zeit die letzteren unter ihrer Botmässigkeit. Da kamen aus dem Caplande mit Feuergewehren bewaffnete Hottentotten zu den stammverwandten Namaquas. Jetzt wurden die Hottentotten die Herren, die Hereros die Unterworfenen; folglich waren auch die Rinderherden der Hereros nicht mehr unverletzlich, sondern wanderten über die Walfischbai nach St. Helena und Capstadt.

Erst nach dem Tode des berühmten Hottentottenführers Jonker Afrikaner (starb 1860) gelang es dem schlauen Omaherero, mit Hilfe des Schweden C. Andersson die Hereros von den Hottentotten zu befreien. Aber die Angriffe der Namaquas erneuern sich fort, denn sie können die Viehherden der Hereros nicht vergessen.**)

---

*) Eingabe der Rheinischen Missionsgesellschaft an das Auswärtige Amt in Berlin. Deutsches Weissbuch 1885. I. Angra Pequena A. Anlage zu Nr. 4.

**) Angriff der Namaquas auf Rehoboth. »Deutsche Kolonialzeitung« 1885. S. 79.

In diesen Kriegen blieben die Deutschen auf ihre eigene Kraft und auf die Hilfe der Neubekehrten angewiesen, und nur durch die bessere Organisation ihrer Kräfte waren sie imstande, in den gefahrvollen Jahren 1868, 1880 und 1881 die Früchte ihres langjährigen Fleisses und das bereits im Lande angelegte Vermögen von 2·7 Millionen Mark zu erhalten.

Die Mission wandte sich wohl in ihrer Noth wiederholt direct und durch Vermittlung der deutschen Regierung an England um Hilfe, welches 1876 aus Handelsrücksichten die Walfischbai, den Schlüsselpunkt des Damaralandes, besetzt hatte und an der Erwerbung des ganzen Damara- und Namaqualandes nur durch die gefährlichen Kriege mit den Boers und Zulus an der Ostseite Südafrikas gehindert worden war. England aber lehnte consequent jede Bitte der Missionäre um Hilfe ab; denn der Orange sei die nördliche Grenze seiner Besitzungen, und jenseits derselben habe es nur an der Walfischbai und deren nächster Umgebung staatliche Verpflichtungen.*)

Glücklicherweise wurde der letzte grosse Krieg 1881 durch den Einfluss der Missionäre, die jetzt unter beiden Völkern thätig waren, beigelegt, aber die Hoffnung auf dauernde Sicherheit brachten andere Ereignisse. Die Firma F. A. Lüderitz in Bremen, deren Chef, Adolf Lüderitz, den afrikanischen Handel aus eigener Erfahrung kannte**), wendete sich nämlich am 16. November 1882 an das Auswärtige Amt in Berlin mit der Anzeige, dass er gesonnen sei, ein Schiff mit deutschen Waren nach einem Platze an der Südwestküste Afrikas zwischen 22° und 28° südlicher Breite zu schicken, welche noch im Besitze eingeborener Herrscher ist, um dort die Waren zu verkaufen und womöglich eine Factorei zu errichten. Zur Sicherung der letzteren wolle er mit den dortigen Machthabern Contracte abschliessen, damit sie ihm gegen einen jährlich zu zahlenden Tribut den Alleinhandel in ihrem Lande erlauben und das alleinige Besitzrecht auf die zur Anlage der Factoreien und Pflanzungen, oder auch Straussfarmen, nöthigen Ländereien einräumen. Zugleich bat er, unter welchen Bedingungen man gestatte, dass diese Erwerbungen sogleich bei Abschluss der Contracte unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt werden.***)

Die deutsche Regierung erinnerte sich an die oben erwähnten Erklärungen der Engländer, und nachdem Lüderitz im April 1883 durch die Thätigkeit des Heinr. Vogelsang 150 eng-

---

*) So in der Depesche an die deutsche Regierung vom 20. October 1881. Weissbuch 1885. I. Angra Pequena. A. Nr. 4.

**) Biographien und Porträts von A. Lüderitz und Heinr. Vogelsang. D. Kol. Z. 1884. S. 444 ff.

***) Weissbuch 1885. I. Angra Pequena. B. Nr. 1.

lische Quadratmeilen an der Bai von Angra Pequena erworben hatte, wurde ihm der Schutz des Deutschen Reiches soweit zugesagt, als sein Unternehmen sich auf wohlerworbene Rechte stütze und nicht mit früheren Rechtsansprüchen, sei es der einheimischen Bevölkerung, sei es der benachbarten Engländer, collidiere. Damit war der denkwürdige Entschluss des deutschen Reiches erklärt, im Gegensatze zu dem bisherigen Verhalten überseeische Besitzungen zu erwerben.

Die Engländer suchten jetzt nach Rechten ihrer Unterthanen an der fraglichen Küste. Da diese sich leider nur auf einige kleine Guanoinseln vor der Bai von Angra Pequena erstreckten, die aber damals bereits mit Scheereisen und Besen reingefegt waren, so gaben die Engländer im November 1883 die Erklärung, dass sie formell wohl nur einzelne Punkte an dieser Küste in Besitz genommen hätten, dass aber trotzdem die Souverainität einer andern Macht an jener Küste mit den Rechten Englands collidieren würde. Deutschland dagegen kehrte sich nicht an die Betonung der Interessensphäre der Engländer, sondern hielt sich an die Rechtsansprüche, und so wurde am 7. August 1884 von deutschen Kriegsschiffen die deutsche Flagge in Angra Pequena, am 12. August in Sandwich Harbour gehisst und dadurch die Küstenstrecke vom 26. Breitegrade bis Cap Frio nördlich, ausgenommen die Walfischbai, unter Reichsschutz gestellt.*) Die staunende Welt aber erfuhr wegen der schlechten Verbindung mit den dortigen Gegenden diese Thatsache erst im Anfange des Monats September.

Betrachten wir nun die Beschaffenheit und die Hilfsquellen der ersten deutschen Colonie.**) Auf der ganzen Strecke vom Orangeflusse bis Cap Frio wird der öde Strand nur selten von Felsen unterbrochen. Hinter ihm erheben sich Dünen, die oft 50—60 m ja im Süden von Sandwich Harbour 150 m hoch und erstaunlich steil sind. Die schweren Ochsenwagen, mit denen in Südafrika der Handel vermittelt wird, müssen am Rande dieser Dünen oft stundenlang hinfahren, bis sie an ein Flussthor kommen, an eine Lücke, die ein Fluss in die Dünen gerissen hat. Trotzdem nun diese Küste fast ausschliesslich sandig ist, so finden sich doch an ihr eine Reihe recht guter Häfen, denn der Südwest, der hier einen grossen Theil des Jahres weht, treibt den Sand beständig nach Nordost dem Strande entlang und bildet sandige Landzungen, die von der Küste nach Norden auslaufen und durch den Wind verlängert werden.***) Daher sind auch alle Häfen

---

*) Schilderung des Vorganges von einem Augenzeugen. E. Walt. Wegner. Aus Deutsch-Afrika. Leipzig 1885. S. 46 und S. 56.
**) S. Justus Perthes' Kolonien-Karten Nr. 1 und 2.
***) Petermanns Mitth. 1878. S. 306.

in diesen Gegenden nur nach Norden offen und so gegen die vorherrschend südwestliche Dünung des dortigen Meeres geschützt. Die englische Walfischbai ist der beste Hafen. In ihr endigen die freilich meist wasserleeren Bette der Flüsse Tsoachaub und Kuisip, welche auch den besten Weg in das Innere des Landes bilden.*) Südlich von der Walfischbai, am Wendekreise des Steinbocks, liegt Sandwich Harbour, von dem ebenfalls ein Weg zum Kuisip führt. Dieser Punkt ist auch so glücklich, Trinkwasser in der Nähe des Strandes zu besitzen. Dagegen muss der sonst ausgezeichnete Haupthafen der Deutschen, Angra Pequena,**) das Trinkwasser vom Orangeflusse beziehen, so dass die Tonne auf 33 Shillings kommt.

Die Ochsenwagen, auf denen nun die Waren von den Häfen in das Innere des Landes geschafft werden, halten sich möglichst in der Nähe der Flussläufe, die in der Tiefe wenigstens in gewissen Entfernungen brackiges Wasser führen, das zum Tränken der Ochsen geeignet ist. Einem Europäer kommt es freilich wie Ofner Bitterwasser vor. Die Sandzone hat im Süden eine Breite von 60 km und wird nach Norden zu immer schmäler. Hinter derselben steigt das Land im allgemeinen allmählich an, doch muss man von Zeit zu Zeit über Terrassen von rothem Sandstein, die nur nach Westen schroff abfallen, während ihre nach innen gewendeten Abhänge immer unbedeutend sind. Je weiter man nach Osten kommt, desto besser wird die Vegetation, und endlich gelangt man auf die breite prairieartige Höhe (1000—1500 m. hoch), die sich jenseits wieder langsam zum Ngamisee und zur Kalahari absenkt. Auf diesem Plateau erheben sich zwischen dem Wendekreise und 20° südlicher Breite Bergländer mit Höhen von mehr als 2400 m.

Das Hauptgestein in dem ganzen Gebiete, das den westlichen Theil der Umrandung des südafrikanischen Beckens bildet, besteht aus grobkörnigem Gneis und krystallinischem Schiefer. Es ist merkwürdig verwittert, und die früheren Erhebungen sind daher zum grössten Theile unter Sand begraben.

Das Klima dieser Länder ist gesund, aber ungewöhnlich trocken. An der Küste regnet es überhaupt nur nach jahrelangen Zwischenräumen. Daher steht auf einem Sandhügel am Strande der Walfischbai noch heute ein Haus aus der Mitte der fünfziger Jahre, das man kurz entschlossen auf Salzsäcke fundierte, weil ein anderes passendes Material nicht zur Hand war. Es wehen wohl an dieser Küste vom September bis Januar frische Südwestwinde 100—200 km. weit ins Land hinein, sie werden aber bei ihrem Streichen über

---

*) Beschreibung des Hafens in Ann. der Hydrogr. und marit. Meteorolog. 1884. S. 651. Skizze und Ansicht desselben Tafel 7 und 8.

**) S. Ann. der Hydr. und marit. Meterolog. 1884. S. 663 u. S. 714.

das erhitzte Land erwärmt und damit relativ trocken. So gibt es auf der See in der Nähe der Küste noch Gewitter; wie aber die Wolken über das Land kommen, werden sie aufgelöst. Die Luft ist in der Zeit des Morgens unsichtig und kalter Nebel bedeckt die Küste. Der Thau gestaltet sich manchmal zu einem förmlichen Sprühregen.

Gegen das Innere zu steigt die Regenmenge allmählich. Im Damaralande regnet es vom Mai bis Mitte November, im Namaqualande vom December bis April. Der Regenbringer ist der vom indischen Ocean kommende Ost, der leider den grössten Theil seiner Feuchtigkeit an den östlichen Randgebirgen Südafrikas verloren hat. Condensationen treten daher nur dann ein, wenn heftige Strömungen eine örtliche Erkältung der Luftschichten herbeiführen. Daher regnet es hier nur bei Gewittern, und die Regen sind immer kurze Wolkenbrüche. Die Wassermassen, die nun vom Himmel stürzen, dringen rasch durch den Sand und Kies, der den grössten Theil des Landes bedeckt, sammeln sich in den Vertiefungen des Urgesteins und strömen nach den Flüssen, die dann plötzlich mit grosser Gewalt anschwellen, alles mit sich reissend. Doch ebenso rasch sind die Fluten verlaufen, denn die Oberfläche des Landes gleicht ja einem flachen Ziegeldache. Nur selten erreichen die Gewässer das Meer; meist verwandeln sie sich in dem Sande der Küstenzone in einen Brei.

So muss in diesen Ländern jedes Thier und jede Pflanze hart um das Dasein ringen, und es kann eine reichere Vegetation nur in besonders begünstigten Lagen auftreten. In der langen Zeit der Trockenheit verdorrt das Gras vollständig; aber schon nach einigen Gewittern bedeckt sich die Ebene mit Gras und Blumen. Das Gras bildet wie in Australien nie Rasen, sondern schiesst in Büscheln halmartig oft 1 m hoch empor. Heu wird nicht gemacht. Bäume wachsen fast nur an den Rändern der ausgetrockneten Flussbette. Sie gehören meist zu den Akazien und Mimosen, die geschaffen sind für Länder mit geringer Luftfeuchtigkeit. Ja ohne den Ahnabaum, einen riesigen Akazienbusch, wäre durch vier Monate der Verkehr zwischen dem Binnenlande und der Walfischbai unmöglich; denn das Vieh findet in der langen Zeit der Dürre seine Hauptnahrung in den dann reifen Schotten. Moose, Pilze, Schwämme sucht man natürlich vergebens in der Heimat der merkwürdigen *Welwitschia mirabilis*.

Die Thierwelt ist in diesen Ländern trotz der nicht günstigen Vegetations- und Wasserverhältnisse ziemlich reich vertreten. Die Zeiten sind freilich vorüber, in denen die Hottentotten nur von der Jagd lebten und die Missionäre als Wege durch das weit verbreitete Dorngebüsch die Rhinocerospfade be-

nützten. Seit der Einführung der Feuerwaffen ist der Elephant ganz verschwunden, die Zahl der Strausse sehr verringert und auch das Nashorn trifft man nur selten an. Doch leben hier noch Löwen, Leoparden und Panther.

Man jagt Giraffen, Büffel, Antilopen, Springböcke und Wildkatzen. Das Zebra ist in mehreren Arten vertreten. Zahlreich kommen Hyänen und wilde Hunde vor. Von den Insecten wird die Wanderheuschrecke manchmal zur Landplage, und die grossen Termiten sind den menschlichen Wohnsitzen gefährlich.

Wie schon erwähnt wurde, sind die Hereros passionierte Viehzüchter.

Ihr Hauptstolz sind die mittelgrossen, schlanken und flinken Rinder. Sie haben starke Knochen und harte Klauen. Die Reitochsen traben ganz tapfer mit den Pferden; die Zugochsen sind von seltener Ausdauer und Genügsamkeit. Die Hereros trachten vor allem, diese Eigenschaften durch entsprechende Zuchtwahl zu erhalten; dagegen legen sie auf Milchergiebigkeit wenig Gewicht, obwohl sie fast nichts als Milch geniessen.

Die Schafe sind kurzwollig und haben Fettschwänze. Sie strotzen förmlich vom Fette. Ihr Fleisch ist dabei wohlschmeckend, und man wird dessen nicht leicht überdrüssig. Ziegen finden wir in den Bergländern ziemlich häufig.

Alle diese Thiere gedeihen ohne Pflege ausgezeichnet im Freien, nur das Pferd, das erst in diesem Jahrhunderte eingeführt wurde, ist sehr empfindlich gegen die Einflüsse des Klimas.

Gross ist der Reichthum des dortigen Meeres an Fischen. Der »Nautilus« erhielt mit zweimaligem Einholen des Schleppnetzes eine genügende Menge Fische, um die ganze Besatzung zu versorgen. Man jagt hier auch Pelzrobben, und eine Unzahl von Seevögeln belebt die todte Küste und die vorgelagerten Inseln und arbeitet an den Guanolagern, die nach gewissen Zeiten von den Menschen abgeräumt werden.

Aber all die genannten Producte treten zurück gegen das häufige Vorkommen nutzbarer Mineralien, die bei dem eigenthümlichen Baue des Landes offen zutage liegen. Bis jetzt kennt man mehrere reiche Lager von Kupfer und silberhältigen Bleierzen.

Es ist natürlich, dass unter den geschilderten Lebensbedingungen die Zahl der Bewohner dieser Länder eine beschränkte sein muss. Behm und Wagner rechnen auf das Namaqualand 16.850, auf das Damaraland 112.150, das sind zusammen 138.000 Menschen, die sich über ein Gebiet von der Grösse Frankreichs zerstreuen.*)

---

*) Bevölkerung der Erde V. S. 55.

Auch sind die dortigen Völker kaum imstande, ohne Anregung von aussen einen höheren Grad von Cultur zu erreichen. Die Namaquas waren früher Jäger. Jetzt ist das Wild abgeschossen, und da sie zu faul sind ihre Herden zu beaufsichtigen, so betteln sie, oder sie stehlen das Vieh der Hereros, deren ganzes Leben an den Herden hängt. Diese hassen auch harte Arbeit, aber für ihre Herden graben sie in der Zeit der Dürre Brunnen mit Lust und Freude und heissen daher bei ihren Nachbarn Ovaherero, d. i. Brunnengräber. Selbst beim Tanze ahmen sie ihre Ochsen nach, und es herrscht allgemeiner Jubel, wenn die Copie eines berühmten Individuums so wohl gelungen ist, dass das Original sofort erkannt wird.*)

Die Namaquas sind leichtsinnig, machen gerne Schulden und denken nicht ans Zahlen. Die Hereros wieder sind so geizig, dass die Besitzer von Herden, die nach Tausenden zählen, in der trockenen Zeit, wenn das Vieh keine Milch gibt, lieber den Gürtel, den »Hungerstützer« enger ziehen, als ein Stück schlachten. Auch lassen sie sich nur schwer zum Verkaufe der Thiere bewegen.

Bei beiden Völkern herrscht Communismus für Grund und Boden und die in der Erde ruhenden Producte. Daher sind sie nicht gegen die Anlegung von Bergwerken durch die Weissen.

Von Haus aus haben beide Völker geringe Bedürfnisse. Die Hütten der Hereros bestehen aus Flechtwerk, das innen und aussen mit Rindermist bestrichen ist. Wie wir die Häuser frisch tünchen, so erneuern die Hereros den Mistanwurf. Die Namaquas verwenden nicht einmal so viele Sorgfalt auf ihre Wohnungen. Die Kleider bestehen aus Thierfellen; als Schmucksachen benützen die Hereros gerne Ringe von Eisen. Noch tiefer stehen die Bergdamaras, die nichts besitzen und meist im Freien leben. Sie werden von den Hereros als Auswürflinge betrachtet und nehmen vielleicht eben darum gerne Arbeit bei den Europäern.

Bei der Bedürfnislosigkeit des Volkes war der Import ursprünglich klein. Durch das Christenthum gewöhnten sich die Eingeborenen an Kleider aus Schafwoll- und Baumwollstoffen, an Schuhwerk, Decken, Hüte und Hemden. Sie lernten von den Missionären den Bau von Häusern, und jetzt werden Bretter importiert. Für die Karren und Wagen, mit denen der Handel betrieben wird, braucht man hartes Holz und Wagentheile. Ansehnlich ist auch der Import von Waffen und Munition, dann von Eisenwaren, da die Eingebornen die Bearbeitung des Eisens nicht kennen. Natürlich kommt auch Tabak zur Einfuhr, und sollte sich die Zahl der Weissen vermehren, so wird der Verbrauch von Colonialwaren rasch steigen.

---

*) Büttner. Viehwirtschaft der Hereros. Ausland 1883. S. 489 ff.

Noch kürzer ist die Reihe der Exportartikel. Zunächst kommt Rindvieh in Betracht, aber nur so lange, als die Preise am Cap wesentlich höher stehen, als im Damaralande. Die Ausfuhr von Straussfedern hat gegenwärtig geringe Bedeutung. Grössere Werte schaffen die Jagd auf Seethiere und das Einsammeln des Guano.

Aus den geschilderten Verhältnissen ergibt sich, dass der Handel von Angra Pequena klein ist. Alle 4—6 Wochen kommt ein Schiff über Capstadt und das genügt; daher braucht auch ein Brief nicht weniger als zwei bis dritthalb Monate, um aus Deutschland in die neue Colonie zu gelangen.

Wohl wird der eigene Bedarf des Landes wachsen mit der steigenden Cultur der Einwohner. Vielleicht gewinnt auch die Schafzucht im Namaqualande, wo weniger Dorngebüsch steht, eine gewisse Bedeutung für den Handel. Die Straussenzucht hatte Lüderitz vom Anfange an im Auge.

Aber der Fortschritt in der Besserung der Verhältnisse wird nur ein allmählicher sein. Denn das Land bietet höchstens Raum für eine europäische Einwanderung von wenigen hundert Ackerbauern, und die projectierte Einführung des Bergbaues hat mehr Bedeutung für die Unternehmer als für das Land, da man hier nicht Schmelzwerke errichten kann wegen des Mangels an Brennmaterial.

Ebenso wird der Transitoverkehr immer beschränkt bleiben; denn im Hintergrunde der deutschen Erwerbungen liegt die Wüste Kalahari, die vielleicht etwas besser ist, als ihr Ruf, aber im grossen und ganzen doch eine Wüste bleibt. Nur nach Nordosten hin, nach den Zuflüssen des Zambesi dürfte sich ein Handel durch das Damaraland mit Umgehung der portugiesischen Besitzungen entwickeln.

Doch auch darauf darf man nicht zu grosse Hoffnungen setzen, denn der Betrieb des Handels mit den schweren Ochsenwagen ist schwerfällig und theuer. Ein solcher Wagen ladet etwa 4000 Pfund und braucht beim Transporte 16—18 Ochsen, 1 Treiber, 1 Leiter und 1 Hirten. Für jede Fahrt müssen die Ochsen erst aus dem Innern an die Küste gebracht werden und dann sich in einer Oase durch einige Tage erholen, bevor man die Rückreise antreten kann. So dauert die ganze Campagne für die Strecke Walfischbai-Otyimbinque (200 km) 3 Wochen, und die Fracht steigt für 100 engl. Pfund auf 100 Shilling.

Im äussern Handel herrschen dort englische Masse und Gewichte, der Handel mit den Eingebornen ist aber noch Tauschhandel, und verlangt viel Uebung und Geduld. Die Handelssprache ist das Holländische, das die erobernden Hottentotten ins Land brachten und in der die Missionäre den

Gottesdienst halten. In holländischer Sprache sind daher auch die Verträge der Firma Lüderitz mit den Eingebornen abgefasst, denn sie wurden durch die Missionäre vermittelt.

Dies führt uns von selbst darauf, den Gang dieser Erwerbungen näher zu betrachten. Der erste Vertrag wurde am 1. Mai 1883 abgeschlossen und brachte die Bai von Angra Pequena und 150 engl. Quadratmeilen der Umgebung in die Hände der Deutschen. Dazu erwarb Heinrich Vogelsang am 25. August 1883 durch Vermittlung des Missionärs Baum in Bethanien von dem Chief Joseph Frederick den übrigen Theil der Küste vom Oranjefluss aufwärts bis zum 26° südl. Breite nebst 20 geogr. Meilen Landesfläche von jedem Punkte der Küste aus für 100 L. St., 50 Gewehre und Munition. Dieses Gebiet nennt man jetzt Lüderitzland. Im August erfolgte auch die Erwerbung von Sandwich Harbour und Umgebung um 20 L. St. von den dort hausenden armseligen Topnastämmen.

Aber der mächtigste Häuptling der Damaras, Kamaherero, der früher gegen die Deutschen so gut war, will jetzt von ihnen durchaus nichts wissen. Er lehnt alle Verträge, selbst die über den Betrieb von Bergwerken ab*) und bestreitet sogar die Giltigkeit der Erwerbung am Sandwich Harbour. Leider sind die reichsten Kupferlager gerade im Gebiete dieses Häuptlings, der weder lesen noch schreiben kann, aber der geriebenste Kopf Südafrikas ist. Die Grundlage der deutschen Unternehmung wird daher noch für längere Zeit das Namaqualand bleiben.

Man schloss dort im October 1884 Schutzverträge mit den Bastards von Rehoboth und dem Chief Frederick Joseph von Bethanien, in welchem der Firma Lüderitz das ausschliessliche Minenrecht und allen Deutschen die volle Freiheit für Handel und Verkehr zugesichert wurde. Die Häuptlinge verpflichteten sich auch, ihre Beziehungen zu den andern Völkern und Staaten nicht ohne die deutsche Regierung zu ändern. Die deutschen Staatsangehörigen stehen unter deutscher Gerichtsbarkeit, dagegen bleibt den einheimischen Machthabern die volle Herrschaft über ihre Unterthanen.**) Unter der unmittelbaren Herrschaft des deutschen Reiches stehen nur die von Lüderitz käuflich erworbenen Gebiete.

Alle diese Vortheile konnte Lüderitz in so kurzer Zeit nur durch die Hilfe der deutschen Missionäre erreichen. Sie verlangten dagegen zur Sicherung ihrer Stellung im Lande das Verbot des Branntweinhandels und die Ausschliessung katholischer Missionäre. Beides wurde von Lüderitz zugestanden.

---

*) Unter andern verhandelte auch Dr. Pechuel-Lösche vergebens mit ihm. Derselbe stellte Ostern 1885 auf dem deutschen Geographentage in Hamburg Aquarelle aus dem Damaralande aus.

**) S. die Verträge in der »Deutschen Kolonial-Zeitung,« 1885. S. 137 ff.

Die Mittel der Firma reichten nun nicht hin zur Ausführung all der grossen Aufgaben, die zu lösen waren. Lüderitz beschloss daher, seine Rechte an eine Actiengesellschaft zu übertragen. Nachdem durch wiederholte fachmännische Untersuchungen der bereits bekannte Reichthum des Landes an Kupfer und silberhältigen Bleierzen neuerdings erwiesen war, gelang die Bildung der »Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.« Das Statut vom 5. April 1885 wurde am 13. April genehmigt. Die Gesellschaft tritt dadurch in alle Rechte der Firma F. A. Lüderitz ein. Ihr Actiencapital beträgt gegenwärtig 800.000 Mark und kann um die Hälfte auf 1,200.000 Mark erhöht werden. Der Sitz der Gesellschaft ist in Berlin. Mitglieder können nur Angehörige des deutschen Reiches sein.

Es erübrigt uns nun zum Schlusse zu erörtern, welche Erwartungen man an die Colonie knüpfen darf.

Das Grossartigste hofften im Anfange jene Unberufenen, die ohne Beachtung der dortigen Verhältnisse die Deutschen in Südafrika einfach an die Stelle der Engländer treten sahen. Namentlich als der Reisende Einwald am Ende 1884 für Lüderitz die St. Luciabai im Zululande erworben hatte, war gegen diese Ansicht kein Zweifel mehr gestattet. Aber allmählich gelangte man zur Einsicht, das die Boers, der entscheidende Theil des weissen Elementes, die Deutschen ebenso hassen wie die Engländer; denn sie wollen Afrika für die »Afrikander.« Da auch die deutsche Regierung es wegen zweifelhafter Rechtsverhältnisse ablehnte, die Luciabai in ihren Schutz zu nehmen *), so beschäftigte man sich endlich genauer mit Angra Pequena. Aber man bezeichnete jetzt Angra Pequena gern mit dem Ausdrucke »Sandloch.«

Die unparteiische Beurtheilung kommt zu dem Schlusse, dass die Leitung des Geschäftes durch einen so erfahrenen Kaufmann, wie Herr Adolf Lüderitz ist, der Handelsgesellschaft die sichere Hoffnung auf einen bürgerlichen Gewinn aus dem Handelsgeschäfte gibt. Derselbe wird sich ansehnlich steigern, wenn es gelingt, die Ausbeutung der Guanolager und den Robbenschlag an der Küste den englischen Händen zu entwinden. Aber die Haupthoffnung des Gewinnstes ruht auf dem Bergbaue auf Kupfer und silberhältige Bleierze **). Das Vorbild ist die Cap Cooper Mining Cy., südlich vom Oranjeflusse gelegen, welche 40—50% Dividende trägt. Nun ist freilich, wie ein hervorragender Abgeordneter sagte,

*) Am 7. April 1885 verzichtete sie der englischen Regierung gegenüber ausdrücklich auf die Erwerbung von Gebieten an der Küste zwischen Natal und der Delagoabai.

**) Auch die Discontogesellschaft, die schon früher Bergwerksrechte, wie mir aber scheint, im Damaralande erworben hat, will sich am dortigen Bergbau betheiligen.

jedes Bergwerk eine Lotterie und ein Bergwerk in einer Colonie eine Lotterie in der Lotterie, aber nur dann, wenn man das Vorkommen der Erze nicht genau kennt. Hier aber liegen sie zutage, und der Transport zur Küste ist ein Factor, den man berechnen kann. Wenn man dem entgegen auf den Fall der Missions-Handelsgesellschaft und einer älteren Unternehmung für den Bau auf Kupfer hinweist, so darf man auch nicht verschweigen, dass beide schlecht geleitet waren.

II. Westafrika.

Die grosse Agitation, die für die Gründung deutscher Colonien thätig ist, verweilt mit einer gewissen Vorliebe bei der Thatsache, dass schon vor 200 Jahren ein deutscher Staat, Brandenburg-Preussen, Colonien in Westafrika besessen hat. Aber die blühende Niederlassung am Cap blanco fiel bald in die Hände der Franzosen*).

Hamburger Kaufleute knüpften die verlorene Verbindung wieder an, und heute haben die Deutschen auf der Strecke von der Mündung der Gambia bis zu der Nordgrenze der portugiesischen Provinz Angola 66 Factoreien und verdrängen Franzosen und Engländer von so mancher Küstenstrecke. Nicht weniger als 20 Factoreien, in drei Gruppen vertheilt, gehören der Weltfirma C. Woermann. Ihr Begründer, Carl Woermann setzte sich 1849, nur zwei Jahre später als das erste englische Haus, in Liberia fest. Und wieder folgte er den Engländern, als er 1862 am Gabun Niederlassungen gründete und wenige Jahre später den Camerun mit einem Netz von Factoreien umspannte.

Der Handel wuchs so, dass Woermann ihn mit Seglern kaum mehr bewältigen konnte. Dazu liefern diese Gebiete nicht billige Massenartikel, sondern theure Waren, wie Elfenbein, Palmöl, welche die Verfrachtung mit Dampfern ganz gut vertragen. C. Woermann baute daher von 1880 an eine Reihe von stattlichen Dampfern, und besorgt seit dem Frühjahre 1881 den deutschen Postdienst von Gorée bis Ambriz.**)

Carl Woermann's ältester Sohn, Adolf Woermann setzt die Arbeit seines Vaters mit gleicher Thatkraft fort. Das Haus Woermann erzog aber auch eine Schule tüchtiger und strebsamer deutscher Kaufleute, die im Laufe der Zeit selbstständige Factoreien errichteten und so das Gebiet des deutschen Handels in

---

*) Brandenburg-Preussen auf der Westküste Afrikas 1681—1721. Berlin 1885.

**) Die Woermann'sche Linie wird jetzt zum Zwecke der Erweiterung der Verbindungen in die »Afrikanische Dampfschiffs-Actien-Gesellschaft« mit einem Capitale von 3 Mill. Mark umgewandelt.

Westafrika immer weiter ausdehnten. Unter diesen jüngeren Firmen ist Thormählen & Jantzen (seit 1874) die bedeutendste*).

Die ruhige Entwicklung des deutschen Handels wurde vor etwa drei Jahren durch eine Reihe von Ereignissen unterbrochen, die geeignet waren, allmählich die Wirksamkeit der deutschen Kaufleute zu untergraben.

So gelangte die deutsche Regierung durch einen Vertrag zwischen Frankreich und England vom 28. Juni 1882 zu der Kenntnis, dass in Sierra Leone der fremde Handelsstand nicht dieselben Rechte geniesse wie der britische. Sie wandte sich daher an die Hansestädte um Auskunft über die deutschen Interessen an der westafrikanischen Küste, und die berechtigten Beschwerden, welche bei dieser Gelegenheit von den betheiligten deutschen Firmen erhoben wurden, führten in ziemlich kurzer Zeit zur Erwerbung deutscher Colonien in Westafrika.

Von entscheidender Wichtigkeit für die Beurtheilung der westafrikanischen Verhältnisse ist die Denkschrift der Hamburger Handelskammer vom 6. Juli 1883**). Dieselbe anerkennt, dass in den dortigen englischen und französischen Besitzungen die Deutschen im allgemeinen den Einheimischen gleichgestellt werden, dass dagegen die portugiesischen Provinzen Angola und Benguela wegen der Differenzialzölle, mit welchen man alle Waaren belegt, die auf nicht portugiesischen Schiffen eingeführt werden, dem fremden Handel so gut wie verschlossen sind.

Trotz der formell gleichen Behandlung aller Nationen suchen aber Engländer und Franzosen ihre Unterthanen zu begünstigen. Die Engländer legen auf Waren, die vorzugsweise aus England bezogen werden, niedrige, auf solche, welche überwiegend aus anderen Ländern kommen, hohe Abgaben. Die Franzosen dagegen verbieten in Gabun seit dem Jänner 1883 den englischen und deutschen Firmen (französische gibt es dort nicht), die Einfuhr, ja den Besitz von Gewehren und Munition. Dem Gouverneur de Brazza aber bewilligten die Kammern 100.000 alte Gewehre.

Noch ungünstiger gestalteten sich damals die Verhältnisse zu der Negerrepublik Liberia und zu den noch freien Negerhäuptlingen. Liberia erhob in einem streitigen Gebiete südlich vom Cap Palmas von den deutschen Schiffen Auflagen, die es den Engländern nicht abzufordern wagte, und die Häuptlinge der freien Neger wurden so unverschämt in den Anforderungen an die Kaufleute, welche in ihren Gebieten Handel trieben, dass im

*) Richard Lesser. Die Woermann'sche Schule. Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, S. 14.

**) Weissbuch, Berlin 1885. I. Theil. Togogebiet und Biafra-Bay. Nr. 3.

Anfange des Jahres 1883 an der Togoküste der Exporthandel fast gänzlich ruhte*).

Man wies auch noch darauf hin, dass England und Frankreich mit vielen Negerhäuptlingen Verträge besitzen, die ihnen eine bevorzugte Stellung in deren Gebieten einräumen.

Aus den angeführten Gründen verlangte man die Ernennung eines deutschen Consuls an der Goldküste, Schutz- und Meistbegünstigungsverträge seitens Deutschlands mit den mächtigeren Häuptlingen und die Stationierung von Kriegsschiffen an den dortigen Küsten, die nöthigenfalls die Eingebornen zur pünktlichen Erfüllung dieser Verträge zwingen können.

Aber der Blick der in Westafrika betheiligten Firmen reicht weiter, und die Hamburger Handelskammer gibt den Wünschen derselben Ausdruck. Sie weist hin auf die dichte, consumfähige Bevölkerung des Innern Central-Afrikas, über die zuerst Stanley und dann die Arbeiten der *Association internationale* in Brüssel Licht verbreitet haben. Soll nun Deutschland einen dauernden Gewinn aus Afrika ziehen, so muss es einen Küstenstrich auf dem Festlande erwerben und eine Colonie gründen, um von dort aus den Verkehr mit dem reichen Innern zu organisieren. Für diesen Zweck halten die Hamburger das Gebiet des Camerunflusses gegenüber von Fernando Po für besonders geeignet.

Das Hauptthor in das Innere Afrikas aber bleibt der Congo. Eben waren die Engländer daran, ihn durch einen Vertrag den schwachen Portugiesen zu überlassen, weil sie hoffen konnten, so ganz unauffällig den Congohandel in ihren Händen zu monopolisieren. Daher beschäftigten sich die Hamburger auch mit dem Congo und wünschten, derselbe möge neutral erklärt werden und allen Staaten geöffnet bleiben.

Fürst Bismarck gieng auf die Vorstellungen der Hamburger Handelskammer ein. Er entsandte sofort Kriegsschiffe nach West-Afrika, um den Handel der Deutschen zu schützen, und veranstaltete in Berlin eine Conferenz, welche durch ihre Generalacte vom 26. Februar 1885 den Congo mit seinen Nebenflüssen neutral erklärte. Auch der Wunsch nach Gründung einer deutschen Colonie in Westafrika wurde erfüllt. Im Auftrage der deutschen Regierung begab sich die »Möwe« nach Gibraltar und nahm dort den berühmten Afrikareisenden Dr. Nachtigal an Bord, der nach seiner Instruction vom 19. Mai 1884 das Festland gegenüber Fernando Po in den unmittelbaren Schutz des deutschen Reiches übernehmen sollte. Vorher aber lief Dr. Nachtigal nach seiner Instruction das Togoland an, um nachzusehen, ob die dortigen Häuptlinge die mit den Kaufleuten eingegangenen Verträge erfüllen.

*) Bericht der Senats-Commission in Bremen vom 9. Juli 1883. Weissbuch 1885. I. Nr. 2.

I. Togoland.

Die englischen Besitzungen an der Nordküste des Meerbusens von Guinea zerfallen in zwei Gebiete: im Westen liegt die Goldküste, gegen den Niger zu die Colonie Lagos. Durch viele Jahre war der Voltafluss die Ostgrenze der englischen Goldküste. Da belegten die Engländer die Waren, die man nicht aus England bezog, mit geradezu riesigen Abgaben; so zahlte Pulver einen Zoll von 200% des Einkaufspreises. Selbstverständlich flüchtete sich der Handel nach Osten in die noch freien Gebiete, und die Engländer, welche sich um ihre Einnahmen betrogen sahen, folgten den Handelsleuten und annectierten immer neue Theile des freien Gebietes, bis sie an der Grenze des Togolandes anlangten.

Hier hatten sich Bremer und Hamburger Firmen angesiedelt*), und im Februar 1882 Contracte mit den Häuptlingen abgeschlossen, durch welche ihnen gegen Entrichtung gewisser Abgaben volle Freiheit in ihren Handelsoperationen zugesichert wurde. Diese Contracte blieben jedoch nicht lange aufrecht; die Häuptlinge erhöhten die Zölle, verlangten Extrageschenke und sperrten schliesslich einer Firma den Handel vollständig. Den Ausbruch des offenen Kampfes verhinderte nur die Ankunft des deutschen Kriegsschiffes »Sophie«, welches die Häuptlinge zur Anerkennung der Verträge zwang. Als nun die Engländer sahen, wie energisch die deutsche Regierung für ihre Unterthanen eintrete, sorgten sie für die Bildung einer englischen Partei im Lande. Es musste zu Unruhen kommen, und der Vorwand für die Besetzung der bis dahin freien Gebiete war da. Aber auch die deutschen Kaufleute waren nicht müssig und stellten den Häuptlingen den Verlust ihres Handels vor, wenn ihr Land unter die hohen englischen Zölle falle. Nun suchten die Engländer eine vollendete Thatsache zu schaffen. Mitte Juni kam der Districts-Commissär des benachbarten Quitta mit 30 der gefürchteten Haussasoldaten ins Togoland und stellte an die Häuptlinge die Forderung, unter 30 Tagen die deutschen Kaufleute zu vertreiben, sonst werde England das Togogebiet annectieren. Die Lage der Deutschen war eine verzweifelte.

Wieder erschien zur rechten Zeit, am 2. Juli, ein deutsches Kriegsschiff, die »Möwe«, mit Dr. Nachtigal an Bord auf der Rhede von Klein Povo und fuhr alsbald nach Bagida im Togolande. Die Noth erforderte rasches Handeln, um die nicht unbeträchtlichen deutschen Interessen bleibend zu sichern. Dr. Nachtigal schloss daher, obwohl seine Instruction ihn dazu

*) 1856: M. Victor Söhne aus Bremen; 1880: Wölber & Brohm aus Hamburg.

nicht ermächtigte, am 5. Juli mit dem Könige Mlapa von Togo einen Vertrag in englischer Sprache, durch welchen das Togoland unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wird. Der König verspricht, Verträge mit fremden Mächten oder Personen nicht ohne Einwilligung des deutschen Kaisers einzugehen, den Deutschen in seinem Lande Schutz, freien Handel und die Meistbegünstigung zu gewähren, auch ohne die Zustimmung der deutschen Regierung die bisherigen Zölle nicht zu erhöhen. Dagegen wird ihm von deutscher Seite die Freiheit des Handels und die bisherige Art und Weise der Zollerhebung zugesichert.*)

Die Grenzen des neuen Schutzgebietes erfahren wir aus dem Vertrage selbst. Es erstreckt sich längs der Küste von der Ostgrenze von Porto Seguro bis zur Westgrenze von Bey Beach oder Lome. Durch Aufhissen der deutschen Flagge wurde das Togoland in Besitz genommen und diese Thatsache am 13. October 1884 den auswärtigen Mächten angezeigt.

Im Westen grenzt also das deutsche Togoland an die englischen Besitzungen, im Osten an das Povoland. Leider verwehrte die Einsprache der französischen Regierung, die sich auf ältere aber nicht publicierte Verträge berief, die Ausdehnung der Grenze nach Osten, und die deutsche Regierung musste die Bitte der Häuptlinge von Klein Povo und Grigi um deutschen Schutz (5. März 1884)**) ohne Antwort lassen. Frankreich hat nun auf Grund dieser Ansprüche am 12. April 1885 die französische Schutzherrschaft über Gross Povo erklärt und für Klein Povo vorbereitet, und wird somit der östliche Grenznachbar des deutschen Gebietes werden.

Nach Dr. Hugo Zöller, dem bekannten Berichterstatter der »Kölnischen Zeitung«, der im October und November 1884 an der Sklavenküste eingehende Studien machte, denen wir in der Beschreibung des Landes folgen***), hat das deutsche Schutzgebiet einen Flächeninhalt von 1300 *km*² mit 40.000 Einwohnern. Doch beruhen diese Angaben nur auf Schätzungen, da man die Nordgrenze des Togolandes noch nicht kennt.

Die Küste hat eine Länge von 37 *km* und wird von einer sandigen aber dünenlosen Landzunge gebildet, die nur wenig über das Meer sich erhebt, und hinter der sich Lagunen ausdehnen. Das Togoland führt daher mit Recht seinen Namen, welcher »jenseits der Lagune« bedeutet†). Die Küste ist frei von jeglichen

*) Weissbuch 1885 I., Anlage zu Nr. 10.

**) Weissbuch 1885. I., Nr. 6.

***) Hugo Zöller. Das Togoland und die Sklavenküste. Berlin und Stuttgart. 1885, S. 75.

†) P. Langhans. Karte des deutschen Gebietes an der Sklavenküste. Auf Grundlage deutscher und englischer Aufnahmen und nach Hugo Zöllers Berichten. 1:250.000. Petermanns Mitth. 1885. Tafel 11.

Untiefen, und gutes Fahrwasser findet sich in nicht zu grosser Entfernung vom Lande; dadurch verliert die heftige Brandung, die an diesen Küsten herrscht, ihre Gefährlichkeit. Das Landen mit den kleinen Booten bleibt aber mit Ausnahme der Zeit des Harmattan (December bis Februar) immer schwierig, und oft kommen die Waren ganz durchnässt ans Ufer.

An der Sklavenküste können die Schiffe sich nur schwer orientieren, da auch das Hinterland überall flach ist und keine Landmarken bietet*); nur die Bestände hochstämmiger Cocospalmen heben sich hie und da am Horizonte ab.

Wer nun den 20—60 *m* breiten Strand des Togolandes vom Meere her durchschritten hat, kommt zunächst in einen Streifen von fast undurchdringlichem, stachlichtem Buschwerk, durch welches nur kleine mannsbreite Pfade in Schlangenwindungen führen, die unberechenbar sind, weil der Neger ein Hindernis nie aus dem Wege schafft, sondern umgeht. Erst hinter diesem $^1/_2$—$1\,^1/_2$ *km* breiten Streifen wechseln Schilfrohr, höheres Buschwerk, Gruppen von Palmen und anderen hohen Bäumen mit weiten Savannen in bunter Folge.

Der Stand der Lagune ist verschieden nach den Jahreszeiten. Ihr westlicher Ausläufer steht nur in der Regenzeit unter Wasser. Gegen Osten vertieft sich die Lagune allmählich und erweitert sich nach Norden zu einem 3—5 *m* tiefen See, für den Zöller den Namen Togosee vorschlägt. Der östliche Theil der Strandlagune hat wieder seichteres Fahrwasser.

Von allen Seiten fällt das Festland mit Höhen von 10—40 *m* steil zur Lagune ab. Das niedrige Vorland besteht aus hellgrauem Thon und wird von einem schmalen Streifen Riedgras begrenzt. Aber im Nordosten des Togosees breitet sich Mangrovegebüsch aus, und im Nordwesten muss man erst durch ein $1\,^1/_2$—2 *km* breites Dickicht von Schilfrohr und Wasserpflanzen, bis man an die Abstürze des dunkelrothen und sehr fruchtbaren Thonbodens kommt, aus dem das Innere des Togolandes besteht. Ueberall zeigen sich dem Auge langgestreckte, vielfach durch einander sich krümmende Wellen, aber nirgendwo vereinzelte Berge oder Hügel. Die höchsten Erhebungen mögen 160 *m* über dem Meeresspiegel erreichen.

In die Nordspitze des Togosees mündet der Haho, der einzige Fluss des Landes, den Zöller entdeckte und ein Stück aufwärts befuhr, bis nicht mangelnde Wassertiefe, sondern die zahlreichen Fischzäune der Eingebornen es räthlich erscheinen liessen, umzukehren.

---

*) Reiseberichte S. M. S. »Sophie«: Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1885. Seite 195. Ansichten von der Togoküste. Ebendaselbst. Tafel 4.

Das Klima des Togo- und des Povogebietes ist nicht so bös, als dasjenige von Senegambien, Sierra Leone oder Liberia. Auch hat glücklicherweise das gelbe Fieber diese Küsten noch nicht erreicht Aber dem Wechselfieber entgeht niemand, der längere Zeit im Lande weilt. Namentlich gefährlich ist die Lagune, wo diese seicht ist. Wenn bei Lome vor Sonnenaufgang die Landbrise einsetzt und die Ausdünstungen der sumpfigen Lagune zur See hinübertreibt, so wird der Aufenthalt selbst noch auf dem Oberdeck der Schiffe, die vor Anker liegen, höchst unleidlich.

Das Togoland hat zwei Regenzeiten; die grosse Regenzeit, von den Schwarzen Winter genannt, beginnt anfangs Mai und dauert den Juni, Juli und August hindurch. Schon im September wird der Himmel wolkenfrei, und die kleine Trockenzeit dauert bis Ende October. Die darauffolgende kleine Regenzeit hält nur wenige Wochen an, ja sie bleibt auch öfter ganz aus.

Durch den grössten Theil des Jahres weht der Wind aus Südwest; aber vom December bis in den Februar hinein kommt vom Norden her ein Landwind, der Harmattan, der sehr trocken ist und rothen Staub mit sich führt. Da bekommen Thüren und Holzmöbel Risse und knarren von selbst; die Seebrise fehlt gänzlich. Die Temperaturschwankungen sind gering, und infolge der fast stets wehenden Brisen bleibt auch zur Mittagszeit zu allen Jahreszeiten das Thermometer zwischen 27° und 32° C. Die Tornados, welche sich hier wie überall in der heissen Zone beim Uebergange der Jahreszeiten über dem Meere bilden, sind nicht besonders heftig.

Die Vegetation des Togolandes ist natürlich reich, aber einen regelrechten Urwald mit seinen erstaunlichen Pflanzenverschlingungen fand Zöller nur am Haho. Sonst trifft man Buschwerk, überragt von Boababs-, Yucca- und Affenbrotbäumen; Cocospalmen und Oelpalmen umgeben jedes Dorf; die Palmwälder aber, aus denen das zu Markt gebrachte Oel stammt, beginnen erst 20—30 *km* von der Küste.

Im Togolande gedeihen ferner Baumwolle und Indigo. Nahrung bieten Bananen, Bataten und vor allem Mais, der in regelrechten Feldern gepflanzt wird, die häufig mit Cactus umzäunt sind. Die Eingebornen machen daraus ein Brot von der Form und Consistenz unserer Mehlklösse, das sie Kinke oder Abo nennen und jeden Tag frisch bereiten. Die Menge des gewonnenen Maises reicht nicht hin für die Bedürfnisse der Bevölkerung.

Auch die Zahl der Hausthiere, Ziegen und Schweine abgerechnet, ist klein. Die Einwohner von Porto Seguro sind die einzigen im ganzen Togolande, die Kühe halten. Neben Mais bilden Fische die Hauptnahrung der Bevölkerung. Die Lagune ist so reich an ihnen, dass man den Ueberschuss über den täg-

lichen Bedarf trocknet und ins Innere verkauft. Der Fischfang ist ganz frei bis auf die Einschränkung, dass jedes Dorf den angrenzenden Theil der Lagune absperrt und in diesen Fischzäunen nur schmale Durchgänge für die Canoes lässt. Die Wälder wimmeln von Flugwild, namentlich von Tauben, aber vierfüssiges Wild scheint es nicht zu geben. Selbstverständlich fehlen im Togolande nicht Crocodile, Mosquitos und Mangrovefliegen.

Die Bewohner dieses Landes sind ein Negerstamm, die lustigen und fleissigen Togos. Sie haben schöne, wohlgepflegte Felder, die Strassen ihrer Dörfer sind wunderbar reinlich; nur Porto Seguro ist ein Schmutznest. Ihre Sprache ist einer der vier Dialecte des Ewe und noch wenig bekannt. Sie sind Fetischanbeter und opfern mit besonderem Eifer jenen Götzen, die das böse Princip vertreten, denn diese schaden ja. In ihrem Gebiete liegt 4 km nördlich von Lome die heilige Fetischstadt Be, deren Patron, dem Sternschnuppen- und Kriegsgott Nijkpla, man sich nur nackt nähern darf. Zöller kam erst nach längerem Palawer hinein mit Schuhen, Hose, Helm und einem Negertuch um die Schulter bekleidet. Solche Palawers*) oder Verhandlungen mit den Eingebornen hat der Reisende an der Guineaküste sehr oft zu bestehen. Dieselben dauern manchmal mehrere Stunden, denn dem Neger ist die Zeit nicht kostbar. Am Schlusse des Palawers erhält dann der Fremde ein Geschenk und muss dafür ein Gegengeschenk geben. Ueberhaupt haben die Neger in den dortigen Gegenden eine Reihe von Gebräuchen, die man streng einhalten muss.

Es ist auffallend, dass die Frauen der Togos ein geringeres Bedürfnis nach Bekleidung haben als die Männer. Umsomehr halten sie auf Schmuck, und im Nothfalle verwenden sie auch einen Strick als Hals- oder Armband. Als Waffen gebrauchen sie dolchartige Messer, Schwerter und Steinschlossgewehre, die in ihren Händen ziemlich ungefährlich sind.

Wie schon erwähnt, zeichnen sich die Dörfer des Togolandes durch grosse Reinlichkeit aus; man hat eigene Gruben für den Kehricht. Die Gassen sind winkelig und enge. Die meist ebenerdigen Häuser liegen hinter hohen Zäunen aus Maisstroh. Sie sind viereckig und haben ein spitzes Dach aus Binsenstroh, nicht unähnlich unseren Bauernhäusern. Die Wände bestehen aus Quadern von Thon, der der Haltbarkeit wegen mit Binsen und Stroh gemischt ist.

Den besten Beweis für die Höhe, welche ihre Cultur erreicht hat, liefern die Artikel, welche sie erzeugen. Sie machen Strohmatten, Calebassen aus Thon und Kürbisschalen, dann für

---

*) Palavra (portugiesisch) Wort, Sprache, mündliches Versprechen.

Wasser grosse Thonfässer, die sie in die Erde graben. Sie gerben Leder und weben schmale Baumwollstoffe auf von ihnen erfundenen Webestühlen. Die Fabrication von Götzenbildern ist in einzelnen Dörfern ein verbreiteter Industriezweig.

Von ihrem Geschmack zeigt die Wahl der Orte für ihre Gerichtsgebäude und Fetischhäuser: sie liegen immer auf dem schönsten Punkte des Dorfes.

Unter den Togos herrscht Vielweiberei, doch nicht in der Ausdehnung, wie im östlichen Dahome. Ihre Sclaven behandeln sie gut.

Im Togolande gibt es kaum eine staatliche Ordnung; die Leute verbindet eigentlich nur das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die Freiheit des Individuums und der Gemeinden ist gross, und ihre Könige und Häuptlinge haben wenig Gewalt. Diesem Theile Afrikas ist der Gebrauch eigenthümlich, dass ein Stock des Königs oder ein Ochsenschweif als Pass dient.

Es ist kein Zweifel, dass den Deutschen die Regierung dieser Colonie leicht sein wird. Sie wird aber kaum je etwas anderes werden, als was sie heute ist, eine Handelscolonie. Die Weiber bringen Palmöl und Palmkerne an die Küste und tauschen dafür europäische Waren ein. Reinen Tauschhandel findet man nur noch im Innern; an der Küste werden allgemein die Preise zuerst in Dollars festgesetzt, und dann beginnt der Austausch der Waren.

Die Einfuhr von Spirituosen, Tabak, Parfümerien, Perlen, Eisenwaren und Waffen besorgt Deutschland; die Manufacturwaren kommen fast ausschliesslich aus England, da Deutschland diese nicht so billig liefern kann.

Lome und Bagida sind die wichtigsten Handelsorte an der Küste. Lome importiert für 1 Million Mark europäischer Waren, hat aber nur einen kleinen Export in Landesproducten, denn die Einwohner verkaufen ihre Waren lieber im englischen Gebiete, wo sie bessere Preise erhalten, kaufen dagegen auf deutschem Boden ein, weil hier nicht die hohen Zölle der Engländer die Preise vertheuern. Aus diesem Grunde wird in Lome nur gegen Bargeld gehandelt.

Die Handelssprache ist in Lome und Bagida das Englische, in Porto Seguro überwiegt das Französische. Handelsmünzen sind amerikanische Halbdollars und englische Gold- und Silbermünzen. Die Bücher der Kaufleute werden nur in englischer Währung geführt, und man rechnet einen Halbdollar gleich 2 Shillings. Die Eingebornen bezahlen einander mit Kauris, welche die Franzosen auf Segelschiffen bringen. In den europäischen Factoreien werden Kauris nicht angenommen.

Die vereinzelten Europäer führen auf den Factoreien ein wenig behagliches Leben. Die Kost, von Negern bereitet, ist sehr

einförmig. Man ist oft auf Conserven angewiesen und spricht den Spirituosen mehr zu, als das Klima im Interesse der Gesundheit gestattet. Eine Schattenseite ist auch die Unregelmässigkeit der Postverbindung. Ohne die Krueger, deren jede Factorei einen oder mehrere Trupps zählt, könnten übrigens diese Factoreien gar nicht bestehen, da die Einheimischen schwere Arbeiten nicht verrichten.

Gegenwärtig werden im Togolande Waren um etwa 1·3 Mill. Mark eingeführt und solche um 1 Mill. ausgeführt. Es ist kaum anzunehmen, dass die Ausfuhr sich bald steigern wird; denn die Eingebornen werden nicht leicht zu bewegen sein, neue Producte für die Ausfuhr zu bauen. Dagegen kann die Einfuhr durch die Bedürfnisse des Transitos leicht ansehnlich werden, wenn die Engländer ihre hohen Einfuhrzölle beibehalten. Denn von Lome an der Grenze der englischen Goldküste geht ein Handelsweg nach Szalaga oder Gondscha am oberen Volta, wohin Karawanen von Timbuctu und selbst vom Tsadsee kommen, um die Kola- oder Guronuss zu kaufen.

2. Camerun.

Nach Ordnung der Verhältnisse im Togolande dampfte am 6. Juli die »Möwe« weiter und warf 5 Tage später in der Mündung des Camerunflusses die Anker aus. Hier hatte Dr. Nachtigal die Aufgabe, die Strecke gegenüber der Insel Fernando Po in der Bai von Biafra möglichst westlich von der Camerunmündung bis Cap St. John unter deutschen Schutz zu stellen.

Da der deutsche Reichskanzler aus Vorsicht noch vor der Absendung des Dr. Nachtigal den deutschen Consul in Gabun, Herrn Schulze, beauftragt hatte, die Verträge zu beglaubigen, welche deutsche Unterthanen mit den Einheimischen abschliessen würden, so fand Nachtigal, als er am Camerun anlangte, die Dinge bereits im Gange. Am 11. Juli traten der Häuptling Dido und seine Unterhäuptlinge, am 12. Juli die Könige Bell und Aqua sämmtliche Hoheitsrechte an die Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen ab, und am 14. Juli wurden durch Hissen der Flagge die gemachten Erwerbungen unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt. Das nächste Ziel Nachtigals war das Bimbialand, mit dem Hauptorte König Williams-Stadt, das im Westen der Camerunmündung gelegen ist. Die beiden Firmen erwarben auch dieses Gebiet sammt allen Hoheitsrechten gemeinsam, nur die vor König Williams-Stadt gelegene Insel Nicol gieng um 70 Krus (gleich 70 L. St.) in den alleinigen Besitz der Firma C. Woermann über. Die deutsche Flagge wurde hier am 21. Juli gehisst. Es war höchste Zeit gewesen; denn unmittel-

bar hinter der »Möwe« erschienen englische Kriegsschiffe, um die Verhandlungen mit den Eingebornen, die schon seit 1879 dauerten, zu Ende zu führen und die englische Herrschaft zu verkündigen. Auch in den am Camerun abgeschlossenen Verträgen werden die bisherigen Handels- und Freundschaftsverträge aufrechterhalten, und die Häuptlinge dürfen ihre Abgaben erheben wie bisher.

Dr. Nachtigal eilte nun nach Süden seine Mission zu vollenden. Wir finden ihn der Reihe nach in Malimba, Klein Batanga, Plantation, Criby und nahe beim Cap St. John in Italla Manga, überall die Erwerbungen des Hauses C. Woermann unter den Schutz des deutschen Reiches stellend.*)

Da sich nun im Süden von Batanga die deutschen Erwerbungen mit älteren Ansprüchen der Franzosen vielfach kreuzen, so ist eine endgiltige Entscheidung über diese Gebiete, wie über das Land Quaqua an der Südseite des Camerunflusses besonderen Verhandlungen der beiden Mächte vorbehalten.

Im Norden, am Camerunflusse, entwickelten sich die Dinge weniger friedlich. Hier erhielt Ende December 1884 die deutsche Colonie ihre Feuertaufe. Zunächst verbündeten sich dort die Unterhäuptlinge gegen ihren König Bell, den sie beschuldigten, dass er von den Deutschen Geld erhalten habe und dieses nicht wie üblich mit ihnen theile. Durch die Aufreizungen der Engländer wandten sich die Gegner Bells später auch gegen die Deutschen. Als nun Bell in Handelsgeschäften am oberen Mungo weilte, gieng der Sturm los. Die mit den Hickoryleuten vereinigten Jossleute brannten am 15. December König Bells Stadt nieder, und die dortige Factorei Woermanns musste zahlen, um der Plünderung zu entgehen.

Zum Glücke waren die deutschen Kriegsschiffe »Bismarck« und »Olga« in der Nähe. Am 20. December wurde Joss Stadt zerstört, am 22. December Hickory Stadt. Leider nahmen während des Kampfes die Jossleute durch Hinterlist den Vertreter der Firma Woermann, Pantänius, gefangen und tödteten ihn grausam. Da nun aber ein sicherer Friede erst nach der Bestrafung des Mörders zu erreichen war, so dauerte das gespannte Verhältnis noch bis zum 20. März 1885, dem Tage der Auslieferung desselben.

Die Versuche der Deutschen, ihre Erwerbung vom Camerunflusse aus über das gleichnamige Gebirge auszudehnen, brachten sie zu derselben Zeit, als die Unruhen der Schwarzen währten, in Verwicklung mit den Engländern. Denn Schritt für Schritt wurden die Bemühungen Nachtigals, des Capitäns Karcher und des schon genannten Berichterstatters der »Köln. Zeitung«, Dr.

*) Bericht Nachtigals. Klein Eloby. 16. August 1884. Weissbuch. 1885 I. Nr. 12.

Hugo Zöller, durchkreuzt von dem Polen Rogozinski, der seit längerer Zeit zu wissenschaftlichen Zwecken im Camerungebirge weilte.*) Aus Hass gegen die Deutschen trat er in englische Dienste und trachtete nun so viel Land wie möglich durch Verträge für England zu erwerben, um den Zusammenhang der deutschen Besitzungen zu unterbrechen.

Wir können die einzelnen Phasen dieses Wettlaufes um das Camerungebirge, die Dr. Zöller so anschaulich in der »Kölnischen Zeitung« schildert **), hier füglich übergehen, denn die beiden betheiligten Regierungen einigten sich am 7. Mai 1885 über die Abgrenzung ihrer Interessensphären. Die Scheidungslinie folgt dem Rio del Rey aufwärts bis zu seiner Quelle, geht von dort in gerader Linie nach der linken Uferseite des Alt-Calabar oder Crossflusses und endet 9° 8′ östlich von Greenwich an einem Punkte, der auf der englischen Admiralitätskarte als »Rapids« bezeichnet ist.

Durch diesen Vertrag gab England alle Erwerbungen Rogozinskis am Camerungebirge auf und behielt sich nur die ältere Niederlassung der Missionäre in Victoria an der Ambasbai für so lange vor, bis die deutsche Regierung sich mit der englischen Missions-Gesellschaft verständigt hat. Die Deutschen hingegen verzichteten damit auf den Anspruch, die Erwerbungen des Hamburger Hauses G. L. Gaiser im Mahingebiete***), das zwischen Lagos und den Nigermündungen liegt, unter deutschen Schutz zu stellen.

Somit ist jetzt das ganze Camerungebirge mit seinem fruchtbaren Hinterlande der deutschen Arbeit gesichert. Es ist bis auf Victoria geschlossen vom Rio del Rey bis zum Batangaflusse. Jenseits desselben liegen deutsche und französische Erwerbungen durcheinander und harren des Austausches. Noch grösser aber ist der Gewinn der Engländer, deren Protectorat die ganze Küste von Lagos bis zum Rio del Rey, dann den Unterlauf des Niger und des Binuë umfasst.

Wenn wir die Landkarte betrachten †), so fällt zunächst das Gebiet um den Camerunfluss als ein geschlossenes Ganze ins Auge. Es bildet auch ein eigenes Handelsgebiet, und für den Reisenden ist es sehr schwierig von Camerun nach Malimba zu gelangen, wenn er nicht ein eigenes Schiff besitzt.

---

*) S. Petermanns Mitth. 1884, S. 133.

**) Das Camerun-Gebirge. Eine Reihe von Artikeln, die noch nicht abgeschlossen ist.

***) Dr. H. Zöller begleitete den General-Consul Dr. Nachtigal dahin. (20. bis 25. Jänner 1885.)

†) S. Justus Perthes' Kolonien-Karten Nr. 1. Camerun, Bimbia und Malimba 1 : 800.000.

Hier ergiessen sich in ein gemeinsames Sammelbecken, das Zöller *) nicht unrichtig mit einer Hand vergleicht, deren fünf Finger ausgespreizt sind, mehrere Flüsse, die wohl nicht weit ins Innere reichen, aber doch eine gewisse Bedeutung für den Handel besitzen. Der wichtigste ist der Mungo, der längs des Camerungebirges hinfliesst, dann folgen der Camerun mit dem Yabiank, der Lungasi und vom Süden her der Quaqua, ein Seitenarm des Malimba- oder Edeaflusses. Die Mündungen all der Flüsse sind durch Barren gesperrt, nur der Camerun ist für grössere Schiffe zugänglich und bildet eine 7 m tiefe, wohlgeschützte Bucht**), doppelt wertvoll an einer Küste, an der der beständige Südwestwind eine heftige Dünung erzeugt.

Zahlreiche Bänke und Schlamminseln, die bei der Flut zum Theile unter Wasser stehen, lagern dem Ufer des Festlandes vor und sind wieder von Creeks durchschnitten, die man nur mit ganz flachen Schiffen befahren kann. Auch die Ufer des Festlandes sind flach, oft mit Mangrovegebüsch bewachsen. Am Camerunflusse selbst zieht sich überall längs des Wassers ein schmaler Sandstreifen hin, und hinter demselben erhebt sich die Küste in steilen, 10—40 m hohen Abstürzen zu einer Hochebene, die wegen der üppigen Vegetation einen parkähnlichen Charakter hat, und auf der Ortschaft auf Ortschaft folgt. Diese Terrassen bestehen an der Mündung des Flusses aus gelbem, weiter oben aus röthlichem Thon.

Trostlos ist dagegen die Küste bei Mbinga-Markt, wo der Anblick der Landschaft allein schon das Gefühl erzeugt, dass man sich in einer Fieberlandschaft befindet.

Von Mbinga-Markt gegen Westen trifft man bald auf die Ausläufer des Camerungebirges; die Kriegsschiffbucht starrt von Klippen, und klare Bäche ergiessen sich von allen Seiten ins Meer.

Nördlich vom Camerungebirge besteht die Küste aus angeschwemmtem Land, wie in ganz Ober-Guinea. Auch im Süden der Camerunbai treffen wir zunächst auf sumpfige Küsten. Aber allmählich bessern sich die Verhältnisse; die Kreideformation tritt mit ihren bewaldeten Höhen bis an das Meer heran und fällt mit einem 50—70 m hohen Steilrande in dasselbe ab. ***) Daher finden wir auch vom Batanga- oder Moandjaflusse an eine dichte Bevölkerung, während die Küste im Norden fast menschenleer

---

*) Berichte H. Zöllers in der »Kölnischen Zeitung« 1885, die hoffentlich wie die über das Togoland auch in Buchform erscheinen werden.

**) Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1884. Seite 490.

***) Die Küste von Camerun bis Cap St. John. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1884. S. 491—494.

ist. Die Bergketten bleiben aber auch in diesen südlichen Theilen noch 10—15 km. von der Küste entfernt.*)

Allenthalben steigt das Land in Terrassen vom Meere zu dem unbekannten Innern auf, aus dem sich die Flüsse über Wasserfälle den Weg zur Küste bahnen. Nur das vulcanische Camerungebirge erhebt sich mit dem Riesenkegel des Götterberges steil zu 4190 m und bildet mit dem Clarence Peak auf Fernando Po eine gigantische Eingangspforte in die Camerunmündung.

Aber der Gipfel des Götterberges, der in der Regenzeit Schnee trägt, ist meist nur morgens und abends zu sehen. In wunderbarer Klarheit zeigt er sich nach den Tornados, die den Uebergang der Jahreszeiten markieren. Denn in Camerun unterscheidet man eine kühle oder Regenzeit, die von Mitte Juni bis Ende September dauert, und eine heisse oder trockene Zeit. Die grösste Hitze herrscht im Jänner oder Februar, ist aber gemildert durch die beständige Brise, die abwechselnd vom Lande und von der See weht. Die Extreme der Temperatur liegen zwischen 20° und 30° C.

Da in dieser Gegend Südwestwind herrscht, so ist die Regenmenge schon an und für sich eine bedeutende. Sie wird aber dadurch noch gewaltig gesteigert, dass der Seewind gegen die Wände des Camerungebirges gepresst wird, und in dessen südöstlichen Vorbergen regnet es das ganze Jahr hindurch. Das Camerungebirge ist daher, wenigstens an der Ostseite zur Anlage von Sanatorien nicht geeignet. Und doch wären solche ein Bedürfnis in einem Lande, das an der Küste, wo der Handel sich concentriert, ziemlich ungesund ist, so dass die Matrosen der deutschen Kriegsschiffe, die dort vor Anker liegen, schon nach kurzer Zeit jeden Besuch des festen Landes meiden.

Das Land ist trotz der für die Vegetation so vortheilhaften Verhältnisse an der Küste nicht besonders fruchtbar. Erst weiter im Innern trifft man prachtvolle Plantagen. Die Einwohner, die meist von Pflanzenkost leben, bauen Maniok, Yams, Erdnüsse, Bohnen und Erbsen und pflanzen Pisang. Ueberfluss an Lebensmitteln scheint wenigstens im Gebirge nicht zu herrschen.

Weit wichtiger für das Land sind die Palmen. Da ist zunächst die Raphiapalme, hier Bambu genannt, deren Theile beim Baue der Häuser verwendet werden. Dann kommt die Cocospalme, die nur in der Nähe des Meeresspiegels Früchte trägt. Höher hinauf reicht die Oelpalme; aber in einer Höhe, die 500 m übersteigt, liefert auch sie nicht mehr Früchte, sondern nur Palmwein. Auf die Region der Palmen folgt die der Kautschuk-

*) Siehe für den südlichen Theil der deutschen Besitzungen, O. Lenz. Geolog. Karte von West-Afrika: Petermanns Mitth. 1882. Nr. 1. 1:12,500.000.

Lianen. Sie wurden vor nicht langer Zeit von den Schweden Kanut Knutson und Georg Waldau, die der Jagd wegen auf dem Camerungebirge leben, entdeckt und werden jetzt für den Handel verwertet. Die höheren Theile des Camerungebirges aber bedeckt dichter Urwald, der erst bei den Lavafeldern des Kraters ein Ende nimmt.

An Hausthieren hält man kurzbeinige Ziegen, langhaarige Schafe und Schweine. Kühe sind in den untern Gegenden selten, erst im Gebirge finden wir Viehzüchter, wie die Buraleute. Hunde gelten als Leckerbissen. Hühner und Enten findet man in grosser Zahl. Man jagt an den Flüssen Rhinocerosse und Crocodile, im Gebirge Antilopen. Weit wichtiger ist der Elephant. Schon am Mungoflusse störten im Februar 1885 die Trompetentöne der Elephanten die Nachtruhe Nachtigals und Zöllers. Im Camerungebirge findet man ihre Fusspuren bis 2100 m hinauf. Doch ihr Hauptgebiet liegt nördlicher im Lande der Bakundu, wo in der Nähe des Elephantensees die Stadt Mokonje ein grosser Handelsplatz für Elfenbein ist.

Die Anwohner des Camerun sind gute Ruderer; sie fahren in ganzen Flotten weit in die See hinaus, um Fischfang zu treiben. Den Ueberschuss über ihren Bedarf trocknen sie für den Verkauf in das Innere. Von dem grossen Reichthum des dortigen Meeres an Krabben soll das Land seinen Namen haben.*)

Die Bewohner der deutschen Besitzungen an der Biafrabai gehören zu den Bantunegern; die einzelnen Stämme sind in Sprache und Sitten nicht besonders von einander unterschieden. Hervorzuheben sind die Duallas, deren Wohnsitze an der Mündung des Camerunflusses ein ziemliches Stück ins Innere reichen, je weiter aber nach Süden desto mehr auf die Küste beschränkt sind.

Von den »Buschleuten« sind namentlich die Mpungwe zu nennen, ziemlich arbeitsame Cannibalen, die vom Gabun her beständig nach Norden vordringen und im südlichen Theile des deutschen Gebietes als Lastträger auch schon an der Küste zu finden sind.

Die Duallas sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, aber zur Arbeit wenig geneigt, weil der leichte Verdienst, den ihnen der Handel gewährt, sie verwöhnt hat. Die Bewohner des Innern sind fleissiger; dafür geben ihre Pflanzungen Zeugnis. Alle Stämme am Camerun sind Fetischanbeter, aber sie haben weder Fetischhäuser noch eine Priesterkaste. Vielweiberei ist die Regel. Je grösser die Anzahl der Frauen und Sclaven ist, um so mehr steht der Mann in Ansehen, denn die Duallas legen ihr

*) Camarao port. Krabbe.

Geld nur in Frauen und Sclaven an, die Bakwiris am Ostabhange des Camerungebirges in Frauen und Ziegen. Einzelne haben bis 50 Frauen, die durch Kauf erworben werden und mit den Sclaven alle Arbeiten verrichten müssen.

Die Häuser sind viereckig und stehen auf Terrassen, die aus festgestampftem Erdreich aufgeführt und $^1/_2$—1 *m* hoch sind. Das gitterartige Gerippe der Wände wird aus Blattstielen der Palmen hergestellt, mit Bast verbunden und sorgfältig mit den zähen Schalen der Bananen belegt und gedichtet; das schräg aufsteigende Firstdach ist mit Palmblättern gedeckt. Ein solches Haus kostet dem Europäer etwa 20 fl. Die Frauen und Sclaven wohnen in eigenen Häusern. Rohe Tische, niedrige Stühle und Koffer bilden die Einrichtung dieser Hütten. Aber wer es halbswegs erschwingen kann, schafft europäische Möbel, Bilder und Spiegel an. Die Häuptlinge ahmen auch die Bauart der europäischen Häuser nach. Das ganze Anwesen mit seinem ausgedehnten Hofraume ist von einem Zaune umgeben, und ebenso umschliesst ein Zaun die ganze Ortschaft, Town genannt.

Die Bekleidung besteht meist nur aus einem Lendentuch von dunkler Farbe; grelle Farben sind am Camerun nicht beliebt. Die Eingebornen tragen gerne europäische Hüte und Röcke, und die gut situierten an Sonntagen, die sie mit den Europäern feiern, sogar Schuhe.

Die alten Waffen sind natürlich durch Schwerter und Steinschlossgewehre verdrängt.

Die Duallas entbehren nicht einer gewissen Kunstfertigkeit, aber sie sind zu faul, viel zu arbeiten. Sie machen Canoes, Tische und Stühle, schnitzen Schüsseln, Löffel etc. aus Holz, flechten Matten, Körbe und Taschen. Eisen zu schmieden, verstehen sie nicht; diese Kenntnis findet man erst bei ihren »Buschleuten«, den Abos.

Die höchste geistige Leistung der Anwohner des Camerun ist der Gebrauch der Signaltrommel »ndimbe«.*) Sie haben die Trommelsprache so entwickelt, dass sie mit ihr jeden Gedanken ausdrücken können. Jede Neuigkeit wird sofort ausgetrommelt, im nächsten Dorfe wiederholt und so mit grosser Schnelligkeit weiter verbreitet. Man wusste in wenigen Stunden unten am Flusse, dass ein unbekannter weisser Mann, Zöller, den Gipfel des Camerungebirges erstiegen habe. Die Trommelsprache wird auch mit dem Munde nachgeahmt.

Unter diesen Völkern ist die staatliche Ordnung nur wenig entwickelt. Im Norden gibt es wohl noch erbliche Könige mit Unterhäuptlingen, aber ihre unbeschränkte Herr-

*) Beschreibung derselben: A. Reichenow. Die deutsche Colonie Kamerun. Berlin 1884. S. 40.

schaft umfasst nicht viel mehr Menschen als ihre Familie. Im Süden ist auch dieser Verband gelockert und die Könige können abgesetzt werden, wenn man mit ihnen unzufrieden ist. Daher hat auch nur der Theil des Landes für sie Wert, der mit Häusern bestanden oder cultiviert ist.

Die Camerunneger sind wie die ganze Rasse leidenschaftlich dem Handel ergeben. Jeder Häuptling will eine Factorei in seinem eigenen Gebiete haben und hält es für entehrend, in das Nachbargebiet zu gehen; auch muss ihm die Factorei gewisse Abgaben (Kumi) in Waren leisten. Durch die deutsche Herrschaft haben die Kaufleute sehr gewonnen; denn sie sind jetzt vor willkürlicher Erhöhung der Abgaben und vor etwaiger Plünderung geschützt. Aus der Furcht vor der letzteren erklärt sich auch die Erscheinung, dass die Europäer mit einer Ausnahme nicht auf dem Festlande, sondern auf abgetakelten Schiffen, Hulks, wohnen.

Der Handel ist vollständig von den Küstennegern abhängig, die den freien Verkehr der Europäer mit den Bewohnern des Innern nicht gestatten und die Handelswege geheim halten. Diese Küstenneger dürfen aber auch nicht weiter als bis zu ihren »Buschleuten«, die ihrerseits wieder den Handel mit den anwohnenden Stämmen monopolisieren. So bestehen an der Camerunmündung 5 Ringe, die die Waren passieren müssen, wodurch die Preise grossartig gesteigert werden. Dieselbe Quantität Oel, die im ersten Ringe (von der Küste aus gerechnet) mit 7 Kru bezahlt werden muss, kostet im dritten Ringe nur mehr 1 Kru. Mit dieser Beschränkung des freien Verkehres steht auch das schädliche »Trustsystem« in Zusammenhang. Der europäische Kaufmann muss den eingebornen Händlern Waren auf Credit geben, für welche dieselben erst später die entsprechende Quantität von Oel oder Palmkernen abliefern.

Aus diesen Gründen ist das Hauptaugenmerk der Europäer auf die Durchbrechung dieses schädlichen Absperrungssystems gerichtet. Die Grösse des Aufschwunges, den der Handel mit der Herstellung des freien Verkehres erfahren muss, lässt sich nicht ahnen. Aber jeder Versuch diese Aenderung herbeizuführen, wird Aufstände im Gefolge haben, denn die Stämme werden sich den Verlust der Hauptquelle ihrer Einnahmen nicht gutwillig gefallen lassen. Die Duallas sind ohnedies ein unruhiges Volk und schwer zu regieren.

Am Camerun steht also der deutschen Regierung eine sehr schwierige Aufgabe bevor, und es wird grosse Aufmerksamkeit erfordern, damit nicht der Gegensatz, der zwischen den Wünschen der Kaufleute und den Gewohnheiten der Eingebornen besteht, zu endlosen Conflicten führt.

Doch schon unter den jetzigen Verhältnissen ist der Handel des Camerungebietes in einem merkwürdigen Aufschwunge begriffen. Im Jahre 1884 sind nach Zöller in den Camerunfluss eingelaufen (die Kriegsschiffe nicht gerechnet) 27 deutsche Dampfer mit 37.791 Tons, 21 englische Dampfer mit 29.450 Tons, 1 deutscher Segler mit 1600 Tons und 7 englische Segler mit 2005 Tons. Diese Ziffern zeigen gegen die des Jahres 1883 eine Steigerung des deutschen Handels auf das Doppelte, des englischen um die Hälfte.

Die wichtigsten Exportartikel sind Palmöl und Palmkerne; den Vertrieb der letzteren besorgen die deutschen Firmen allein. Elfenbein wird wenig an diese Küsten gebracht; den Eingebornen sind die bezahlten Preise zu niedrig. Ueber die südlichen Häfen aber, wie über Batanga, kommt nur Elfenbein zur Ausfuhr. Neue Ausfuhrartikel sind Kautschuk und Hölzer.

Weit grösser ist die Reihe der Einfuhrartikel. Wie in anderen Theilen Afrikas liefert Deutschland auch hier Spirituosen, Eisenwaren, Pulver, Glasperlen, Tabak, Salz; ebenso sind die englischen Manufacturwaren zum grossen Theile bereits durch deutsche verdrängt. Im allgemeinen sind die Ansprüche der Neger bedeutend gestiegen; den alten Schund nehmen sie nicht mehr. Die Mode wechselt ziemlich rasch. Sie verlangen bereits Luxusartikel, wie oben angedeutet wurde, und nehmen jetzt nur Baumwollstoffe, die 120 cm breit sind, während sie sich vor 60 Jahren mit solchen begnügten, die nur 60 cm breit waren.

In den Handel des Camerungebietes theilen sich Deutsche und Engländer, doch in dem Verhältnisse, dass den zwei grossen deutschen Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen sechs kleinere englische Firmen gegenüberstehen, deren Verkehr nicht den Umfang desjenigen des Hauses C. Woermann erreicht.

Die Handelssprache aber ist noch das Englische, dessen Kenntnis durch die englischen Missionäre weiter verbreitet wurde. Es versteht sich von selbst, dass die Eingebornen nur Pidjeon-Englisch reden. Die Eingebornen kennen Geld nicht, aller Handel ist Tauschhandel. Als Werteinheit ist das Kru mit Unterabtheilungen in Gebrauch, das den Negern als 1 L. St. angerechnet wird. Dr. Pauli meint, die Bezeichnung stamme aus der Zeit des Sclavenhandels, als ein gefangener Kruneger dem Sclavenhändler den Werth von etwa 1 L. St. repräsentierte. Andere halten dafür, dass es ursprünglich ein Hohlmass war. Denn dem Kru entspricht fast an jedem Platze eine andere Quantität Palmöl; so ist es am Camerun gleich 10 Gallonen. Wir haben daher an den Oelflüssen eine Palmölvaluta.

Im Laufe der Zeit hat sich ein gewisses Wertverhältnis der Waren herausgebildet. Für den Wert eines Kru erhält

z. B. der Eingeborene 16 fathom common Prints (das sind Baumwollzeuge, jedes 2 m lang und 1 m breit), 12 fathom big Prints, 60 head Tobacco (à 7—12 Tabaksblätter). Für 1 Ei zahlt der Weisse eine Pfeife; 2 Tagereisen am Mumgo aufwärts erhält er für denselben Preis 2 Eier.*) Bei den Bakwiris werden Lebensmittel nur mit Tabak bezahlt; dazu Waren zu verwenden gilt als Verschwendung.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung des Verkehres an der Biafrabai gewinnt man den Eindruck, dass die dortigen Erwerbungen der wertvollste Theil der Besitzungen des Deutschen Reiches in Afrika sind. Die Mündung des Camerun ist eben eines der Eingangsthore in das Innere Central-Afrikas, dessen weit ausgedehnte Gebiete eine reiche Bevölkerung bewohnt. Gelingt es den Deutschen, das dort herrschende Handelssystem zu brechen, so werden auf der freien Bahn nicht nur die jetzt ausgeführten Artikel in grösseren Mengen und zu billigeren Preisen an die Küste gelangen, sondern auch neue Producte, wie Kaffee, Cacao etc. Die deutschen Kaufleute am Camerun werden dann in Ueberlandverbindung treten mit den Stationen am oberen Binuë, welche Dr. Robert Flegel, der berühmte Erforscher dieses Flusses, im Auftrage des »Deutschen Kolonialvereines« einrichtet. Auch zu dem mittleren Congo führt vom südlichsten Theile der deutschen Besitzungen, von Batanga, die kürzeste Linie, die möglich ist; denn die nördlichste Stelle des Congolaufes liegt unter derselben Breite wie Batanga. Heute schon besteht eine Verbindung zwischen beiden Gegenden. Nach Adolf Woermann weiss man in Batanga die Ankunft der Elfenbeintransporte vom Congo immer 2 bis 3 Wochen voraus. Er erklärt dies daraus, dass grosse Händlerkarawanen das Elfenbein vom Congo zu den westlichen Stämmen bringen, die es an die Küste herabschaffen.**) Wie überall in der Geschichte der Entdeckungen wird auch hier der Kaufmann dem Reisenden, der Reisende dem Kaufmann folgen.

Dass man aber auch in den leitenden Kreisen Deutschlands die grosse Bedeutung der Besitzung an der Biafrabai würdigt, dafür zeugt die Erbauung eines eigenen Dampfschiffes für den Gouverneur von Camerun, das bei seiner Taufe am 20. Juni 1885 den Namen »Nachtigal« erhielt. Der Gouverneur des Camerungebietes ist bereits am 1. Juni dorthin abgegangen. Die Grundsätze, nach denen die Verwaltung geführt werden soll, wurden am 25. September 1884 in Friedrichsruh zwischen dem deutschen Reichskanzler und den betheiligten Firmen besprochen.***)

*) Dr. Pauli. »Kamerun«. Petermanns Mittheilungen, 1885, S. 20.
**) Adolf Woermann. Die Erforschung des deutschen Biafralandes. Vortrag, gehalten auf dem deutschen Geographentage zu Hamburg. Ostern 1885.
***) Weissbuch. 1885. I. Togoland und Biafra-Bai. Nr. 13.

Da bisher die Regierung immer den Wünschen der Kaufleute Rechnung getragen hat, so ist es gestattet, in dem Resultate der Unterredung die künftige Organisation des Camerungebietes zu sehen.

Im allgemeinen wird das Reich nicht alle Zweige der Verwaltung übernehmen und einen Theil derselben den Kaufleuten überlassen. Für den Verkehr mit der Reichsregierung ist ein Syndicat in Hamburg bestimmt, das eine ständige Vertretung in Berlin hat. Man hat im Auge, auch die im Togolande angesiedelten Firmen in das Syndicat aufzunehmen. Die Gewalt des Reiches wird durch einen Gouverneur repräsentiert. Ihm zur Seite steht ein Ausschuss, gebildet aus Vertretern der in Camerun etablierten Firmen. Die Rechtsprechung übt der Gouverneur aus, unter Hinzuziehung einzelner Mitglieder des Rathes als Beisitzer. Für Europäer gilt deutsches Recht; das hanseatische Oberlandesgericht ist Appellations-Instanz. Der Rath hat auch für die Bedürfnisse der Verwaltung vorzusehen und hofft dieselben durch Erhebung mässiger Ausgangszölle zu beschaffen.

Die Geschichte wird zeigen, ob wir in diesen Plänen den Kern eines neuen Colonisations-Systems, des deutschen, vor uns haben.

3. Noki.

Die Deutschen haben sich auch unmittelbar am Congo niedergelassen. Premier-Lieutenant Schulze, der Führer der deutschen Congo-Expedition, erwarb durch Verträge bei Noki, also noch unterhalb der Fälle, auf dem linken Ufer des Congo und hart an der Grenze des Congostaates, ein grösseres Gebiet für die »Deutsche Expedition«, d. h. für Deutschland. Am 12. December 1884 wurde dort die deutsche Flagge gehisst. Ueber die Ausdehnung dieser Erwerbung finden noch Verhandlungen mit der »Association internationale du Congo« statt. Das Gebiet liegt für den Handel sehr günstig. Die Strömung des Congo ist dort gering, der Fluss hat 5 m vom Ufer entfernt 12 m Tiefe, und daher können grosse Handels- und Kriegsschiffe daselbst anlegen. Auf der officiellen Karte von Friedrichsen ist Noki noch nicht als deutscher Besitz eingetragen.

4. Coba und Kabitai.

Auf dem Festlande Westafrikas, das den englischen Los-Inseln gegenüberliegt, (9° n. Br.), waren bis zum Ende des Jahres 1883 an dem Handel nur englische und französische Häuser betheiligt. Da siedelte sich zur genannten Zeit Herr Fr. Colin aus Stuttgart, der durch lange Jahre im Dienste französischer Firmen am Senegal gestanden war, am Dubreeka-

flusse an und erschloss diese Gebiete dem deutschen Handel. Es gelang ihm sogar, im Juli und October 1884 einige der dortigen Häuptlinge zu Verträgen mit ihm zu bestimmen, die dazu führten, dass die oben genannten Länder am 4. und 6. Jänner 1885 unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt wurden. Sie liegen mitten zwischen Territorien, die unzweifelhaft den Franzosen gehören, und werden von diesen auf Grund von Verträgen ebenfalls beansprucht.*)

Beide Länder**) liegen an der Küste, die dort überall flach und theilweise mit Mangrovegebüsch bewachsen ist. Sie werden durch den Fluss Dembiah oder Brameya getrennt, welcher von seiner Mündung 56 km weit aufwärts für Schiffe von 3 m Tiefgang fahrbar ist.

Dann sperrt ein Steinriff, von den Engländern »Bumia falls« genannt, den Fluss in seiner ganzen Breite und kann wegen der Stromschnellen nicht einmal von Booten passiert werden. Oberhalb dieses Riffes soll der Fluss für Schiffe bis zu 3 m Tiefgang noch bei 300 km (?) stromaufwärts fahrbar sein. Die Flüsse Dubreeka und Jatia haben nur locale Bedeutung und münden gemeinsam mit dem Brameya in die Sangaribai. Ueberdies berührt den Nordwesten von Coba die südlichste Mündung des Rio Pongo.

Das westlich vom Brameya gelegene Coba ist ein Flachland und gleicht in der Nähe der Küste einem Palmenhain. Einen reizenden Anblick gewähren die schönen Reisfelder, die mächtigen Baumwollbäume und die Haine von Kolanussbäumen Im Gegensatze zu Coba hat Kabitai vollständig den Charakter eines Gebirgslandes, da die Sumba- (520 m) und die Kakulimahberge (910 m) mit anderen Höhen nahe an das Ufer herantreten. Dieses Land ist erzreich und heisst daher auch Kabitai, d. i. »Land der Schmiede«. Die Abhänge sind mit Gummibäumen bewachsen, man findet häufig Baumwoll- und Mangobäume, aber die Oelpalme ist seltener als in Coba. Ueberall werden Bananen gezogen. Baumwolle, Kaffee und Tabak wachsen wild.

Man hält im Lande nur wenige Ochsen und Schafe, aber viel Geflügel. Die zahlreichen Flüsse und Bäche wimmeln von Fischen.

In Cobi und Kabitai gibt es zwei oder eigentlich drei Jahreszeiten: die Regenzeit von Mai bis September, die

*) S. F. Bohn. Les possessions françaises du Bas de Cote et les récentes tentatives d'annexion des Allemands. Bulletin de la Société de Géographie de Marseille. 1885. P. 36—47.

**) Chüden. Die Negerkönigreiche Coba und Kabitai, die Sangareah-Bai und die in dieselbe einmündenden Flüsse. Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1885. S. 321—328 und Tafel 12 mit Karte und Abbildungen der Küste.

trockene Jahreszeit vom November bis April und mitten in letzterer im Jänner die Periode des schon beim Togolande beschriebenen Harmattan. Während dieser weht, hängen jeden Morgen so dichte Nebel über dem Lande, wie man sie nur im südlichen England während der Wintermonate kennt. Diese Jahreszeit ist für die Europäer die gefährlichste. Das ebene Land an den grossen Flüssen ist natürlich ungesund, soweit Ebbe und Flut reichen; die Ufer des Rio Pongo auf französischem Gebiet gehören zu den berüchtigtesten Gegenden Westafrikas. Aber das Innere des Landes scheint gesund zu sein, besonders in den gebirgigen Theilen.

Die beiden Ländchen mit dem Hauptorten Jatia und Taboria umfassen zusammen 2200 km² mit 30—40.000 Einwohnern. Die von Coba gehören zu den Bagas, einem Stamme der Urbevölkerung; hier führt jeder Mann Gewehr und Säbel. In Kabitai wohnen Susus, die erst später an die Küste gekommen sind. Das Volk ist gutmüthig, kräftig und nicht zu faul.

Die Einwohner*) stehen unter Königen mit unbeschränkter Gewalt; sie sind Muhamedaner und huldigen der Vielweiberei. Die Weiber und Sclaven müssen den grössten Theil der Arbeit, namentlich die Feldarbeit besorgen.

Die Kleidung ist für Neger reich und geschmackvoll. Sie tragen Kopfbedeckungen, faltige Ueberwürfe aus Wollzeugen, die sie selber weben, und Hosen aus europäischen Baumwollstoffen; doch begnügt man sich häufig auch mit einem grossen Lendentuch. Die Reicheren tragen sogar Schuhe und Stiefel.

Die Einwohner besitzen eine ansehnliche Industrie. Sie verarbeiteten Gold und Kupfer zu Schmucksachen; in Kabitai weiss jeder Mann mit Hammer und Ambos umzugehen. Sie machen Wollgewebe, Lederarbeiten, wie Sandalen und Taschen, kleinere Holzarbeiten und prachtvolle Canoes von einer Tragfähigkeit bis zu 8 und 9 Tons. Auch auf den Factoreien sind die Susus als Handwerker geschätzt.

Ihre Häuser sind regelmässig und reinlich; allenthalben empfängt man den Eindruck der Wohlhabenheit.

Der Handel wird an der Küste durch Factoreien betrieben. Am Dubreeka und Brameya gehören die wichtigsten der englischen Firma Randale & Fischer aus Liverpool und Herrn Fr. Colin. Den Verkehr mit dem Innern vermitteln Karawanen. Die Führer derselben wenden sich nie direct an die Europäer, sondern bedienen sich immer der Vermittlung der in der Nähe der Factoreien wohnenden Dolmetsche. Der Kaufmann muss durch reiche Geschenke für den guten Willen dieser Herren sorgen.

*) S. S. Israel. Das neueste deutsche Gebiet an der afrikanischen Küste. »Frankfurter Zeitung« 15. und 16. Februar 1885.

Geld benutzen die Susus noch nicht. Die Europäer stellen ihnen für die von ihnen gekauften Landesproducte Checks aus, auf denen das Gewicht und der Preis der Ware verzeichnet sind. Wenn die Eingebornen dann europäische Waren wollen, so werden diese Zettel in Zahlung genommen.

Man exportiert Palmöl und Palmkerne, auch Erdnüsse und etwas Elfenbein. Die Ausfuhr von Kautschuk und Copalharzen nimmt rasch zu. Die Einfuhr umfasst Reis, da von diesem nicht genug im Lande gebaut wird, Salz, Tabak und die sogenannten Negerartikel. Die Susus verlangen ganz verschieden von dem Geschmacke der Camarunneger grell gefärbte Baumwollstoffe.

Der Handel findet nicht direct nach Europa statt, sondern concentriert sich auf der kleinen französischen Insel Conakry, von wo die Ausfuhrartikel nach Sierra Leone kommen, während die Einfuhr die hohen Einfuhrzölle des englischen Gebietes umgeht.

Ueber den Umfang des Handels liegen zwei Angaben vor, die von einander riesig abweichen. F. Bohn schätzt den Handel des ganz Districtes, in welchem die Deutschen die zwei kleinen Königreiche besetzt haben, auf höchstens 100.000 Francs im Jahr und macht dabei eine höhnische Bemerkung über die Habgier der Deutschen nach Colonien.

Dagegen wird in der »Deutschen Kolonial-Zeitung« (1885, S. 279) allein der Wert der im Jahre 1883 von dort ausgeführten Landesproducte auf 4 Mill. Mark veranschlagt. Die deutsche Schätzung scheint im Vergleiche mit den gewiss besser entwickelten Verhältnissen des Togolandes viel zu hoch zu sein. Aus der französischen Angabe spricht dagegen der Verdruss darüber, dass durch die Deutschen der Zusammenhang der eigenen Besitzungen unterbrochen ist, und dass damit die hohen französischen Ausfuhrzölle, die 50 Percent vom Werte betragen, umgangen werden können.

Die deutsche Erwerbung hat die Franzosen bereits genöthigt, auf Conakry die Ausfuhrzölle aufzuheben, um den Handel ihrem Gebiete zu erhalten.

Die Deutschen setzten auf die Entwicklung des Handels in Coba und Kabitai grosse Hoffnungen, weil sie in dem Oberlaufe des Brameya einen bequemen Handelsweg nach Timbo, dem Hauptsitze des Bundes der reichen Futa Djallons sehen.

Auch in Coba und Kabitai sind die von Fr. Colin erworbenen Factoreien und Rechte an ein Actien-Unternehmen übergegangenen, an die am 11. März 1885 constituierte Gesellschaft »Fr. Colin, Deutsch-Afrikanisches Geschäft«. Das Actiencapital, an welchem in hervorragender Weise Mitglieder des »Deutschen Kolonial-Vereines« betheiligt sind, beträgt 600.000 Mark. Das Unternehmen ist eine offene Handels-Gesellschaft unter Betheiligung

einer Anzahl stiller Gesellschafter, deren Antheile auf 10.000 Mark festgesetzt sind. Die Höhe dieser Ziffer gestattet natürlich nur dem Grosscapital die Betheiligung.

Die Besitzungen der Deutschen in Westafrika umfassen also vier getrennte Gebiete zu beiden Seiten des Aequators: der Brameya liegt 9° nördlich, Noki 6° südlich vom Aequator. Daher haben wir in allen vier Gebieten ähnliche physikalische Verhältnisse und ähnliche Naturproducte.

Jedes derselben besitzt ein fruchtbares Hinterland, und in den drei südlichen Niederlassungen gehören die Einwohner Stämmen an, die die Arbeit nicht besonders lieben. Ohne die fleissigen Kruneger, diese Wanderburschen Westafrikas, welche man in den meisten Factoreien zwischen Liberia und der Congomündung findet, wären selbst blosse Handelscolonien, wie sie heute dort bestehen, kaum möglich.

An die Einführung der Plantagenwirtschaft, die erst grosse Gewinne abwirft, ist daher um so weniger zu denken, als weder die Kruneger, noch die ihnen durch Tüchtigkeit ähnlichen Akraneger etwas von einer regelmässigen Feldarbeit wissen wollen. Europäer sind in dieser Zone der tropischen Hitze selbstverständlich als Arbeiter nicht zu verwenden. Auch darf man sich nicht einbilden, dass der Handel eine grössere Zahl von Europäern in Anspruch nehmen wird. Beweis dafür ist, dass heute in den Factoreien am Camerun 40 Europäer genügen, von denen 20 Deutsche sind. Man muss ferner bedenken, dass auch die Neger, die auf einer europäischen Factorei als Commis gedient haben, im Laufe der Zeit selbstständige Factoreien errichten.

Die Bedeutung dieser Colonien liegt darin, dass sie dem deutschen Handel ein Arbeitsfeld, der deutschen Industrie ein Absatzgebiet sichern. Wenn es den Deutschen gelingt, die Verwaltung ihrer Colonien mit niedrigen Zöllen zu bestreiten, so werden diese bald einen weit grösseren Einfluss auf den Handel Westafrikas ausüben, als der ist, der ihrer Ausdehnung entspricht.

Zum Schlusse seien kurz die Linien aufgeführt, die den behandelten Theil des Festlandes von Afrika mit Europa verbinden. Am nächsten liegt uns die Linie Woermann. Ihre Schiffe gehen von Hamburg am 1. jedes Monates über Madeira mit Berührung zahlreicher Küstenorte bis Mossamedes. Nach Camerun brauchen sie durchschnittlich 36 Tage. Da diese Linie zunächst dem Warenverkehre dient, so treffen die Schiffe nicht regelmässig ein, und die Postverbindung mit den deutschen Besitzungen lässt viel zu wünschen über. Diese Verhältnisse werden sich wahrscheinlich bessern, nachdem die Linie Woermann in den

Besitz einer Actien-Gesellschaft übergegangen ist, die ausreichendes Capital besitzt.

Die Post von England nach Westafrika besorgen die British and African Steam Navigation Company und die Africa Steam Ship Company, die zusammen mehr als 30 Dampfer besitzen und zwei Linien von Liverpool, eine von Hamburg aus unterhalten. Diese erreichen Camerun in 44 Tagen. Nach Camerun kann man auch mit portugiesischen Dampfern, die am 6. jedes Monats von Lissabon nach St. Thomé gehen. Die Ueberfahrt von St. Thomé nach Camerun muss man dann in einem eigenen Schiffe besorgen.

Coba und Kabitai haben noch keine directe Verbindung mit Europa.

Telegramme müssen zu Schiffe nach St. Vincente, einer der Cap Verde Inseln, und werden von dort durch das südamerikanische Kabel nach Europa befördert.

III. Besitzungen in Ostafrika.

I. Gebiet der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Mit den bisher behandelten Besitzungen des deutschen Reiches haben sich die Gegner der Colonialpolitik in Deutschland schon so ziemlich abgefunden; jetzt giessen sie die ganze Fülle ihres Unmuthes aus über die Erwerbungen in Ostafrika. Man kann auch nicht leugnen, dass es sonderbar ist, eine Colonie ohne Küste zu gründen. Denn die Besitzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft liegen im Westen des Sultanats von Sansibar, dessen Oberhoheit auch die Araber in Tabora südlich vom Ukerewe anerkennen.

Diese Landschaften sind seit den Tagen, als die deutschen Missionäre Rebmann und Krapf von Mombassa aus der Welt Nachricht davon gaben, dass im Osten Afrikas, in der Nähe des Aequators Schneeberge seien, von Europäern häufig durchzogen worden. Die Deutschen begannen hier ihre Culturarbeit, als 1878 unter dem Einflusse der internationalen afrikanischen Association in Brüssel aus älteren Vereinen die »Afrikanische Gesellschaft in Deutschland« hervorgieng, die zuerst am Congo thätig war, dann ihre Vertreter, unter denen auch der Wiener Ernst Marno erscheint, von Sansibar aus gegen den Tanganjikasee vordringen liess. Die erste Station sollte in Usagara gegründet werden, da aber hier die Franzosen schon zuvorgekommen waren, musste man sich weiter nach Westen wenden. Jede neue Expedition berichtete naturgemäss von den heute deutschen Gebieten, einzelne Männer blieben sogar dort sesshaft und lernten die Verhältnisse

gründlich kennen. Als nun die Bewegung für Colonien in Deutschland durch die Erwerbungen im Westen Afrikas so gewaltig stieg, giengen drei Mitglieder der »Gesellschaft für deutsche Kolonisation« Dr. Carl Peters, Dr. Jühlke und Joachim Graf Pfeil unter angenommenen Namen und als Passagiere dritter Classe am 1. October 1884 von Triest nach Sansibar, während öffentlich als Reiseziel das Land der Boers genannt wurde. Die Expedition begab sich sofort über Saadani in das Innere und erwarb in wenigen Wochen durch 12 bündige und völlig rechtsgiltige Verträge, die Dr. Carl Peters mit 12 unabhängigen Sultanen schloss, die Landschaften Useghua, Nguru, Usagara und Ukami mit allen Privat- und Hoheitsrechten für ewige Zeiten.*) Dabei wurden die Küstenstrecken, die dem Sultan von Sansibar gehören, ausgenommen. Nach kurzen Verhandlungen erwirkte die »Gesellschaft für deutsche Kolonisation« am 27. Februar 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief, welcher der genannten Gesellschaft unter der Bedingung, dass sie eine deutsche bleibt, alle aus den vorgelegten Verträgen fliessenden Rechte, einschliesslich der Gerichtsbarkeit gegenüber den Eingebornen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen unter der Aufsicht der deutschen Regierung überträgt. Wir haben also hier ein Royal charter vor uns, wie solche seinerzeit von den Engländern etc. den Handelscompagnien verliehen wurden. Am 4. März machte der deutsche Generalconsul in Sansibar, G. Rohlfs, dem Sultan, sowie den dort residierenden Consuln von dieser Thatsache und davon Mittheilung, dass der erste Beamte der Gesellschaft in Ostafrika, Dr. Carl Jühlke, mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den neu erworbenen Gebieten betraut sei. Dieser Beamte ist dem Generalconsulat in Sansibar unterstellt.

Zur Verwaltung und Ausbeutung der Erwerbungen gründete man eine Commandit-Gesellschaft, die »Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Carl Peters und Genossen«. Das Directorium derselben ist auf 15 Jahre eingesetzt; den Vorsitz führt Peters, der geistige Urheber dieses Geschäftes.

Nun schritt man an die Ausführung. Das Capital suchte man durch Ausgaben von Antheilscheinen aufzubringen, die auf 500 oder auf 1000 Mark lauten. Je nach dem Wunsche des Zeichners erwirbt man dadurch entweder für je 1 gezeichnete Mark 50 Ar Land, die man sich aussuchen kann und die an Ort und Stelle zugemessen und übergeben werden, oder man hat Antheil an der Gesammtdividende der Gesellschaft. Es muss aber für etwaige Auswanderer ausdrücklich erwähnt werden, dass die

*) Siehe den Vertrag mit dem Sultan von Nguru vom 23. November 1884. (Deutsche Kolonial-Zeitung, 1885, Seite 213.)

Erwerbungen von Grund und Boden nicht das Recht der Muthung, nicht das Recht auf die Edelmetalle, die der Boden enthält, etc. gewähren.

Die Gesellschaft sucht mit grosser Energie ihr Ziel zu erreichen, unbeirrt durch die Anfeindungen ihrer zahlreichen Gegner. Sie besteht erst seit wenigen Monaten, und schon ist die fünfte Expedition auf dem Wege, um die Hilfsmittel des Landes zu erforschen. Die am 1. Juli aus Sansibar telegraphisch gemeldete Erwerbung des Sultanats Chutu durch den Grafen Pfeil*) ist der neueste Erfolg dieser grossen Thätigkeit.

Chutu eingerechnet beherrscht die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft bereits ein Gebiet von 150 bis 160.000 km². Aber die Zukunft eines Landes hängt nicht allein von seiner Grösse, sondern auch von seinen Hilfsquellen und von politischen Verhältnissen ab.

Das deutsche Gebiet in Ostafrika ist vom Meere abgeschlossen.**) Ueber die Zufahrt, über die 10—40 km breite Küstenebene gebietet der Sultan von Sansibar. Den Deutschen gehört der Aufstieg zu dem inneren Hochlande, der hier kein allmählicher ist, wie weiter im Süden, sondern oft durch Hügelzüge unterbrochen wird und sich in Usagara zu einer reich gegliederten Berglandschaft entwickelt, die eine mittlere Seehöhe von 500 bis 600 m und Gipfel von 1000 m besitzt. Etwa 300 km landeinwärts erreicht man dann an der Westgrenze der deutschen Besitzungen, bei Mwapwa, den Ostrand des Hochlandes in einer Meereshöhe von 978 m. Eine 18 Marschstunden breite Wildnis trennt hier dies letzte Dorf Usagaras von der ersten Ortschaft Ugogos. Mit der Erhebung des Landes über die Dilluvialebene der Küste tritt auch allenthalben eine fruchtbare rothe Erde auf, die das Product der Verwitterung eisenhältigen Gesteines ist.

Das Land wird von zahlreichen Flüssen und Bächen durchströmt. Die grössten sind an der Nordgrenze der Pangani, an der Südgrenze der Rufidji; der Rufu und der Wami liegen bis auf die Mündung ganz im deutschen Gebiete. Das Thal des letzteren bildet den bequemsten Zugang zur Küste bei Saadani gegenüber von Sansibar. Die drei nördlichen Flüsse sind zur Schiffahrt unbrauchbar; den Rufidji will Graf Pfeil in der nächsten Zeit hinunterfahren, um zu sehen, ob er nicht eine billige und bequeme Verbindung mit dem Meere bietet.

Das Klima ist wegen der Tropenregen dem Europäer nicht besonders zuträglich; nur die höher gelegenen Theile Usagaras machen davon eine Ausnahme.

---

*) Kolonial-politische Correspondenz 1884, Nr. 5.

**) S. L. Friedrichsen, Karte von Central-Afrika. 1 : 5,000.000. Hamburg 1885.

Man unterscheidet zwei Regenzeiten. Die »grösseren« Regen fallen im März, April und Mai. Dann tritt bis Ende Juni eine Regenpause ein, auf welche anfangs Juli Nachregen in einzelnen heftigen Güssen folgen; sie sind für die Feldfrüchte von Wichtigkeit. Die »kleinen« Regen währen von Mitte October bis zum Ende des Jahres.*) Aber in manchen Jahren ist die Regenmenge nicht zureichend. Dann tritt Hungersnoth ein und der Verkehr zwischen dem Innern und der Küste wird sehr schwierig. So konnte im Anfange dieses Jahres eine belgische Expedition wegen der herrschenden Hungersnoth in Sansibar keine Träger finden.

Das Land liefert bisher noch wenig in den Handel, aber es lässt sich nach den Berichten der Reisenden nicht bezweifeln, dass die Vegetation eine reiche ist. Dies fällt namentlich den Reisenden auf, welche vom Westen durch die schon genannte Wildnis ins Land kommen. In Usagara sieht man ungeheuere Felder mit fast wildem Zuckerrohr bestanden; Tabak, den die Eingebornen leidenschaftlich lieben, wird $1\frac{1}{2}$ m hoch. Man pflanzt Banianen, baut Durrah und Mais für den eigenen Bedarf. Chutu hat in Mais sogar einen Ueberschuss, den es nach Sansibar auf den Markt bringt. Nach den glücklichen Versuchen der Jesuiten in Bagamoyo zu schliessen, dürften die deutschen Gebiete für den Anbau des Kaffees geeignet sein.

Die Cocospalme findet man nur an der Ostgrenze, da sie schon in geringer Erhebung über den Meeresspiegel nicht mehr gedeiht; dagegen sind Dom- und Zwergpalmen überall verbreitet und Akazien bilden oft in den höheren Theilen undurchdringliche Bestände.

Unter den Hausthieren ist die Ziege das wichtigste; die Zahl der Schafe ist nicht gross, und einen schwachen Stand von Rindern finden wir nur in Useghua; westlich davon kommen sie auf längere Strecken nicht mehr fort.**) Hühner trifft man überall in grosser Zahl. Der Elephant ist in diesem Theile Afrikas vollständig ausgerottet; das ausgezeichnete Elfenbein, das über Sansibar in den Handel kommt, stammt aus dem Gebiete der Seen.

Die Bevölkerung besteht aus Negern und ist im ganzen friedlich gesinnt. An der Spitze der einzelnen Dörfer stehen Häuptlinge, über alle Häuptlinge eines Stammes herrscht ein Sultan.

Die Sprachen der verschiedenen Stämme sind verwandt, aber nicht gleich. In Useghua sind die Männer von mittlerer, nicht starker, eher schmächtiger Statur. Die Bewohner Usagaras sind

*) J. Hann. Handbuch der Klimatologie. Stuttgart 1883. S. 266.

**) E. Marno. Bericht über eine Expedition von Sansibar nach Koa-Kiora. Mitth. der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien. 1878. S. 365.

wohlgebildet und kräftig. Die Kleidung besteht gewöhnlich aus einem Lendentuch von Baumwollzeug oder weichem Leder. Bei der Feldarbeit tragen sie einen dichten Schurz aus zerschlissenen Palmblättern. Als Waffen benützt man im Innern noch Bogen und Pfeile, Lanzen und Schilde. Bei den näher an der Küste wohnenden Völkern sind Feuergewehre sehr häufig.

Die Dörfer sind im Gebüsch versteckt oder mit Pallisaden verwahrt. Die Hütten haben grösstentheils eine länglich viereckige Form und ein Giebeldach. Sie werden aus Pfählen errichtet. Mit Zweigen, zusammengedrehten Maisstengeln füllt man die Zwischenräume aus und bewirft dann die Wand von der inneren Seite aus mit Erde, Mist etc. Das Hausgeräth ist sehr einfach. Nirgends fehlt der Holzmörser zum Enthülsen des Reises; man hat schwach gebrannte Thongefässe als Wasserbehälter und zum Kochen, ferner Geräthe aus Kürbisschalen.

Von diesen bedürfnislosen Stämmen hat der Handel wenig Anregung zu erwarten. Er ist daher auch wesentlich Transitohandel; dieser bringt das wertvolle Elfenbein an die Küste und amerikanische Baumwollstoffe, Messingdraht von Bleistiftstärke, Eisenwaren, Perlen, Salz etc. ins Innere.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft will daher in ihren Erwerbungen, und zwar zunächst in Usagara, die Plantagenwirtschaft einführen. Sie verweist bei diesem Plane auf Java, das unter derselben geographischen Breite liegt und im Welthandel eine so grosse Rolle spielt. Die Erreichung des Zieles steht aber in sehr weiter Ferne. Der Europäer kann in dieser Zone nicht arbeiten. Der Colonist muss daher, wie die Gesellschaft selbst erklärt, zunächst Sansibarleute nehmen, da die Einheimischen sich zur Arbeit in den Plantagen nicht herbeilassen. Die Sansibarleute aber kommen theuer; denn infolge der vielen Expeditionen, die von Sansibar ins Innere giengen, sind die Löhne in wenigen Jahren auf das Siebenfache gestiegen. Man will daher die Eingebornen an Arbeit gewöhnen. Der Anfang soll mit den Sklaven der abhängigen Sultane gemacht werden, die vielleicht durch das Zwischenstadium einer Art von Leibeigenschaft hindurch zu regelmässiger Arbeit und damit zur Freiheit zu erziehen sind. Die Macht des Beispieles wird dann auf die übrigen Neger wirken. Da man aber mit den Plantagen bald beginnen will, so glaubt man, dass sich für gewisse Culturen die Einführung fremder Arbeiter empfehle. So werde man z. B. auf Kaffeeplantagen sehr gut Leute aus Java, für Thee- und Seidencultur Chinesen, für Zucker etc. Kulis aus Indien verwenden können*).

Diese officielle Erklärung sagt alles.

*) F. Jühlke und Dr. Peters. Allgemeine Auskunft für den Auswanderer in die Deutsch-Ostafrikanische Colonie Usagara. Berlin, im April 1885.

Die Leitung der Gesellschaft entwickelt eine bewunderungswürdige Thatkraft; aber es gibt Verhältnisse, die mächtiger sind als der stärkste Wille.

Dem Lande fehlt es also zunächst an Arbeitern. Aber auch der Transport verursacht grosse Kosten. Es führen wohl verschiedene Strassen von der Küste ins Innere, die bis an die Grenzen von Usagara für Ochsenwagen leidlich fahrbar sind. Aber die furchtbare Geissel Ostafrikas, die Tsetsefliege, findet sich an vielen Stellen des deutschen Gebietes. Diese Fliege tödtet alle Hausthiere, nur die Ziege trotzt ihrem Stiche. Die Belgier versuchten es daher mit Elephanten, doch die erlagen in kurzer Zeit, wie es scheint, der Ueberanstrengung. So ist man auf den Menschen als Transportmittel angewiesen. Diese Träger-Karawanen brauchen, wenn alles vorbereitet ist, von Bagamoyo (südlich von Sansibar) nach Mpwapwa an der Westgrenze des deutschen Gebietes 5 Wochen.

Für die Organisierung solcher Karawanen besteht seit 1880 in Sansibar eine Transport-Gesellschaft, begründet von dem Inder Sevua und dem Franzosen Sergère, welche die Entlohnung der Träger, die Zahlung des Tributes an die Häuptlinge, durch deren Gebiet man zieht, besorgt. Auch der in den letzten Wochen viel genannte Araber Tipou-Tib ist ein berühmter Karawanen-Führer.

Die Reise von Europa an die Sansibar-Küste ist einfacher, aber nicht billig. Man geht von Triest, Venedig oder Brindisi über Port Saïd nach Aden und benützt von dort entweder die Schiffe der British India Steam Navigation Company oder die des Sultans von Sansibar (Brindisi-Sansibar 21 Tage). Für die Seereise kostet ein Billet III. Classe 200 fl. Nach Usagara können also nur vermögliche Leute auswandern. Von Sansibar werden die Briefe einmal in 4 Wochen durch besondere Boten nach Mininsagara hinaufgeschafft, wozu diese 7 Tage brauchen. Sansibar ist Station des Kabels Aden—Port Natal.

Aber die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft hat auch mit politischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn die deutschen Gebiete liegen hinter den Besitzungen des Sultans von Sansibar, dem auch die arabischen Häuptlinge in Tabora, Mdjiji und Nyangowe gehorchen. Es liegt nahe, dass der Sultan das Land zwischen Sansibar und Tabora für sein Eigenthum hält, wenn er auch kein formelles Recht darauf besitzt, und dass ihm die Deutschen als Eindringlinge erscheinen. Es fehlt in Deutschland nicht an Stimmen, welche empfehlen, die Schwierigkeiten einfach dadurch zu beseitigen, dass man in irgend einer Form dem Sultan den deutschen Schutz aufnöthigt. Die deutsche Regierung denkt kühler und sucht eine friedliche Versöhnung der Interessen herbeizuführen. Denn

in Sansibar wohnen Tausende von indischen Kaufleuten, die mit den Arabern den ganzen Handel in Händen haben, und von Bagamoyo aus haben französische Jesuiten ein Netz von Niederlassungen gegründet und mit der Erziehung der Neger gute Erfolge erzielt. Frankreich und England wachen daher mit Aufmerksamkeit über die Unabhängigkeit des Sultans von Sansibar.

2. Witu.

Das Verhältnis der Deutschen zu dem Sultan von Sansibar wurde noch verschlechtert durch den Vertrag zwischen dem Sultan von Witu und den Gebrüdern Denhardt (Mai 1885), wodurch diese zu Bevollmächtigten des Sultans ernannt wurden. Nur durch sie kann er Verträge aufrichten, und er hat dieselben im speciellen bevollmächtigt, einen Schutzvertrag mit dem deutschen Reiche abzuschliessen.

Das Sultanat von Witu liegt nördlich von Sansibar zwischen den Mündungen der Flüsse Dana und Wubuschi. Man sah dieses Gebiet bisher für einen Bestandtheil des Sultanats von Sansibar an, und als solches ist es auch auf der officiellen deutschen Karte von Central-Afrika (L. Friederichsen) bezeichnet. Derselben Ansicht ist auch der Sultan von Sansibar und will seine Ansprüche mit Gewalt durchsetzen. Es scheint aber, dass das Reich Witu, mit dem Deutschland schon seit 1867 in freundlichen Beziehungen steht, unabhängig ist und daher dem deutschen Schutze unterstellt werden kann. Die deutsche Flagge ist übrigens dort noch nicht gehisst.

Wiederholt verlautete auch, dass Deutschland Versuche mache, nördlich von Witu Gebiete unter seinen Schutz zu stellen. Man brachte den Aufenthalt der Corvette »Gneisenau« in diesen Gegenden damit in Zusammenhang.

IV. Kaiser Wilhelms-Land und Bismarck Archipel.

Die deutschen Erwerbungen an der Nordostküste von Neu-Guinea und auf den vorgelagerten Inseln sind die unmittelbare Folge der grossen Ausdehnung des deutschen Südseehandels, und diese wieder das Verdienst des Hauses Godeffroy & Sohn in Hamburg. Die Geschichte dieses Hauses ist eines der interessantesten Capitel der Handelsgeschichte. Seine Agenten lehrten die Eingeborenen der Südsee die Bereitung der Copra, gründeten Plantagen, führten den Anbau der Baumwolle ein und organisierten die Heranziehung von Arbeitern aus Melanesien und Mikronesien, da die Polynesier arbeitsscheu sind. Godeffroy errichtete auch eine deutsche Seglerlinie von Hamburg nach Sydney.

Sein Weg fand Nachahmung; der deutsche Handel verdrängte den englischen aus der Südsee, und im Jahre 1880 verdienten die deutschen Rheder im Südseegeschäfte ungefähr 600.000 fl.

Gleichzeitig verbreiteten englische Missionäre das Christenthum, und heute sind die Bewohner der Fidji-, Samoa- und Tonga-Inseln, nicht mehr Menschenfresser, sondern erfreuen sich einer ansehnlichen Cultur.

Bei der grossen Ausdehnung des Geschäftes kam das Haus Godeffroy Ende 1879 in Zahlungsverlegenheiten, nachdem es bereits die Actien der von ihm gegründeten »Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft« an das Haus Baring Brothers & Cy. in London verpfändet hatte.

Es lag damals die Gefahr nahe, dass der ganze deutsche Südseehandel an die Engländer verloren gienge. Die Versuche der deutschen Regierung, durch eine bedingungsweise Subvention des Reiches zu helfen, scheiterten an dem Widerstande des Reichstages. Aber grosse Berliner Banquiers nahmen sich der Sache an, und die alte Gesellschaft wurde als »Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln« auf erweiterter Grundlage reorganisiert. Dadurch blieb die Südsee dem Hamburger Handel erhalten.

Im Jahre 1879 wurde die deutsche Regierung auch genöthigt, sich mit den staatlichen Verhältnissen der Südsee zu beschäftigen, damit nicht die Tonga- und Samoa-Inseln, wie 1874 die Fidji-Inseln, von den Engländern ihrem Colonialbesitz einverleibt würden. Die Unabhängigkeit der Samoa- und der Tonga-Inseln wurde durch Verträge mit England und der Union gesichert.

Seit dieser Zeit erschienen fast jährlich deutsche Kriegsschiffe in der Südsee, wo die Deutschen die Häfen Mioko und Makada zwischen Neu-Britannien und Neu-Irland käuflich erworben hatten. Von Matupi aus beherrschten die Deutschen den ganzen Handel der Inseln, die im Norden von Australien liegen. Die Firma Robertson & Hernsheim zu Hamburg erlangte hier ein ähnliches Ansehen, wie das Haus Godeffroy in der Umgebung der Samoa-Inseln.

Nun entwickelte sich in Australien eine Agitation, welche die Einverleibung aller Inseln im Norden und Osten von Australien verfolgte. Die Queensländer hatten es besonders auf die Inselgruppen bei Neu-Guinea abgesehen, weil sie von dort mit Gewalt Arbeiter in ihre Zuckerplantagen schleppten. Queensland annectierte daher am 14. April 1883 schlankweg ganz Neu-Guinea; diese Annexion wurde aber von der englischen Regierung nicht anerkannt.

Durch dieses Vorgehen der Australier kamen auch die Deutschen in Bewegung. Die Firma Robertson & Hernsheim und

die Direction der »Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln« wiesen auf den Schaden hin, den die Annexion dieser Inseln durch England dem deutschen Handel verursachen werde.

Da traten die Berliner Banquiers Hansemann und Bleichröder am 27. Juni 1884 mit der Anzeige an die deutsche Regierung heran, dass sie die Gründung einer deutschen Colonie in Neu-Britannien und dem gegenüberliegenden Theile von Neu-Guinea beabsichtigen, und baten für ihre Erwerbungen um den Schutz des Reiches. Dr. Finsch, der durch mehrere Jahre in der Südsee verweilt hatte, war schon auf dem Wege dahin und schützte der Oeffentlichkeit gegenüber wissenschaftliche Studien vor.*)

Die deutsche Regierung gieng alsbald auf dem Plan ein und schlug den Engländern eine Theilung Neu-Guineas und der dasselbe umgebenden Inseln vor. Noch während der Verhandlungen mit England erhielten die in der Südsee weilenden deutschen Kriegsschiffe am 19. August 1884 den Befehl, in den von Deutschland beanspruchten Gebieten sobald wie möglich die deutsche Flagge zu hissen.

Diesen Act der Besitzergreifung vollzog die »Elisabeth« im November 1884. Die Engländer erklärten gleichzeitig die Südostküste als ihr Eigenthum. Die Verhandlungen der beiden Mächte zogen sich noch längere Zeit hinaus und führten zu dem Vertrage vom 29. April 1885. Nach diesem bildet der 141° östl. Länge von Greenwich die Grenze der deutschen und englischen Besitzungen gegen die der Holländer. Von da verläuft die deutsch-englische Grenze vom Durchschnittspunkte des 141° östl. Länge und des 5° südl. Breite zu dem Punkte, wo der 6° südl. Breite sich mit dem 144° östl. Länge schneidet, und weiter zum Durchschnittspunkte des 8° südl. Breite mit dem 147° östl. Länge. Der 8° südl. Breite bleibt dann die Grenze bis Mittre Rock an der Küste. Deutschland nahm ferner alle vorgelagerten Inseln zwischen dem 8° südl. Breite und dem Aequator einerseits, und dem 141° und 154° östl. Länge in Besitz.

Unterdessen war im August 1884 die »Neu-Guinea-Compagnie« gegründet worden. Diese vereinigte sich mit den zwei deutschen Firmen, welche schon früher bei Neu-Guinea angesiedelt waren, und erlangte am 17. Mai 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief, in welchem der Gesellschaft in dem erworbenen Gebiete sämmtliche staatliche Hoheitsrechte übertragen wurden. Die deutsche Regierung behielt sich nur vor die Ordnung der Rechtspflege, sowie die Regelung und Leitung der Beziehungen zwischen dem

*) Weissbuch, 1885, II.; Deutsche Interessen in der Südsee, II., Nr. 19.

Schutzgebiete und den fremden Regierungen. In dem Schutzbriefe ist ferner ausgesprochen, dass von nun an der deutsche Theil Neu-Guineas Kaiser Wilhelms-Land, die Inseln Neu-Britannien, Neu-Irland, die Admiralitäts-Inseln etc. Bismarck Archipel heissen.

Man schätzt die Grösse des Kaiser Wilhelms-Landes auf 181.650 km² mit 109.000 Einwohnern, die des Bismarck Archipels auf 47.100 km² mit 188.000 Einwohnern. Wie der Blick auf jede Karte zeigt, sind beide Gebiete noch wenig erforscht.*) Neu-Guinea ist wohl schon seit mehr als 350 Jahren entdeckt, aber wegen der Unfreundlichkeit der Einwohner blieb unsere Kenntnis bis in die letzten Jahrzehnte nur auf die Küsten beschränkt, und selbst diese sind nicht überall festgestellt. Am unbekanntesten ist die jetzt deutsche Nordostküste.

Neu-Guinea und der im Nordosten vorliegende Archipel sind mit Ausnahme der Hermit- und Anachorete-Inseln und der Insel York gebirgig.

Ein grosser Theil der Küsten ist hügelig und bewaldet. Da aber die zahlreichen Flüsse viele Sinkstoffe mit sich führen, so findet man an ihren Mündungen ausgedehnte Sumpflandschaften. Das Seewasser ist dort vollkommen braun oder gelb, der Grund oft so weich, dass es Schwierigkeiten hat, das Handloth wieder herauszubekommen. Häufig begleiten die Küste Korallenriffe und Koralleninseln. In grösserer Entfernung von der Nordostküste Neu-Guineas sehen wir dann hohe Inseln (Dampierinsel 1500 m), die wie Neu-Britannien thätige Vulcane besitzen.

Von der Küste steigt das Land meist in Terrassen zu Hochplateaux auf, welche durchschnitten sind von den tief eingerissenen Thälern der Flüsse, und über die sich ansehnliche Gebirge erheben, so die Mana Boro-Boro mit dem Berge Schopenhauer (6118 m) im Süden der Maclayküste. Aber hart im Osten derselben tritt der Mont Cromwell mit 2350 m bis an das Meer heran. Neu-Britannien und Neu-Irland bieten dem Vorüberfahrenden denselben reichen Wechsel des Anblickes.

Man kennt heute nur wenige gute Häfen. Der beste liegt zwischen der kleinen Insel Matupi und Neu-Britannien; er ist tief und geräumig und rings von vulcanischen Bergen eingeschlossen, die 600—1000 m Höhe erreichen. Matupi selbst verdankt seinen Ursprung vulcanischen Ausbrüchen. Im vorigen Jahre entdeckte dann Capitän Dallmann, neben Dr. Finsch der zweite

---

*) S. Justus Perthes' Kolonien-Karten. Nr. 3. Die deutschen Besitzungen in West-Polynesien, 1 : 3,500.000. — L. Friedrichsen. Karte des westlichen Theiles der Südsee (Gebiet der Neu-Guinea-Compagnie) mit Specialkarten der wichtigsten Häfen. 1 : 3,000.000. Hamburg 1885.

Vertreter der Neu-Guinea-Compagnie, an der Westseite der Astrolabebai den ausgezeichneten Friedrich Wilhelms-Hafen.*)

Neu-Guinea und Neu-Britannien haben ein Monsunklima. Während die Sonne über Australien steht, das ist vom September bis April, weht der Wind aus Nordwest und wird von Mai bis September vom Südostpassate abgelöst. In den deutschen Gebieten ist der Südost der Regenbringer, die Periode des Nordwestwindes ist die trockene, doch nicht regenlose Zeit. Das Klima scheint auf den Höhen dem Europäer zuträglich zu sein; am Strande des Meeres besteht natürlich Fiebergefahr.

Alle Nachrichten sind darin einig, dass die deutschen Gebiete in West-Polynesien zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Erde gehören. Man trifft allenthalben den üppigsten Pflanzenwuchs. Die niedrigen Inseln sind mit Mangrovegebüsch eingefasst, und in ihrer Mitte finden wir die reichen Plantagen der Eingebornen. Die flache Insel York ist durchgehends mit hohen Bäumen bestanden. An den gebirgigen Küsten reicht der Urwald bis an das Ufer herab und bereitet dem Vordringen des Forschers fast unüberwindliche Hindernisse, wenn er nicht von dem guten Willen der Eingebornen unterstützt wird, wie der Russe Miclucho Maclay, der durch Monate an der Astrolabebai wohnte und bei der Abreise sein Eigenthum dem Schutze der Wilden überliess.

Der wichtigste Handelsartikel ist Copra, der getrocknete Kern der Cocosnuss. In manchen Gegenden, wie an der Humboldtbai gedeiht das Zuckerrohr in grossen Mengen. Die Schouten-Inseln liefern Gummi Damar, und ebenso gedeihen alle Gewürze der Tropenzone. Als Nahrung dienen den Eingebornen Bananen, Yams, Taro und Aaronswurzeln. Im holländischen Theile Neu-Guineas kennt man durch den Verkehr mit den Malayen eine grössere Zahl von Nahrungspflanzen. Als Genussmittel kaut man Betelnuss mit Kalk gemischt, »sie stillt Hunger und Durst«. Die Inseln sind auch reich an wertvollen Hölzern.

An Säugethieren sind die Inseln arm. Zu nennen sind vor allem das Känguruh und das Schwein, das wichtigste Hausthier. Auf Neu-Britannien tragen die Frauen die jungen Schweinchen wie Schosshündchen herum.**) Der Fischfang wird mit Leidenschaft betrieben. Haifische fängt man mit einer Schlinge, die an Lockfischen aus Holz befestigt ist.***) Die Seegurken bilden

*) S. Aufnahme des Hafens und Abbildungen der Küstengegenden des deutschen Gebietes in Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. 1885. T. T. 7, 8, 9. S. auch die Nebenkarten bei L. Friedrichsen.

**) Hernsheim. Reiseerinnerungen aus der Südsee. (Berlin 1883). Seite 101.

***) W. Powell. Unter den Kannibalen auf Neu-Britannien. (Leipzig 1884). Seite 247.

einen Handelsartikel für China. Grossartig ist der Reichthum an prachtvollen Vögeln, deren Bälge sicher bald auf dem europäischen Markte erscheinen werden.

Die Eingeborenen sind von dunkler Hautfarbe. Nahe verwandt sind die Bewohner der Nordostküste Neu-Guineas mit denen des Südens von Neu-Britannien. Sie gehören zu den Papuas, welches Wort im Malayischen »Krausköpfe« bezeichnet, weil die langen Haare wie eine Krone das Haupt umgeben. Man ist neuerer Zeit der Ansicht, dass diese Eigenthümlichkeit kein Rassenmerkmal bilde, sondern die Folge des unablässigen Kämmens und des Schonens der Haare sei, da die Eingebornen beim Schlafen Holzschemel unter dem Nacken schieben. Jedenfalls beherbergen diese Haare eine Unmasse von Insecten. Um sich vor diesen zu retten, begiessen sich die Wilden mit scharfen stinkenden Oelen, die in Streifen über den Rücken strömen. Man riecht die Menschen, bevor man sie sieht. Die Einwohner des Nordens von Neu-Britannien und die von Neu-Irland gehören einer anderen dunklen Rasse an und sind sehr reinlich.

An Grösse übertreffen sie alle den Durchschnittseuropäer. Der Anblick des Gesichtes ist unangenehm und wird durch die Tätowierungen und das Tragen des Nasensteines und der schweren Ohrringe selbst abstossend.

Gegen Fremde sind sie zurückhaltend, durch ehrlichen Verkehr kann man jedoch ihr Vertrauen gewinnen. Die Bewohner des Kaiser Wilhelms-Landes scheinen moralisch höher zu stehen als die diebischen Eingebornen Neu-Britanniens, die jeden unbewaffneten Mann verachten. Beide Stämme sind Menschenfresser und Kopfjäger.

Die Kleidung beschränkt sich bei den Männern auf einen Gürtel, bei den Frauen auf einen kurzen Rock aus Blättern, Rinde oder Zeug. Ihre Häuser stehen oft auf Pfählen, sie sind ganz einfach aus Bambusrohr erbaut. Viele Stämme kennen weder Thon- noch Holzgefässe. Sie kochen ohne Wasser, indem sie die Speisen in Bananenblätter hüllen und zwischen heisse Steine legen. Andere dagegen machen kunstvolle Canoes, auf denen sie tageweit in die See hinausfahren. In einigen Gegenden Neu-Britanniens setzen sie sogar falsche Zähne ein.*)

Sie haben zu ihren Arbeiten keine anderen Werkzeuge als Steinmesser und Steinbeile. So bestehen auch ihre Speerspitzen und ihre Schlachtkeulen aus Stein; daher suchen sie im Verkehre mit den Europäern gegen ihre Naturproducte besonders Bandeisen und Beile einzutauschen. In Matupi bekommt man für 1 Beil im Werte von 40 Kreuzern 3 schöne Schweine.

---

*) S. Powell. Seite 146.

Ein gesuchter Artikel ist auch Salz, das die Stämme des Innern Neu-Guineas nur als Medicin benützen.

Unter einander zahlen sie mit Muschelgeld, Diwarra genannt. Die kleinen Kaurimuscheln werden durchbohrt, auf einem Faden gereiht und nach Art der Schiffstaue in Rollen gelegt. Lebensmittel bezahlt man mit Fingerlängen von Diwarra; ein grosses Schwein kostet 10—40 Längen erster Ordnung, die bei ausgebreiteten Armen über die Brust weg von Hand zu Hand reichen. Aus Diwarra bestehen ihre Schätze, und die deutschen Kriegsschiffe heben die Strafe für begangene Strandfrevel in Diwarra ein, was die Eingebornen unendlich schmerzt.

Handelssprache ist durch den Einfluss der englischen Missionäre ein Pidjeon-Englisch.

Die Länder, welche die Neu-Guinea-Compagnie ausbeuten will, sind somit von Natur aus sehr reich, und da sie in der Nähe des Aequators liegen und sich in Terrassen vom Meere zu bedeutenden Höhen erheben, hat man bei Anlegung von Plantagen freie Hand in der Auswahl der Pflanzen.

Die Bevölkerung ist wohl gering an Zahl,*) aber fleissig. Denn von Neu-Britannien und den Inseln, die sich im Südosten anreihen, kommen die zahlreichen Arbeiter, ohne welche die grossen Plantagen in Polynesien und Queensland unmöglich wären. Die Neu-Guinea-Compagnie hat es daher gar nicht nöthig, an die Einwanderung europäischer Colonisten zu denken. Sie sorgt dafür, dass ihre Eingebornen nicht durch Verkauf von Spirituosen ruiniert werden, und gestattet nicht deren Verwendung als Arbeiter ausserhalb des deutschen Schutzgebietes. Nur für deutsche Plantagen macht sie eine Ausnahme, doch dürfen auch diese Arbeiter unter Controle deutscher Beamten nur in den Gebieten werben, aus welchen sie dieselben schon früher bezogen haben**). Dadurch entfällt auch der entsittlichende Einfluss des Arbeiterhandels, und die Welleslyanischen Missionäre werden die Eingebornen leichter bereit finden, das Christenthum anzunehmen.

Es steht daher zu erwarten, dass der Handel und Verkehr von Matupi, welches das Centrum der Unternehmungen der Neu-Guinea-Compagnie ist, in wenigen Jahren Zeugnis geben wird von den Erfolgen der Gesellschaft.

* * *

*) Der Bismarck Archipel ist so gross wie Serbien und hat nur 188.000 Einwohner.

**) Erlass des deutschen Reichskanzlers vom 8. Juni 1885.

Die Deutschen haben also jetzt Colonien. Freilich ist keine derselben geeignet, den Ueberschuss der Bevölkerung des Mutterlandes aufzunehmen und den Hunderttausenden von Auswanderern eine deutsche Heimat jenseits des Oceans zu gewähren. Die deutschen Colonien sind Handelscolonien; nur die Besitzungen in der Südsee gestatten die Einführung der Plantagenwirtschaft. Dasselbe wird wohl auch von einigen der Erwerbungen in Afrika behauptet; aber bei diesen müssen wir sagen: Was man wünscht, das glaubt man. Der Handel der Colonien, die in den tropischen Theilen Afrikas gelegen sind, wird sich in kurzer Zeit gewaltig steigern, weil das in den Verhältnissen begründet ist. Aber die Errichtung von gewinnreichen Plantagen setzt eine vollständige Veränderung in den Lebensgewohnheiten der dortigen Bevölkerung voraus, die nicht der Kaufmann, der Unternehmer mit einem Schlage, sondern nur der selbstlose Missionär im Laufe einer langen Zeit bewirken kann. Das Schlagwort ohne Missionäre, und zwar ohne deutsche Missionäre, keine wahren Colonien, hat daher seine volle Berechtigung.

Keine der deutschen Colonien ist von der Regierung gegründet, wie etwa die französischen. Nach dem bewährten Muster der Engländer und der Holländer nahm das deutsche Reich nur solche Gebiete in seinen Schutz, welche bereits thatsächlich im deutschen Besitze waren. Daraus folgt auch, dass die Regierung die Verwaltung der Colonien so weit wie möglich den Betheiligten überlässt. Der Wirkungskreis der Vertreter des Staates ist verschieden in den einzelnen Gebieten; aber er geht nirgends über die staatliche Vertretung nach Aussen und über die Obsorge für die Justiz hinaus.

Somit sind die deutschen Colonien ein glänzender Beweis von der Thatkraft der deutschen Kaufleute; den bereits geebneten Wegen folgte dann das Grosscapital. Die deutsche Regierung hatte nur zu sorgen, dass das Werk der Selbsthilfe ihren Unterthanen erhalten blieb. Ihr alleiniges Verdienst aber ist die Sicherung des Congostaates und die Freiheit des Handels auf den grossen Flüssen Westafrikas gegen die feindlichen Bemühungen der Franzosen, Engländer und Portugiesen. Noch grössere Anerkennung jedoch verdient die Zähigkeit, mit welcher die deutsche Regierung nach jahrelangen Kämpfen im Reichstage gegen die Bemühungen ihrer politischen Gegner die Subventionierung von Dampferlinien nach Ostasien und Australien durchsetzte, um den deutschen Handel nach diesen Gebieten von der Vermittlung durch die Franzosen und Engländer vollständig freizumachen.

* *
*

Wir haben nun eingehend den Weg betrachtet, auf welchem die Deutschen zu Colonien kamen. Es zeigte sich uns dabei ein Bild allseitiger lebhafter Thätigkeit, von welcher der auswärtige Handel der Deutschen grossen Gewinn zog. Unwillkürlich fragen wir uns: Was wurde denn gleichzeitig in Oesterreich-Ungarn geleistet? Bei unseren Landsleuten herrscht die Sitte, das Fremde zu bewundern, die stille Arbeit des heimischen Fleisses zu übersehen.

Daher wird es kein Fehler sein, wenn wir zum Schlusse kurz der hauptsächlichsten Bemühungen gedenken, welche die Hebung unseres Handels in das Ausland zum Zwecke hatten.

In erster Linie sind die handelspolitischen Reisen unserer Kriegsmarine zu nennen, von der ruhmreichen Weltumseglung der »Novara« in den fünfziger Jahren bis in unsere Tage, wo gleichzeitig fünf Kriegsschiffe überseeische Häfen besuchen, und denen fachmännisch gebildete Männer beigegeben sind, welche die Bedingungen studieren sollen, unter denen unser Handel dorthin exportfähig ist.

Sodann ist die grossartige Schöpfung des »Orientalischen Museums« in Wien zu nennen, das die Fremden besser kennen als die Wiener. Die Schätze, die in den prachtvollen Räumen des Börsengebäudes aufgestellt sind, gestatten dem Beschauer einen tiefen Blick in das Leben und Treiben der Völker, die vom ägäischen Meere bis zum grossen Ocean wohnen. Der Kaufmann findet dort Sammlungen, die mit besonderer Berücksichtigung der Industrie Oesterreich-Ungarns zusammengestellt sind, und ihn darüber aufklären, welche einheimischen Artikel man im Auslande verkaufen kann, welche fremden Rohproducte in unserem Lande verwendet werden können. Nicht zu vergessen ist die »Oesterreichische Monatschrift für den Orient«, die in den bisher erschienenen 11 Jahrgängen eine wahre Fundgrube für die Kenntnis des Orientes ist.

Von Bedeutung für unseren Export ist ferner der österreichisch-ungarische Export-Verein, der seit 1871 besteht und die Tendenz hat, den heimischen Kaufleuten und Industriellen einen Stützpunkt für gemeinschaftliche Actionen zu bieten, durch alle Agitationsmittel den Unternehmungsgeist für den Handel ins Ausland zu wecken und durch gemeinsames Auftreten jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche einer gedeihlichen Entwicklung unseres Ausfuhrhandels im Wege stehen.

Dem Exportvereine verdanken wir die Beschickung der Weltausstellungen in Sidney und Melbourne durch unsere Industriellen, wodurch der Markt Australiens einer Reihe einheimischer Artikel erschlossen wurde. Durch die Aussendung eines eigenen Vertre-

ters wurden die Handelsbeziehungen mit Persien befestigt und erweitert. Ebenso unterstützte der Verein durch eine Reihe von Jahren Exportversuche nach Java, die so überraschende Erfolge hatten, dass man eine eigene Gesellschaft mit dem Sitze in Wien und Soerabaya errichten musste, welche in sichtlichem Aufschwunge begriffen ist.

Wir müssen endlich ohne Vorbehalt anerkennen, dass unsere Regierungen und unsere Handelskammern in jeder Weise bemüht sind, den auswärtigen Handel zu fördern. Aber alle diese Arbeiten finden ein gewaltiges Hindernis daran, dass nur wenige österreichische Firmen im Auslande etabliert sind.

Darum müssen unsere jungen Männer ins Ausland hinaus, um wie die deutschen Kaufleute den Handel mit der Fremde möglichst unserem Vaterlande, unseren Staatsangehörigen zu sichern. Unsere Jugend benützt mit Eifer die Gelegenheit, in den Fachschulen der Heimat ein ausgedehntes kaufmännisches Wissen zu erwerben; sie muss auch die Thatkraft finden, diese Kenntnisse in der Fremde zur Ehre und zum Vortheile des Vaterlandes zu verwerten.

Gegen

unsere Kolonialpolitik.

Ein ruhiges Wort in bewegter Zeit

von

Jens L. Christensen.

Motto:
Greif' niemals in ein Wespennest;
Doch wenn du greifst, dann greife fest!

Zürich 1885.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

Gegen
unsere Kolonialpolitik.

Ein ruhiges Wort in bewegter Zeit

von

Jens L. Christensen.

Zürich 1885.
Verlags-Magazin.
(J. Schabelitz.)

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Vorbemerkung.

Wenn ich die nachfolgenden Blätter hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, bin ich natürlich keinen Augenblick darüber im Zweifel, ob ich mir durch dieselben vorzugsweise Anerkennung oder Tadel erwerben werde. Wer heutzutage gegen unsere Kolonialpolitik schreibt, weiß von vornherein, daß er den größten Theil der Presse und fast alle sogenannten Gebildeten gegen sich hat. Aber so lange es in Deutschland noch einen wohlgespickten Reptilienfonds giebt, so lange noch ernsthafte Leute beim Anblick eines Ordens in Verzückung gerathen können, und so lange es nicht als unanständig gilt, einen Menschen, der seine Ansichten offen und ehrlich durch seinen Namen vertritt, anonym zu verdächtigen: so lange betrachte ich eine derartige Gegnerschaft nicht als eine Schande.

Mögen also jene Herren lustig weiter verdrehen und verhetzen; es werden sich auch in diesem Schriftchen Stellen genug finden, aus denen man mit einiger Geschicklichkeit das Gegentheil von dem herauslesen kann, was ich habe sagen wollen. —

April 1885.

Jens L. Christensen.

Von Sedan bis Kamerun.

Nach der Regsamkeit folgt die Ermüdung, nach der Anstrengung die Abspannung. So im Leben des Einzelnen, so auch im Leben eines ganzen Volkes! Nach einer großen weltgeschichtlichen That folgt immer eine Periode der Erschlaffung, eine Zeit des Sammelns. Nur der Mißerfolg findet keine Ruhe, nur er strebt vorwärts.

Wir Deutsche haben eine Zeit voll Mühen und Kämpfen dicht hinter uns. Kein anderes Volk der Erde hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren so viele Schlachten geschlagen, so viel Blut vergossen wie wir. Zuerst 1864 im Kriege gegen Dänemark und schon zwei Jahre darnach noch einmal in jenem unheimlichen Kampfe, wo der Deutsche hoffentlich zum letzten Male dem deutschen Bruder feindlich gegenüberstand. Dieser Kampf, so kurz er auch war, schlug dem Lande schwere Wunden, — Wunden, die trotz aller Rederei von dem einigen Deutschland noch heute nicht vernarbt sind. Aber sie hatten damals ihr Gutes, denn sie hielten uns wach; und als vier Jahre später der Krieg mit unserm westlichen Nachbarn begann, standen wir wohlgerüstet da. Dieser letzte und grausigste Kampf brachte uns endlich, was wir seit mehr als einem halben Jahrhundert erträumt: ein wenigstens äußerlich geeinigtes deutsches Vaterland.

Aber nun waren auch unsere Kräfte erschöpft, und nach einem kurzen Nachspiel, dem widerlichen Börsen- und Gründungsschwindel, folgte die naturnothwendige allgemeine Erschlaffung. Die Industrie ging immer weiter zurück, die

Arbeiter wurden schlechter besoldet, das Elend in den großen Städten und in den Fabrikgegenden wurde immer drückender, die Zahl der Unzufriedenen mehrte sich immer mehr, der allgemeine Kredit nahm ab und Zahlungseinstellungen und Defraudationen nahmen in erschreckender Weise zu. Und wie auf materiellem, so auch auf geistigem Gebiete! Das neuerstandene Reich verfügt kaum über einen einzigen wirklich hervorragenden Dichter, kaum über einen einzigen auch nur irgendwie bedeutenden Maler oder Bildhauer. Leute vom Schlage Julius Wolff's, welche die Trivialität ihrer Gedanken hinter einer ‚originellen‘ Form zu verbergen suchen, oder wie Ebers, der ehrbaren deutschen Philistern ein antikes Gewand anzieht und dann den Lesern einbildet, es seien alte Egypter, oder wie Felix Dahn, Paul Lindau, Ernst Eckstein, Paul Heyse, Marlitt und Elise Polko sorgen für unsere Lektüre, während Geister vom Range Schönthan's, Moser's, Jacobson's, L'Arronge's, Millöcker's und Nessler's unsere Theater beherrschen, und selbst Freytag und Spielhagen von ihrer einstigen Höhe kläglich herabgesunken sind. Und wer schmückt unsere Wände und unsere Prachtwerke mit Photographien und Stahlstichen? Anton von Werner, der Maler des famosen Kongreßbildes, Knut Eckwall und Paul Thumann, die Modenjournal-Zeichner, Franz Defregger, der unermüdliche Variator des Tyroler Bauerntypus und unzählige Größen dritten bis x-ten Ranges mehr.

Man wird mir entgegnen, daß Künste und Wissenschaften in einem Lande niemals zu gleicher Zeit blühen. Ganz gewiß nicht, aber blühen denn heutigen Tages in Deutschland die Wissenschaften? Wo leben die epochemachenden Aerzte, die großen Philosophen, die weltumgestaltenden Nationalökonomen? In Frankreich, England und zum Theil in Nordamerika, aber in Deutschland gewiß nicht. Virchow ist groß, aber keineswegs epochemachend, und Gräfe ist todt, Marx ist todt und unser Modephilosoph ist Eduard von Hartmann, während

Radenhausen und Friedrich Engels fast unbekannt sind. Die Wissenschaften liegen, mit Ausnahme einzelner Zweige, in Deutschland heutzutage so sehr darnieder, wie verhältnißmäßig in keinem andern Lande, welches uns kulturell ebenbürtig ist, — das ‚oberflächliche‘ Frankreich nicht ausgenommen. Und wie blühen da die Künste!

Oder sehen wir zu, was wir seit 1871 auf dem Gebiete der Gesetzgebung geleistet haben! Ein fortwährendes Experimentiren, welches zum Theil schon unheilvolle Früchte gezeitigt hat, von wirklichen Erfolgen aber so gut wie nichts! Zunächst die unglückseligen Maigesetze, welche die Regierung offenbar schon längst wieder zurückgezogen haben würde, wenn sie es nur mit ihrer ‚Würde‘ vereinigen könnte! Dann die halbfertigen Verordnungen zur Neugestaltung des Schulwesens von Minister Falk, welche an und für sich freilich einen geringen Fortschritt bezeichneten, aber nur zu bald die Puttkamer'sche und Goßler'sche Reaktionsperiode zur Folge hatten! Ferner die Umgestaltung des Gerichtswesens, wodurch wir uns von dem Ziele einer gesunden Rechtspflege, der Unentgeltlichkeit des Verfahrens, weiter entfernten als je! Und endlich als würdiger Abschluß noch die Schutzzölle und das geradezu unsinnige Sozialistengesetz, wodurch die Regierung die Zahl der Unzufriedenen vermehrte, den Anarchismus aus der Sozialdemokratie herauspreßte, und sich selbst jede Kontrole der Arbeiterbewegung benahm, ohne den Fortgang derselben auch nur im entferntesten zu verlangsamen!

Das einzige, worin wir mit den andern Kulturvölkern Schritt gehalten, ja sie wohl gar überflügelt haben, ist die Weiterentwickelung unserer Militärmacht. Und ob wir darauf stolz sein dürfen, ist doch wohl zum mindesten fraglich.

Ich spreche mit diesen Ausführungen keinen Vorwurf aus; ich konstatire nur das Vorhandensein eines Entwicklungszustandes, welcher wie gesagt naturnothwendig und darum für uns in keiner Weise beschämend ist. Was wir uns vorzuwerfen haben ist ausschließlich, daß wir nicht so viel Mannes-

muth besitzen, unsere Schwäche offen einzugestehen, und daß wir, statt willig von andern Völkern zu lernen, nur gar zu gern mitleidig auf sie herabblicken.

Indessen deuten doch schon verschiedene Anzeichen darauf hin, daß die Nachwehen unseres Siegesrausches zu schwinden anfangen. Vor allen Dingen möchte ich da nennen den Aufschwung unserer Industrie, welchen reaktionäre Gemüther kurzsichtigerweise als eine Wirkung der Schutzzölle betrachten, welcher aber auch ohne Zuthun des Staates eintreten mußte mit derselben Nothwendigkeit, wie nach dem Winter der Frühling, nach der Ebbe die Flut. Der Schutzzoll hat diesen Prozeß nicht einmal beschleunigt; nur die allgemeine Erkenntniß, daß die Devise „billig und schlecht" uns unfehlbar dem Ruin entgegenführt, hat die verhältnißmäßig schnelle Reaktion gegen das System der siebziger Jahre herbeigeführt.

Ein anderes Symptom unseres herannahenden Erwachens ist die fortwährend zunehmende politische Regsamkeit unseres Volkes. Solche Erfolge z. B., wie sie die sozialdemokratische Partei bei den letzten Reichstagswahlen errungen hat, wären vor einem Jahrzehnt vollständig unmöglich gewesen, und wenn die Agitation auch noch so lebhaft gewesen wäre. Und dabei rekrutiren sich die sozialistischen Wähler zum größten Theile gerade aus denjenigen Volksschichten, welche in der Regel am schwierigsten aufzurütteln sind, eine Thatsache, welche die lebhaftere Wahlbetheiligung als doppelt erfreulich stempelt.

Ein weiteres Zeichen der beginnenden Aufklärung ist die energische Reaktion, welche sich in der Presse wie in unserer Volksvertretung gegen die Gesetzgebung des letzten Dezenniums immer deutlicher kundgiebt. Die Klagen über die erhöhten Gerichtskosten, über die ungeheure Militärlast und über die Zölle auf Lebensmittel mehren sich von Tag zu Tag, und die beiden Ausnahmegesetze würden, wenn man sie heute dem Reichstage zur Abstimmung vorlegte, ohne Zweifel mit nicht unerheblicher Majorität abgelehnt werden.

Wie aber der einzelne Mensch, wenn er erst eben erwacht ist, sich noch im Zustande der Schlaftrunkenheit befindet, so auch ein ganzes Volk. Seine ersten Bewegungen sind unsicher, taumelnd, sein Gedankengang unklar, und nur mit Mühe findet er sich in der Sinnenwelt zurecht. Auch diese Wahrnehmung macht man im heutigen Deutschland auf Schritt und Tritt. Betrachten wir z. B. nur die antisemitische Bewegung! Die Anhänger derselben verschanzen sich in der Regel schließlich hinter der Behauptung, daß die Macht des jüdischen Kapitals gebrochen werden müsse, und insofern hat die Sache einen durchaus berechtigten Grundgedanken. Aber warum denn blos die Macht des jüdischen, und nicht auch die des germanischen Kapitals bekämpfen, und warum richtet sich dann die Agitation ebenso gut gegen den armen, wie gegen den reichen Juden? Andere wieder behaupten, daß nicht das Kapital, sondern die ‚spezifisch semitischen Eigenschaften', die Sucht den Nächsten auszubeuten, der Geiz, die Frechheit, und was dergleichen mehr ist, bekämpft werden müssen. Aber giebt es nicht auch wucherische, geizige und freche Germanen, wenn auch meinetwegen in geringer Anzahl? Warum dem Wucher, dem Geiz und der Frechheit nicht überhaupt den Prozeß machen, einerlei ob sich diese Eigenschaften bei Semiten oder Germanen finden? Und warum dann wieder die Tausende von ehrlichen und durchaus achtbaren Israeliten mittreffen?

Selbst wenn wir nicht berücksichtigen, daß wir die jetzt Verfolgten selbst dazu gezwungen haben, sich ausschließlich mit dem Handel zu beschäftigen, gezwungen dadurch, daß wir ihnen den Betrieb der Landwirthschaft und des Handwerkes Jahrhunderte lang verboten haben, und daß wir ihnen also keinen Vorwurf daraus machen können, wenn sie so geworden, wie sie es zum Theil sind, selbst dann muß jeder Unbefangene zugestehen, daß der Antisemitismus an einer Unklarheit leidet, die nur durch unsere Schlaftrunkenheit erklärt und entschuldigt werden kann. Er ist in jeder Beziehung ein Produkt der

heutigen Uebergangsperiode und wird, wenigstens in seiner jetzigen Form, verschwinden, sobald erst die Köpfe vollständig klar geworden sind.

Eine andere Folge dieses planlosen Umhertastens ist unsere gegenwärtige Kolonialpolitik. Sie hat, wie angedeutet, mit dem Antisemitismus insofern einen gemeinsamen Berührungspunkt, als beide ihren Ursprung haben in einem eben erwachenden und darum noch unklaren Nationalbewußtsein, — sonst aber sind die beiden Bewegungen himmelweit von einander verschieden. Und zwar nicht allein in ihrer Aeußerungsform, sondern auch in ihrer Tragweite! Die eine hat nur einige Hunderttausende erfaßt und zieht nur eine einzelne Gesellschaftsklasse in Mitleidenschaft, die andere beherrscht die Sinne von Millionen und betrifft unser ganzes Volk; die eine wird sich von selbst allmählich im Sande verlaufen, die andere kann es, nachdem sie einmal angefangen ist, nie. Würden wir unsere auswärtige Politik, von der nicht nur Europa, sondern die ganze zivilisirte Welt Zeuge gewesen ist, jetzt wieder in die entgegengesetzte Bahn lenken, so würden wir unser Ansehen im Auslande in der allerempfindlichsten Weise schädigen und uns eine Schlappe zufügen, die nicht leicht wieder auszugleichen wäre.

Unter solchen Umständen ist es nicht allein verwerflich, sondern auch gefährlich, wenn leichtsinnige Phrasenhelden unser Volk zu einem Unternehmen anzuspornen suchen, dessen Ausgang ihnen selbst mindestens zweifelhaft erscheinen muß. Sie appelliren dabei in der Regel an eine der widerlichsten Eigenschaften der großen Masse, an die Nationaleitelkeit, indem sie ein Langes und Breites darüber schwatzen, daß ‚Deutschlands Ehre' die Kolonialpolitik fordere, daß Deutschland ‚eine Weltmacht' werden, und ‚sein Banner überall wehen müsse, wo deutsche Brüder vorhanden sind'. Als ob es eine sonderliche Ehre wäre, einige Tausend Neger zu unterjochen und einige Wüsten zu annektiren, als ob jene Herren nicht ruhig zuzu-

sehen pflegen, wenn im eigenen Hause Millionen ‚deutscher Brüder‘ ein elendes, menschenunwürdiges Dasein fristen! — Oder sie appelliren an die Dummheit ihrer Mitmenschen und behaupten, daß unser Exporthandel und somit auch unsere Industrie einen ‚ungeahnten‘ Aufschwung nehmen werden, daß wir Afrika zivilisiren müssen und was dergleichen Heucheleien mehr sind. Und wenn dann jemand eine andere Meinung zu äußern wagt, dann fallen sie sämmtlich über ihn her wie ein Wespenschwarm und schimpfen darüber, daß „die Anschauungen des Volkes fortgesetzt beeinflußt werden (!), um die anfluthende begeisterte Bewegung durch niedrige, kurzsichtige Gesinnungen zu dämmen“ (!), wie die „Deutsche Kolonialzeitung“ in Nummer 3 dieses Jahrganges so geistreich sagt, — oder sie fragen sich angesichts der Behauptung, daß das Blut der deutschen Soldaten zu gut ist, um den Boden in Kamerun zu düngen, „tiefbekümmert (!), wie in Deutschland solche Sprache heut noch möglich ist“.

Ich könnte aus derselben Nummer jenes widerlichen Blattes noch eine ganze Anzahl ähnlicher Schimpfereien anführen, und wenn ich all diejenigen sammeln wollte, welche ich in den letzten Monaten in konservativen, national-liberalen und andern Zeitungen und Brochüren gelesen habe: — ich würde schon einen recht anständigen Band damit anfüllen können. Aber es würden in demselben Arroganz, Dummheit, Heuchelei, Servilität und Phrasenthum zu einem so entsetzlichen Ragout vereinigt sein, daß jeder anständige Mensch ihn weit von sich hinwegschleudern würde.

Die Vernünftigeren und Aufrichtigeren unter unsern Kolonialpolitikern geben in der Regel zu, daß wir es mit einem Experiment zu thun haben, welches gelingen, aber auch mißlingen kann. Diese Ansicht ist indessen vollkommen falsch: die Kolonialpolitik ist ebenso wenig ein Experiment, wie etwa der Krieg oder der Militarismus; sie ist ein Nationalunglück.

Werth unserer Kolonialpolitik für uns.

„Aber, wie ist es möglich," wird man fragen, „daß sich Fürst Bismarck mit diesen Unternehmungen beschäftigen kann, wenn wirklich ihr Werth ein so imaginärer ist, — er, der doch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik anerkanntermaßen eine Autorität allerersten Ranges ist?" Man könnte darauf einfach erwidern, daß die Frage, ob wir Kolonien erwerben sollen oder nicht — und auf diese Frage kommt es hier ausschließlich an! — nicht der äußern, sondern der innern Politik angehört, und daß Bismarck's Leistungen auf diesem Gebiete bekanntlich nicht über jeden Zweifel erhaben sind. Aber dennoch wird es immerhin von Interesse sein, nachzuforschen, was den Kanzler veranlaßt haben mag, eine derartige Politik für deutsche Rechnung in Angriff zu nehmen. Die Frage ist allerdings leichter aufgeworfen als beantwortet, denn Bismarck verräth auch in diesem Punkte den Diplomaten nicht. Er läßt die Zeitungsschreiber und Versammlungsredner schwatzen was sie wollen, läßt sich sogar die tollsten Beweggründe unterschieben, aber noch weiß niemand sicher, was er mit der Kolonialpolitik eigentlich will. Meinungsäußerungen nach dieser Seite hin können also unter allen Umständen nur den Werth von mehr oder minder wahrscheinlichen Vermuthungen haben.

Bekanntlich liegt dem Reichskanzler unsere Flotte sehr am Herzen. Er ist nicht damit zufrieden, daß wir auf dem Lande

die erste Kriegsmacht der Welt sind; wir sollen es auch auf dem Meere sein. Nun ist aber unser Militärbudget schon mit mehr als vierhundert Millionen belastet, und der Reichstag ist deshalb nicht ohne Grund etwas knauserig, wenn es sich um eine Erhöhung desselben handelt. Für einige Kriegsschiffe würde das Geld wohl allerdings bewilligt, aber wir gebrauchen nicht einige, sondern eine ganze Anzahl. Es muß also ein Druck auf den Reichstag ausgeübt werden, und dazu ist die Kolonialpolitik ein ganz vortreffliches Mittel. Auf sie hinweisend, kann Bismarck erklären: „Wir brauchen neue Schiffe, um unsere kolonialen Interessen genügend wahrnehmen zu können; bewilligen Sie mir also nicht die nöthigen Summen, muß ich den Reichstag auflösen und an das Volk appelliren." Läßt sich die Volksvertretung dann einschüchtern — wie 1884 bei der Abstimmung über die Verlängerung des Sozialistengesetzes —, dann ist es gut; thut sie es nicht, dann werden neue Wahlen ausgeschrieben. Mittlerweile wird dann das Volk von konservativen und nationalliberalen Zeitungen, von Landräthen und Amtsrichtern, von Referendaren und andern strebsamen Leuten aufs kräftigste bearbeitet; es wird darauf hingewiesen, welche ‚Erfolge' Bismarck mit seiner Kolonialpolitik bereits errungen hat, und auf große Dinge angespielt, die noch kommen sollen, wenn erst die Flotte vervollständigt ist; es wird auf die ‚frechen Engländer' geschimpft, welche uns die ganze Welt vor der Nase wegnehmen möchten und auf die neidischen Franzosen, die sich darüber freuen würden, — kurz: es wird so lange geprahlt und gelogen, so lange verleumdet und gehetzt, bis Bismarck eine Majorität hat, welche ihm zu Gunsten der Kolonialpolitik alles Mögliche bewilligt, und in wenigen Jahren hat er seine Flotte und wir unsere Steuern. Schon die nächste Reichstagssession dürfte uns beweisen, daß die Prophezeiung nur zu bald in Erfüllung gehen wird.

Eine andere Absicht, die Bismarck offenbar mit der Kolonial-

politik verbindet, hat eine bedenkliche Aehnlichkeit mit derjenigen, welche Napoleon III. 1870 bei der Kriegserklärung geleitet haben soll, oder mit dem Wunsche mancher absolutistischen Russen, einen Krieg mit Deutschland, Oesterreich oder irgend einem andern Lande anfangen zu können. Unser Staatskörper ist krank, sehr krank sogar, und da ist es ganz zweckmäßig, wenn man die Leute veranlassen kann, einmal an etwas Anderes zu denken. Die ableitende Behandlungsweise hat sich in ähnlichen Fällen schon oft genug erprobt und könnte vielleicht auch diesmal die Krisis um einige Jahrzehnte hinausschieben.

Mit unsern jetzigen Kolonien freilich werden wir das nicht erreichen; für Wüsten vermag sich auf die Dauer niemand zu begeistern. „Aber haben wir erst mal in fremden Erdtheilen festen Fuß gefaßt, und haben wir obendrein noch eine Flotte, mit welcher wir den Engländern auf offenem Meere begegnen können, dann wollen wir auch schon andere und bessere Kolonien bekommen." So wenigstens munkelt man, und die zärtliche Fürsorge des Reichskanzlers für unsere Flotte beweist außerdem wohl genügend, daß ein Krieg mit England keineswegs als eine Unmöglichkeit angesehen wird.

Aber John Bull wird sich schwerlich anführen lassen! Fangen wir erst an, neue Kriegsschiffe zu bauen, dann wird auch er gewiß nicht zurückbleiben. Und er hat Geld, — mehr als wir.

Das dürften, nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, die Gründe sein, welche Bismarck zu seiner Kolonialpolitik veranlaßt haben und welche ihn noch ermuntern, jeden Monat eine neue ‚Erwerbung' zu machen.

Unsere Offiziellen und Offiziösen gestehen das freilich nicht ein, und daran thun sie wohl! Denn sobald das Volk erführe, daß die Kolonialpolitik die Steuerlast des Reichs unfehlbar um ein Bedeutendes erhöhen und vielleicht gar lange und blutige Kriege im Gefolge haben wird, wäre es mit ‚der

anfluthenden, begeisterten Bewegung' aus. Es müssen also andere Gründe erfunden werden, welche den Vorzug haben, daß sie der Masse mehr imponiren, und daß man Denjenigen, welcher ihnen entgegentritt, mit einiger Aussicht auf Erfolg als vaterlandslos, reichsfeindlich, kurzsichtig, blinden Hödur u. s. w. stempeln kann. Der Denkende, welcher den Hokuspokus durchschaut, wagt dann nicht leicht, dagegen aufzutreten; er weiß, daß Tausende sich gegen ihn erheben werden, während sich ihm kaum Einer offen anschließen wird. Und diese Aussicht ist nicht gerade allzu verlockend.

* * *

Der Hauptgrund, welchen unsere Kolonialsanguiniker für ihre Politik ins Treffen zu führen pflegen, ist der, daß durch dieselbe Handel und Industrie gehoben werden. Der Gedanke wäre richtig, wenn unsere Kolonien reich wären, und wenn wir den Handel dort monopolisiren könnten. Aber beides ist nicht der Fall! Die Gegenstände, welche unsere schwarzen Unterthanen uns im Tauschhandel offeriren können, haben für uns nur verhältnißmäßig geringen Werth, denn über kostbare Ausfuhrartikel verfügt keine einzige unserer Kolonien, und Geld kennen unsere afrikanischen Brüder nicht. Außerdem haben wir unsere Flagge nur da aufhissen können, wo bereits deutsche Handelsniederlassungen vorhanden waren; es handelt sich für uns also jetzt nicht darum, neue Verbindungen anzuknüpfen, sondern einzig und allein um eine Erweiterung der bereits bestehenden. Die Geschichte aber lehrt uns, daß dies durch eine Besitzergreifung des betreffenden Landes niemals erreicht wird; — im Gegentheil! sobald die Eingebornen merken, daß die Fremdlinge nicht allein handeln, sondern auch herrschen wollen, werden sie mißtrauisch, und mit der Blüthe des Handels ist es dann gewöhnlich für lange Zeit vorbei. Unsere Kolonialpolitik wird also eher zur Verminderung als zur Vermehrung

unseres Exports beitragen, zumal da wir es ausgezeichnet verstehen, unser Regierungssystem bei andern Völkern verhaßt zu machen.

Ein derartiger Rückgang unseres Handels ließe sich vermeiden, wenn wir andern Nationen, besonders England, die Ausfuhr nach unsern Kolonien verbieten könnten. Das ließe sich nun zwar dadurch erreichen, daß wir unsere eigenen Waaren frei einführten, fremde dagegen mit einem bedeutenden Einfuhrzoll belegten. Aber was würde die Folge einer solchen Maßregel sein? Einfach die, daß England uns sagen würde: „Wurst wider Wurst! Darf ich nicht in deinen Kolonien Handel treiben, dann bleibst du auch den meinigen fern. Führst du in Kamerun den Schutzzoll ein, dann ich in Indien; und dann wollen wir schon sehen, wer den Kürzeren zieht. Wenn du meine Millionen entbehren kannst, — ich werde deine Tausende schon missen können."

Aber selbst wenn unsere Kolonialpolitiker wirklich Recht hätten, selbst wenn die Wilden aus besonderer Vorliebe für ihre Schutzherren den Handel mit den Engländern aufgeben und alles von uns kaufen würden: was hätten wir dann mit diesem weltgeschichtlichen Wunder erreicht? Wer hätte den Nutzen davon? Vor allen Dingen die fünf bis sechs Hamburger und Bremer Großkaufleute, welche dort ihre Niederlassungen haben, und außerdem noch die paar Fabrikanten, von welchen diese Herren ihre Handelsprodukte beziehen. Daß aber deswegen die Löhne der Arbeiter erhöht werden sollten: daran glaubt wohl selbst der größte Sanguiniker nicht; und wenn er es thut, dann beweist er dadurch weiter nichts, als daß er unsere Fabrikanten und unsere Arbeiterverhältnisse nicht kennt. Nimmt unser Handel in Folge der Kolonialpolitik wirklich einen Aufschwung, was ich durchaus nicht zugebe, dann haben die großen Exportfirmen und einige wenigen Fabrikanten den Nutzen davon. Die paar Hundert Arbeiter, welche letztere möglicherweise mehr beschäftigen werden als jetzt, werden

eine Erhöhung des Arbeitslohnes unter keinen Umständen veranlassen können.

Selbst das Argument, daß sonst ein anderer Staat die Gebiete annektiren könnte, wo deutsche Niederlassungen vorhanden sind, und daß es ihm dann möglich sein würde, diese Unternehmungen lahm zu legen, ist nicht stichhaltig. Denn es wäre für Deutschland offenbar ein Leichtes gewesen, schon vor der Erwerbung unserer Kolonien einen Vertrag zwischen den europäischen Mächten zu Stande zu bringen, durch welchen der Zustand, der jetzt im Kongogebiet geschaffen wird, für alle ‚nicht occupirten' Länder gemeinsam geworden wäre. Und dann wären wir gegen Zollschranken von Seiten anderer Kulturvölker vollständig gesichert gewesen, — ebenso vollständig wie jetzt.

Ferner behauptet man, daß wir die Pflicht haben, die Deutschen im Auslande gegen die Eingeborenen zu schützen, und daß es darum geboten sei, diejenigen Gebiete, wo deutsche Niederlassungen vorhanden sind, unter unsere Schutzherrschaft zu stellen. Dieses Argument ist in seiner Fadheit und Heuchelei für unsere Kolonialpolitik so bezeichnend wie kein anderes. Denn seit wann ist es Usus, daß ein Land Millionen ausgiebt, um kaum hundert Leute zu beschützen, welche ihm dafür auch nicht das Allergeringste leisten? Die Deutschen, welche in unsern Kolonien ansäßig sind, zahlen keine Steuern, sie genügen nicht ihrer Militärpflicht, sie tragen nicht zur Erhöhung des Nationalwohlstandes bei, kurz: sie nützen dem Vaterlande auch nicht im entferntesten, und doch sollen sie auf Kosten des deutschen Arbeiters, der sich im Vaterlande redlich ernährt und allen seinen bürgerlichen Pflichten genügt, ‚beschützt' werden! Der Gedanke ist wirklich zu lächerlich, um auch nur einen Augenblick ernst genommen zu werden! Und ich möchte mal sehen, ob das Reich sich ähnliche Verpflichtungen auferlegen würde, wenn es hundert hungernde Arbeiter wären, welche sich an den Küsten Afrikas oder Australiens

niedergelassen hätten! Ob man dann diese Leute, welche des Schutzes gewiß mehr bedürftig wären, als die gut besoldeten und gebildeten Vertreter großer Kaufhäuser, wohl auch mit solcher Liebe umfassen würde? Ich zweifle daran!

Will man etwas für den Schutz deutscher Unterthanen thun, dann sorge man zunächst für diejenigen, welche die Lasten des Landes tragen helfen, dann verwende man seine Millionen zu Gunsten derer, welche im eigenen Hause des Schutzes bedürftig sind, dann lindere man das Elend der darbenden Arbeiter — eher, als daß man denjenigen ein angenehmes Dasein verschafft, welche sich in fremden Erdtheilen Schätze erobern. Dann könnte von Humanität die Rede sein!

Ein wenig anders möchte die Sache noch sein, wenn unsere Kolonien geeignet wären, den Strom der deutschen Auswanderung aufzunehmen, der sich alljährlich nach Nordamerika und andern Ländern hin ergießt. Wesentlich freilich würde der Unterschied nicht sein; denn der deutsche Arbeiter zieht in den allermeisten Fällen lieber nach einem wildfremden Lande, als nach einer deutschen Kolonie, wo er annehmen kann, daß die Zustände denen des Vaterlandes mindestens ähnlich sein werden. Es fällt mir, so oft ich über diese Thatsache nachdenke, immer wieder eine Bemerkung ein, welche ich vor einigen Jahren von einem Hamburger Arbeiter hörte. Wir standen am Hafen und sahen der Abfahrt eines jener kolossalen Dampfschiffe zu, welche jeden Mittwoch Hunderte von Auswanderern nach Amerika befördern. Vor uns stand ein Lieutenant, welcher einem andern Herrn gegenüber die Frage aufwarf: „Sollte es wirklich kein Mittel geben, um zu verhindern, daß alljährlich Tausende unserer besten Arbeitskräfte dem Vaterlande für immer den Rücken kehren und in einem durchaus fremden Lande eine neue Heimat suchen?“ — worauf der Arbeiter im gemüthlichsten Hamburger Platt das große Wort aussprach: „Dat is lich tau, Herr Leutnant, maken Se man Amerika bi

lüttem preusch, dann geiht keen Minsch mehr dorhin." (Das läßt sich leicht einrichten; machen Sie nur Amerika nach und nach preußisch, dann geht kein Mensch mehr dahin.) Es enthalten diese Worte freilich eine sehr schwere Anschuldigung unseres Regierungssystems, aber der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, ist leider nur allzu berechtigt. Die unbedeutende Einwanderung, welche sich in einigen Provinzen unseres Landes konstatiren läßt, besteht so gut wie ausschließlich aus polnischen und russischen Juden, welche in ihrer Heimat verfolgt werden und darum jenseits der Grenze eine Zufluchtsstätte suchen.

Außer dieser Scheu vor dem preußischen Regime würde aber noch ein anderer, triftigerer Grund den deutschen Arbeiter von der Auswanderung nach unsern Kolonien zurückhalten, — vorausgesetzt natürlich, daß sie bedeutend wohnlicher wären, als sie es in der That sind. Ich meine den Umstand, daß sie sämmtlich ein sehr heißes Klima haben, wodurch es deutschen Arbeitern unmöglich gemacht wird, mit den Eingeborenen in Konkurrenz zu treten. Unsere Handelshäuser und Plantagen in den tropischen Gegenden nehmen daher immer lieber Wilde in ihren Dienst, denn diese können zunächst eine längere Zeit täglich arbeiten, ohne zu ermüden, außerdem sind ihre Bedürfnisse äußerst gering, so daß sie mit einem sehr niedrigen Lohne zufrieden sind, und endlich kann man sie so ziemlich behandeln wie man will. Ziehen also die großen deutschen Häuser, welche in unzivilisirten Ländern Niederlassungen haben, dennoch zuweilen Deutsche hinüber, so sind das in der Regel nicht Arbeiter, sondern kaufmännisch gebildete Leute; und von solchen können sie immerhin nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl verwenden. Deutsche Arbeiter nehmen sie nur dann, wenn die Eingeborenen zu dumm oder zu faul sind, um die von ihnen geforderten Dienste leisten zu können, oder wenn nicht genügende einheimische Arbeitskräfte vorhanden sind.

Wie aber in solchem Falle die Deutschen behandelt zu

werden pflegen, wie der Herr mit ihnen umgeht, als ständen sie auf derselben Stufe mit den wilden Sklaven, wie sie von den deutschen Konsuln schmählich im Stich gelassen werden, wie sie oft wochenlang im Gefängnisse schmachten müssen, ohne daß man sie vor ein Gericht stellt: davon pfeifen nachgerade schon die Spatzen auf dem Dache. Das Loos der 300 Thüringer Arbeiter, welche von der Firma Hackfeld & Co. in Bremen nach den Sandwichs-Inseln gelockt wurden, ist nicht schlimmer als das von Tausenden anderer deutschen Arbeiter, welche im Auslande ‚unter deutschem Schutze' leben. Seien wir doch nachgerade einmal aufrichtig, gestehen wir doch nur endlich ein, daß unser vielgerühmtes Kolonisationsgenie so gering ist, wie kaum bei irgend einem andern Kulturvolk der Erde.

Trotz alledem würde sich natürlich, wenn wir wirklich fruchtbare und gesunde Besitzungen erwerben könnten, anfangs ein ganzer Schwarm von Glücksrittern dahin begeben, aber ihre Berichte würden bald so entmuthigend lauten, daß Nachfolger sich schwerlich finden würden. Unter diesen Umständen ist es vielleicht noch ein Glück, daß alle Kenner unserer Kolonien von einer Auswanderung dahin abrathen müssen, weil ‚alles mehr oder weniger Wüste ist'.

Das also wären die Gründe, welche unsere Kolonialpolitiker dafür anführen, daß wir uns ‚im eigenen Interesse' auswärtige Besitzungen erwerben müssen. Nach meiner Ansicht ist ihr Werth nach dieser Seite hin, wenn nicht vollständig gleich Null, so doch sehr wenig davon entfernt. Sehen wir uns nun aber einmal die Kehrseite der Medaille an!

* * *

Da ist zunächst die leidige Geldfrage! Sie ist freilich noch keineswegs schwerwiegend, aber da wir in Deutschland haushalten müssen, wenn wir nicht jedes Jahr mit einem Defizit abschließen wollen, verdient sie immerhin einige Berücksichtigung. Wer soll die Kosten tragen, welche uns aus der Verwaltung

unserer Kolonien erwachsen? Sollen etwa die Wilden Steuern zahlen? Das dürfte denn doch wohl mit zu erheblichen Schwierigkeiten verbunden sein, — ganz abgesehen davon, daß es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit sein würde, wenn wir die armen Leute, denen wir unseren ‚Schutz‘ aufgezwungen haben, nun auch noch mit einem Steuerexekutor beglücken würden. Oder sollen Einfuhrzölle, also indirekte Steuern, erhoben werden? Das ließe sich mit der Philosophie unserer Staatsmänner schon eher vereinigen, aber unglücklicherweise kennen unsere schwarzen Unterthanen das Geld nur vom Hörensagen; ihr Handel beschränkt sich auf den Waarenaustausch. Und als Zoll Waaren anzunehmen, dürfte wohl kaum möglich sein. Wenigstens behauptet selbst Herr Woermann, daß daran nicht zu denken ist. Und er kennt die Verhältnisse ja.

Oder sollen vielleicht die sechs deutschen Handelshäuser, welche in den Kolonien Niederlassungen haben, und die Fabrikanten, welche Waaren dorthin liefern, die Kosten bestreiten? Das wäre gerecht, denn s i e sind die einzigen, welche von unserer ‚Schutzherrschaft‘ einen reellen Nutzen haben. Aber daran ist natürlich nicht zu denken; diese Herren opfern sich ja für das Vaterland auf und sollten also lieber noch unterstützt werden. Der Reichthum, den sie sich dort erwerben, kommt ja überdies nach den Lehren der Nationalökonomie dem deutschen Volke zugute; denn er ‚vermehrt den Nationalwohlstand‘.

„Aber wem in aller Welt will man denn eigentlich die Kosten aufbürden, wenn nicht den Leuten, für welche die Sache von Nutzen ist?“ — Wie man nur so fragen kann! Wem anders sollte man sie wohl aufbürden, als dem guten, biedern deutschen Michel, welcher sich ja so gern einige Millionen neue Steuern aufpacken läßt? Er hat ja doch, wie immer, das nächste Anrecht darauf.

Klingt es nicht wie ein schneidender Hohn auf die vielgerühmte ‚soziale Reform‘ des Fürsten Bismarck, daß in derselben Reichstagssession, wo die Ausgaben für die Kolonien

bewilligt werden, zugleich der Roggenzoll auf das Dreifache erhöht wird? Sieht es nicht gerade so aus, als ob man mit Absicht wieder die Kosten auf den armen Mann wälzte, bei dem ja das Brot Hauptnahrungsmittel ist?

Vorläufig haben wir also den Kornzoll, welcher die Ausgaben für die Verwaltung der Kolonien schon decken wird. Und wenn nächstens die Forderungen für neue Kriegsschiffe, zum Schutze unserer auswärtigen Besitzungen, ankommen, kann man ihn ja noch einmal erhöhen oder auch ein anderes Mittel finden, um den deutschen Arbeiter tüchtig heranzuziehen. Jetzt, nachdem wir ihm das famose Krankenkassengesetz gegeben haben, kann man ja auch eine kleine Gegenleistung von ihm verlangen. Es geschieht ja alles zum Heile Deutschlands.

Und trotz alledem sind die Kosten noch bei weitem nicht das größte Uebel unserer Kolonialpolitik. Die Kämpfe, welche kürzlich in Kamerun stattgefunden haben, deuten mit unwiderstehlicher Beweiskraft auf ein anderes, schlimmeres hin. Frankreich besitzt nur wenige Kolonien und kommt doch schon seit Jahren aus den Kriegen nicht heraus; geht es mit unseren ‚Erwerbungen‘ noch einige Jahre so fort, wie bisher, dann werden wir über ein ebenso großes außereuropäisches Gebiet verfügen, wie jetzt die Franzosen; und dann liegt doch sicherlich die Frage sehr nahe, ob wir nicht dieselben Kämpfe erleben werden. Denn daß wir nicht die Kunst verstehen, uns bei fremden Völkern beliebt zu machen, braucht wohl nicht erst nachgewiesen zu werden — Polen, Nordschleswig und Elsaß-Lothringen beweisen das zur Genüge —, und von unserer Unüberwindlichkeit wissen die Neger nichts, lassen sich also auch schwerlich durch dieselbe imponiren. Der Matrose Bugge aus Detmold ist das erste Opfer jener Politik geworden, — leider werden ihm wohl noch Hunderte und Tausende folgen müssen. Und wenn das jemand bedauert, dann hat die „Deutsche Kolonialzeitung“ die Stirne zu behaupten, daß er „sich nicht scheut, das Herz des Volkes zu

vergiften", daß er „mit den heiligsten Gefühlen sein Spiel treibt" und zu fragen, „wie in Deutschland eine solche Sprache heut noch möglich ist." (Jahrgang 1885, Seite 62.) O, über diese Nationalitätsschwindler!

Unsere Kolonialpolitiker behaupten allerdings, daß die Kämpfe in Kamerun nur eine Folge der englischen Hetzereien seien, und daß sie sich nicht leicht wiederholen dürften. Aber — abgesehen davon, daß man nicht alles glauben darf, was heutzutage in Deutschland über die Engländer geschrieben wird —: wer bürgt uns dafür, daß die Hetzereien nicht wieder und in größerem Maßstabe stattfinden? Und zudem liegt auch England in fortwährendem Kampf mit seinen Kolonien und den benachbarten Wilden, obwohl da doch von englischen Aufwiegelungen gewiß nicht die Rede sein kann.

Und noch eine Kriegsgefahr birgt unsere Kolonialpolitik in in sich. Die Stärke Deutschlands beruht, wie die „Daily News" neulich sehr richtig schrieben, hauptsächlich in seiner Konzentration, während der Besitz von Kolonien es unsern Gegnern ermöglicht, uns an verschiedenen Punkten zugleich anzugreifen. Wir würden dann gezwungen werden, eine große Kolonialarmee und eine große Flotte zu unterhalten oder unser ganzes Wehrsystem in der Weise zu ändern, daß wir unsere Marinesoldaten zu einer längern Dienstzeit außerhalb des Landes verpflichten. Und gerade unsere Kolonialpolitik legt die Gefahr eines Krieges mit andern europäischen Mächten außerordentlich nahe. Mit England stehen wir schon jetzt ungefähr so schlecht wie nur möglich, mit Italien, unserem früheren Verbündeten, sind wir gründlich entzweit, mit Spanien, dessen König wir vor kurzem unter großem Jubel zum Ulanenoberst befördert haben, ebenso, und Frankreich gegenüber hat sich unsere Stellung gleichfalls nicht gebessert. Bräche jetzt ein Krieg aus, dann hätten wir mit höchster Wahrscheinlichkeit Frankreich, England, Italien und Spanien, vielleicht auch Dänemark, gegen uns, und für uns nur Oesterreich. Unsere

Kolonien aber böten dann der englischen und französischen Flotte die allerschönsten Angriffspunkte dar.

Und wie leicht könnte nicht ein solcher Krieg entstehen! Das einzige, was gewisse Nationen davon zurückhält, ist offenbar nur das Bewußtsein, daß wir ihnen im Kriegshandwerk überlegen sind; gelingt es aber einem unserer alten Feinde, sich eine genügende Anzahl von Verbündeten zu werben, dann können wir nur gleich mobil machen. Und ob es dann ebenso glatt abgehen würde wie 1870, ist doch wohl sehr die Frage. Jedenfalls würde der Krieg nicht wieder ein deutsch-französischer, sondern eher ein europäischer werden.

Wir sollten uns deshalb sorgfältig vorsehen, bevor wir andere Nationen so gegen uns aufregen, wie dies durch unsere Kolonialpolitik geschieht. Ich weiß freilich, daß mir mancher entgegnen wird, eine solche Rücksichtsnahme verrathe eine Furcht, welche für den Deutschen schimpflich sei. Aber gegen Leute, deren größter Stolz die brutale Kraft ist, und denen es auf ein Hunderttausend Menschenleben nicht ankommt, gegen Leute, welche keine größere Tugend kennen als die ‚Schneidigkeit', und keine größere Lust, als ein anderes Volk niederzumetzeln: gegen solche gedankenarmen Leute schreibe ich nicht. Sie und ihre Phrasen richten sich selbst!

Durch die ganze gebildete Welt geht der Ruf nach Frieden, nach allgemeiner Abschaffung der stehenden Heere und Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichts. Deutschland aber, welches am leichtesten die andern Regierungen veranlassen könnte, diesem Gedanken näher zu treten, verrennt sich immer tiefer in seinen Militarismus. Was wird die Folge davon sein? Einfach die, daß die schon jetzt gähnende Kluft zwischen einem großen Theile des Volkes und der Regierung sich immer mehr erweitern wird, und daß die Reformen, von welchen sich die letztere absichtlich immer weiter entfernt, endlich von unten auf zur Durchführung gelangen werden. Wer aber hat dann die Schuld?

Werth unserer Kolonialpolitik für die Kolonien.

„Aber," entgegnen mir einige ideal angelegten Kolonialschwärmer, „selbst wenn wirklich das deutsche Volk durch unsere überseeischen Erwerbungen nur geschädigt würde, so hätten wir dennoch die Pflicht, auf der einmal betretenen Bahn fortzufahren. Denn es handelt sich nicht allein um uns und unsere Interessen, sondern die Hauptaufgabe unserer afrikanischen Politik besteht darin, jene Gebiete der Kultur zugänglich zu machen, die Wilden zu einem zivilisirten Volke zu erziehen. Deutschland hat nach dieser Seite hin bisher noch wenig gethan; wollen wir daher unsern Rang als erstes Kulturvolk nicht einbüßen, so müssen wir ebenso gut wie andere Nationen dafür sorgen, daß den armen Schwarzen das Licht der Zivilisation endlich aufgesteckt werde. Das ist unsere Pflicht den afrikanischen Brüdern gegenüber, und dieser Pflicht müssen wir genügen, selbst wenn wir uns dadurch bedeutende Opfer auferlegen müßten."

O, ihr widerlichen Heuchler mit eurer gemeinen Kunst, selbst die größte Ungerechtigkeit durch patriotische, religiöse und kosmopolitische Phrasen in ein ‚Gott wohlgefälliges Werk' umwandeln zu können! Gerade ihr seid die erfolgreichsten Bekämpfer jedes Kulturfortschrittes, gerade ihr seid immer zuerst bei der Hand gewesen, wo es eine weltgeschichtliche Gewaltthat zu vertheidigen galt.

Erinnert euch der armen Irländer! Sie wollten ihren Glauben nicht abschwören, als Heinrich VIII. in England die anglikanische Kirche einführte, um seine volle Kraft den — Buhlerinnen widmen zu können. Was sagtet ihr da, ihr patriotischen und religiösen Heuchler? „England hat die Pflicht, den papistischen Götzendienst in Irland auszurotten und dafür das heilige Feuer der Reformation zu entflammen, England muß das Land annektiren und die Iren zwingen, dem Katholizismus zu entsagen, England kann nicht ruhig zusehen, wenn neben ihm der Aberglaube des Mittelalters blüht; also drauf los: die Kultur, die Religion und der Patriotismus fordern es." Und Elisabeth, Jakob I., Karl I. und Cromwell konfiszirten die eine Provinz nach der andern und vertheilten sie an englische Vagabunden und Glücksritter unter der Bedingung, daß sie keinen irischen Arbeiter oder Pächter auf dem geraubten Lande dulden durften. Die eigentlichen Besitzer des Landes aber wurden niedergemacht oder nach Westindien transportirt, — alles im Interesse der Kultur und der Religion.

Und wohin haben denn endlich diese dreihundertjährigen Kulturbestrebungen geführt? Ich denke, die irischen Dynamitbomben verkünden es laut genug.

Ich habe als Beispiel für den Werth jener Phrasen Irland gewählt, weil ich da nur kurz auf eine weltgeschichtliche Entwicklung hinzuweisen brauche, die jeder gebildete Deutsche kennt. Will man erfahren, wie unsere ‚Kulturpioniere' durchweg in außereuropäischen Ländern gewirthschaftet haben und noch wirthschaften, dann lese man die Geschichte Brasiliens unter Portugal, des westlichen Südamerika unter Spanien, der jetzigen Vereinigten Staaten in Nordamerika unter England, Canadas unter Frankreich, lese von den Gräuelthaten der Engländer in Afrika, Australien und Indien, lese überhaupt eine ganz beliebige „Geschichte der Entdeckungen" oder irgend eine „Länder- und Völkerkunde", und man wird bald genug sehen, was es mit der Phrase auf sich hat, daß die europäischen Länder

den wilden Völkerschaften die Zivilisation bringen. Die ganze Kultur, welche sie von uns haben, besteht fast ausnahmslos darin, daß wir sie für uns arbeiten und schinden lassen, daß wir sie ihres Bodens berauben und sie zum Dank dafür mit Branntwein vergiften und mit Syphilis infiziren.

„Aber wir haben doch den Sklavenhandel abgeschafft!“ — Den Sklaven*handel*, jawohl; aber die Sklaverei leider noch nicht. Und *sie* wird, wenn auch unter anderem Namen, fortbestehen, so lange der europäische Arbeiter für die tropischen Gegenden unverwendbar ist, und so lange der Neger seinen weißen Unterdrückern nicht mit der Waffe in der Hand entgegentreten kann. Man lese nur einmal irgend welche Schilderungen aus den europäischen Kolonien in Afrika, Asien oder Australien; das Loos der dortigen Eingebornen unterscheidet sich von dem der Sklaven nur dadurch, daß man sie nicht verkaufen kann.

Kann man sich unter solchen Umständen darüber wundern, daß alle wilden Völkerschaften fortwährend das Bestreben haben, sich des europäischen Druckes zu entledigen, und daß daher große Kolonialmächte, wie z. B. England, unausgesetzt auswärtige Kriege zu führen haben?

Unsere Kolonialpolitiker werden mir antworten, daß die Engländer, Portugiesen u. s. w. Krämervölker sind, welche immer nur auf ihren eigenen Nutzen sehen, daß aber wir ideal angelegten Deutschen nicht in solche Fehler verfallen werden. Woher weiß man das? Was hat die Engländer zu einem ‚Krämervolk‘ gemacht, wenn nicht ihre Kolonien? Fahren wir mit unseren Erwerbungen fort, dann wird es gewiß nicht lange dauern, bevor wir gerade ebenso materialistisch sind wie sie. Und ist nicht unsere ganze Kolonialpolitik schon jetzt im höchsten Grade krämerhaft? Wir veranlassen die wilden afrikanischen Häuptlinge, ihr Land unter unsere Schutzherrschaft zu stellen, ohne daß sie eine Ahnung von der Tragweite ihrer Handlungen haben. Oder wir kaufen

ihnen Tausende von Quadratmeilen, die obendrein nicht ihnen, sondern dem Volke gehören, für einige Hundert Mark ab und finden dann noch, daß wir sehr nobel gewesen sind. Aber ist das nicht genau ebenso, wie wenn ich auf der Straße einem Kinde mit einem Zwanzigmarkstück begegnete und dasselbe gegen einen Thaler von ihm eintauschen würde? Das Kind würde meinen, ein gutes Geschäft gemacht zu haben; es hat ja für ein kleines Geldstück ein großes bekommen, aber das Gericht würde mich wahrscheinlich und mit Recht wegen Betrugs verurtheilen. Ein afrikanischer Häuptling aber ist, wenn es sich um Landverkauf handelt, nicht klüger als ein Kind, und darum ist es, gelinde gesagt, krämerhaft, wenn wir so mit ihm verfahren, wie es geschehen ist.

Und was soll man zu der Kongokonferenz sagen? Sie hat in mannigfacher Beziehung gewiß viel Gutes gestiftet, und ich möchte nur wünschen, daß die dort gefaßten Beschlüsse nicht auf das Kongobecken beschränkt blieben, sondern je eher je lieber auf die ganze Welt und speziell auf Europa ausgedehnt würden. Aber sie hat auch eine sehr eigenthümliche Seite. Oder verräth es nicht ein außerordentlich naives Rechtsbewußtsein, wenn sich dort in Berlin eine Anzahl von Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern, Belgiern, Portugiesen, Nordamerikanern u. s. w. hinsetzen, um sich gegenseitig Rechte auf ein Gebiet zuzugestehen, dessen Einwohner sie in keiner Weise bevollmächtigt haben, ja die nicht einmal um ihre Ansicht befragt worden sind. Man denke sich doch einmal den Fall, daß sich z. B. China, Japan, Persien u. s. w. zu einer Konferenz zusammenthäten, um sich gegenseitig gleiche Rechte auf Deutschland einzuräumen. Wir würden das eine Dummheit und eine maßlose Frechheit nennen, und doch wäre der einzige Unterschied der, daß es sich im letzteren Falle nur um eine Kinderei handelte, während es den europäischen Nationen mit der Kongokonferenz blutiger Ernst ist.

Ich wüßte in der That aus der ganzen Weltgeschichte

kein einziges Beispiel zu nennen, wo die Besitzergreifung fremden Eigenthums so ohne alle Formalitäten vor sich gegangen wäre, wie auf der eben beendigten Kongokonferenz. Aber die Europäer bilden sich ja ein, über alle noch ‚nicht occupirten‘ Gebiete frei verfügen zu können und wenn dieselben auch zehn Könige und hundert Millionen Einwohner hätten.

Ist dieses ganze Verfahren nicht so materialistisch, so ‚krämerhaft‘, wie es nur sein kann?

Unter diesen Umständen darf man sich kaum darüber wundern, wenn schon von der Rednerbühne des deutschen Reichstages herab das Ausbeutungssystem offen gepredigt wird. Der erste, welcher dies wagte, war meines Wissens der ‚Antisemit‘ Hartwig aus Dresden. Ihm war in seiner Stammkneipe aufgebunden worden, daß die Japanesen alljährlich ungeheure Quantitäten sächsischen Buntpapiers bezögen, weil sie dasselbe bei Leichenbegängnissen zur Bezeugung ihrer Trauer gebrauchten. Natürlich hatte er nichts Eiligeres zu thun, als beim Reichstag die Frage anzuregen, ob wir nicht unsere schwarzen Unterthanen auch an die Verwendung des Buntpapiers bei Beerdigungen gewöhnen könnten, um dadurch unserer Papierindustrie aufzuhelfen. Also der Vertreter einer der intelligentesten deutschen Residenzstädte wagt im Reichstage den Vorschlag zu machen, daß wir den Wilden die albernsten Gewohnheiten anerziehen sollen, blos damit wir daran verdienen können. Wo bleiben da die zivilisatorischen Bestrebungen?

Aber Herr Hartwig ist vielleicht zu entschuldigen. Als eifriger Antisemit sagt er sich natürlich: Wenn wir die Kolonien nicht ausbeuten, dann thun es die Juden; ausgebeutet werden sie also auf alle Fälle, und dann doch zehnmal lieber von einem Germanen, als von einem dieser ‚krummnasigen Itzigs‘.

So mag vielleicht Herr Hartwig argumentiren, und von seinem Standpunkte aus kann er dabei ganz Recht haben.

Anders liegt indessen die Sache bei Herrn Woermann, welchem das Verdienst gebührt, seinen Dresdener Kollegen noch übertroffen zu haben. Denn Herr Woermann ist kein Schwätzer, sondern ein feingebildeter Mann und eines der angesehensten Mitglieder seiner Fraktion; seine Worte gelten für den größten Theil unserer Kolonialschwärmer als ein Evangelium, und er wird sich also wohl hüten, Ansichten zu vertreten, mit welchen er möglicherweise allein stehen könnte. Aus diesem Grunde haben seine Ausführungen vom 4. Februar auf mich einen viel widerwärtigeren Eindruck gemacht, als das Geschwätz des Herrn Hartwig.

Herr Woermann befürwortete in sehr warmer Weise die zollfreie Schnapseinfuhr in unsere Kolonien, obwohl er zugab, daß der Branntweingenuß auf die Neger im höchsten Grade demoralisirend wirke. Er sah sogar ein, daß sich möglicherweise jemand auf die Gebote der Menschlichkeit berufen und ihm entgegnen könnte, daß der Alkohol in dem heißen Klima geradezu wie Gift wirke, und daß wir doch schwerlich ein Recht hätten, aus purem Egoismus die armen Schwarzen zu vergiften. Aber er meinte: „Wollen wir aus Philanthropie, aus reiner Liebe gegen die Neger den Schnapshandel nach Afrika beschränken (durch Zölle), dann würden wir damit einen wichtigen Zweig des deutschen Exporthandels bedeutend schädigen, und wenn wir diese Frage in Erwägung ziehen, so ist doch zu berücksichtigen: sollen wir aus Philanthropie für die Neger, die doch noch nicht so lange unsere deutschen Brüder sind (sic!), einen großen Geschäftszweig gänzlich unterbinden? Das würde ich für sehr verkehrt halten!“ Ja, geehrtester Herr Woermann, wenn wir nur daran denken wollen, wie wir einige lumpigen Thaler verdienen, und wenn uns zu diesem Zwecke alle Mittel recht sind, dann wäre es gewiß sehr verkehrt, wenn wir die Neger nicht schleunigst ans Schnapstrinken gewöhnten; dann dürfte es sich aber auch empfehlen, die Bewohnerinnen des Trampganges oder einer ähnlichen Straße Ihrer Vaterstadt auf einige

Monate nach Westafrika zu transportiren; — sie würden gewiß mit Schätzen reich beladen zurückkehren und also erheblich dazu beitragen, den ‚Nationalwohlstand des deutschen Volkes zu erhöhen‘.

Aber dann laßt uns auch nicht mehr die Engländer tadeln, wenn sie die Chinesen durch Opium vergiften, dann laßt uns an unsern afrikanischen Sprithandel denken, und dann laßt uns vor allen Dingen züchtig schweigen, wenn irgendwo von Zivilsationsbestrebungen die Rede ist! Wenn solche Forderungen von einem der berühmtesten Mitglieder unseres Reichstages aufgestellt werden können, ohne von allen Seiten energisch bekämpft zu werden, dann haben wir kein Recht, mit Zivilisirungsversuchen zu prahlen.

Es gibt keinen Grund für unsere Kolonialpolitik, welcher in der Theorie so schön klingt, in der Praxis aber mit solcher Gründlichkeit in das direkte Gegentheil umschlägt, wie derjenige, daß wir unsern wilden Unterthanen die Segnungen der Kultur zugänglich machen wollen. Aber dafür glaubt auch kein vernünftiger Mensch daran!

Schluß.

Unsere gegenwärtige Kolonialpolitik nützt also dem deutschen Volke als solchem gar nichts; im Gegentheil! sie schädigt es in der allerempfindlichsten Weise. Denn sie legt jedem Einzelnen neue Zölle und Steuern auf zu Gunsten einiger wenigen Handelsfürsten und Fabrikanten, welche zum größten Theile über Hunderttausende verfügen und also kein Recht haben, an dem Marke unseres Volkes zu zehren. Die Ausgaben werden sich beständig mehren, denn außer einer beträchtlichen Verstärkung unserer Flotte bedingt die Kolonialpolitik eine bedeutende dauernde Mehrbelastung unseres Militärbudgets. Dennoch aber erhöht sie nicht unsere Wehrkraft, sondern sie zersplittert und schwächt sie und eröffnet uns außerdem die Aussicht auf langwierige und mühevolle Kriege in fremden Erdtheilen, wie in Europa selbst. Unsern wilden Unterthanen schadet unsere Kolonialpolitik mehr, als sie ihnen nützt.

Dennoch aber plaidire ich nicht dafür, daß wir dasjenige, was nach dieser Seite hin bereits geschehen ist, wieder rückgängig machen sollen. Auf diese Weise würden wir unser Ansehen im Auslande auf das allerbedenklichste schädigen und uns dadurch einen Nachtheil zufügen, der nicht so leicht wieder auszugleichen wäre. Aber wenn wir auch auf dem einmal betretenen Wege nicht wieder umkehren können, so können wir doch wenigstens abzweigen und in andere Bahnen einlenken. Wer A gesagt hat, braucht deswegen noch lange nicht B zu

sagen; und wir nennen mit Recht denjenigen einen Thoren, der das ganze Alphabet herrappelt, blos weil er einmal angefangen hat.

Dadurch aber, daß wir größerem Schaden vorbeugen, indem wir nun endlich mit weiteren überseeischen Erwerbungen innehalten, vergeben wir unserer Würde nicht das Geringste. Im Gegentheil! wir erhöhen sie nur, denn wir zeigen dadurch, daß wir mit der Macht auch die Besonnenheit zu vereinigen wissen. Und das ist eine größere Ehre, als die Bethätigung der brutalen Kraft!

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Recht der Frau. Das Vermächtniß einer Unglücklichen an ihre Mitschwestern. Gedanken und Vorschläge aus dem Nachlaß einer Verstorbenen. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 85 Cts.

Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates. Von Fr. Engels. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Lucrezia Borgia. Eine Novelle aus der Geschichte der Päpste Von Otto Grote. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 80 Cts.

„Mehr Licht!“ Kritische Betrachtungen über die Freimaurerei. Von Dr. M. G. Conrad. — 75 Pf. = 90 Cts.

Die Loge im Culturkampf. Kritische Analyse der „Etude sur la Franc-Maçonnerie“ des Bischofs von Orléans von Dr. M. G. Conrad. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Humanitas! Kritische Betrachtungen über Christenthum, Wunder und Kernlied von Dr. M. G. Conrad. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Pariser Kirchenlichter: Didon — Loyson. Von Dr. M. G. Conrad. — 1 Mark = 1 Fr. 25 Cts.

Vom Reissbrett. Freimaurerische Ansprachen und Skizzen von Dr. M. G. Conrad. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Neue Epigramme von Dr. Karl Knortz. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Briefe an eine Mutter. Brevier für das Haus. Von Dr. P. Schramm. 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Führer durch das Leben. Dichtungen von Friedrich Ritter von Hentl. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Pfaffenkrieg. Gewappnete Lieder von F. J. Egenter. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Theokratisches Kirchenthum und autokratische Justiz. Ein Gotteslästerungsprozeß. 75 Pf. = 90 Cts.

Die Gottidee der neuen Zeit und der nothwendige Ausbau des Christenthums. Von Prof. O. Möllinger. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Die Stellen der Bibel, welche Geschlechtliches enthalten. 50 Pf. = 60 Cts.

Wie man ein Heiligthum gründet. Brief einer Schülerin des Klosters Immaculata zu Neapel an ihre Freundin vom heil. Herzen in Lyon. Aus dem Französischen von Otto Badke. — 60 Pf. = 75 Cts.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Colonialfragen.

Von

O. Livonius,
Vice-Admiral a. D.

Berlin.
Verlag von R. Wilhelmi.
1885.

Colonialfragen.

Von

O. Livonius,
Vice-Admiral a. D.

Berlin.
Verlag von R. Wilhelmi.
1885.

Vorwort.

Die nachstehenden Auslassungen sind von mir vor circa 10 Jahren im Februar 1875 niedergeschrieben und der Kaiserlichen Admiralität — bei deren Akten sich eine Abschrift des Concepts befindet — zu dem ausgesprochenen Zweck eingereicht worden, durch Publicirung des Elaborats meinerseits mit dazu beizutragen, in die zu jener Zeit vorwaltende Abneigung gegen coloniale Bestrebungen Bresche zu legen. Es erschien indessen damals nicht opportun, meinem Wunsche zu entsprechen. Auf Anrathen befreundeter Personen, denen ich von meinem früheren Eintreten für das, was heut in den Vordergrund der Tagesfragen gestellt ist, Kenntniß gegeben, habe ich mich — zugleich in Rücksicht auf die in balde bevorstehenden den Gegenstand betreffenden Debatten im neu gewählten Reichstage — entschlossen, unter Eliminirung einiger Anachronismen und Einfügung einiger, die neuesten Vorgänge behandelnder Sätze, die damals verfaßte Arbeit nachträglich zu veröffentlichen.

Möge sie dazu beitragen, irrigen Anschauungen zu begegnen, auftauchende Zweifel an der Prosperität des Geplanten

zu beseitigen und dem Vorgehen der Reichsregierung weitere Freunde zuzuführen. Denen aber, deren Urtheil abhängig ist von der Autorität gewisser stets negirender Wortführer, stelle ich getrost in Bezug auf das von mir Gesagte die eigene auf persönliche Erfahrung gestützte Autorität gegenüber.

Im November 1884.

Der Verfasser.

Wer den Schicksalen der Völker an der Hand der Geschichte nachzuspüren versucht, der wird oft durch die Wahrnehmung überrascht, daß wie in dem Leben des Einzelnen sich ein instinctives Wollen geltend macht, sobald die physische Entwickelung genugsam vorgeschritten ist, ohne daß man sich über Zweck und Bedeutung dieses innewohnenden Zwanges klar und sich dessen bewußt ist, so auch in dem Leben der Nationen Stimmungen, Gefühle, Anschauungen heran reifen und zum Durchbruch kommen, deren Bedeutung zum Wohle der Nation mehr instinctiv geahnt, als von der Masse des Volkes begriffen und erkannt wird.

Solcherart war z. B. das instinctive Verlangen der deutschen Nation nach dem Besitz oder der Creïrung einer Flotte zu einer Zeit, wo nach Lage der äußeren Verhältnisse dies Verlangen kaum realisirbar erschien, ein Verlangen, über dessen seltene Einmüthigkeit und über die Mittel zur Erreichung dieses Ziels das Ausland theils staunte, theils spöttelte. Aber die schöpferische Kraft, die in dem einzelnen Individuum ihre höhere Einsicht zur Geltung bringt, ist auch thätig in dem Leben der Nationen.

Der Körper der Nation war soweit im Innern erstarkt, — ohne daß derselben die ganze Fülle der innewohnenden Kraft zum vollen Bewußtsein gekommen war, — daß er eines neuen Organs bedurfte, um auch von außen her weitere Nahrung

zu sich nehmen, nach außen hin wirksam und thätig sein zu können. Dies Organ, zu dessen Bildung eine lange Zeit erforderlich, mußte somit nach der weisen Voraussicht dieser schaffenden Kraft schon zu einer Zeit zur allmäligen Ausbildung gelangen, als noch Niemand es ahnte, für welche veränderten Verhältnisse es zu wirken bestimmt sein würde.

Als aus den Stürmen des Jahres 1848 die winzige preußische Flotte hervorging, dachte die Mehrzahl der politischen Seher an das bekannte parturiunt montes; man belächelte die winzige Schöpfung des kreisenden Berges: die Nation allein in ihrer Gesammtheit freute sich des zarten Wesens, ohne indessen, wie man dreist behaupten kann, sich klar bewußt zu sein, weshalb sie demselben eine so besondere Zuneigung entgegenbrachte. Es war eben nur der Instikt des Volkes, der zu seinen Gunsten sprach. Und als dann nach zwei Jahrzehnten die Lebenskräfte der Nation völlig herangereift waren, da mußten sie hervorbrechen gleich der übersprudelnden Irritabilität des jugendlichen Lebensalters.

Wie den zum rüstigen Jüngling erstarkten Recken es nicht länger hält im engen Vaterhause, wie es ihn hinaustreibt in die Ferne zum Kampfe um Ruhm und Ehren oder sonstigen schönen Lohn: so kommt auch eine gesunde, kräftig herangereifte Nation dahin, ihre Kräfte zu versuchen zu gelegener Zeit und nicht stille zu stehen, so lange ein Ueberschuß von Kraft noch der Verwendung harrt.

So war es denn eine innere und natürliche Nothwendigkeit geworden, daß Deutschland in den Kampf trat, um den Platz einzunehmen in der Machtstellung der Völkerfamilien, der ihm gebührt nach Maßgabe der ihm innewohnenden Kräfte, und als jenes nun plötzlich sich mit an die Spitze der leitenden Nationen

gestellt sah: da erkannte es freudig erstaunt, wie ihm ein nunmehr höchst nützliches und nicht länger zu entbehrendes Organ, die Flotte, wenn auch nicht wider Willen, so doch ohne besondere Sympathie der leitenden Kreise zur Seite gewachsen war.

Aber wenn auch aus der schöpferischen Urkraft der Nation die Organe sich zeitgemäß entwickeln, die zweckmäßige Verwendung dieser und der in dem Volke vorhandenen Kräfte, Anlagen und Begabungen bleibt diesem selbst überlassen. Wie auch das reichbegabteste Talent im Einzelleben oft verkümmert oder untergeht, weil es nicht zu richtiger Anwendung seiner Gaben gelangte, so auch kranken und siechen Nationen dahin, weil sie es nicht verstanden, die vorhandenen reichlichen Kräfte richtig zu verwenden und dem Ganzen nutzbar zu machen.

Man denke an Spanien, was dieses einst war, und was es heute ist! Andererseits blicke man, um für uns die Nutzanwendung daraus zu ziehen, auf England, um zu sehen, auf welchen Gipfel von Macht und Wohlstand eine kluge, zähe und vorausschauende Handels- und Colonial-Politik ein Volk zu leiten vermag.

Deutschland ging leer aus, als die fremden Erdtheile zur Vertheilung kamen, weil es nicht stark, nicht einig, nicht mächtig genug war, und weil es keine Kriegs-Flotte besaß.

Jetzt hat es die Flotte, jetzt ist es stark, ist einig, ist mächtig, um unbekümmert um Andere seinen eigenen Weg zu gehen, zu versuchen, seine Hülfsquellen auch nach außen hin zu vermehren, sobald sich dazu eine günstige Gelegenheit bieten sollte.

Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen für das geeinte Deutschland, in neue Aufgaben einzutreten und in die bisher ängstlich gemiedene Bahn einzulenken.

Mit dem ihn kenntzeichnenden weitausschauenden Blicke

erkannte denn auch des Reiches großer Kanzler, daß nicht länger gezögert werden dürfe, unsern überseeischen Handel auf festere Grundlagen zu stellen und ihm neue Wege und Absatzgebiete zu erschließen, und während eine diesbezügliche Vorlage dem Reichstage unterbreitet wurde, geschahen in aller Stille die weiteren Schritte, um die Nation Theil nehmen zu lassen an der Hebung der Schätze, welche der jüngst aufgeschlossene „dunkele Continent" in seinem Innern birgt.

Aber wie all den wohldurchdachten Plänen dieses größten aller Staatsmänner jederzeit Parteileidenschaft oder neidisches Uebelwollen hindernd in den Weg getreten ist, so auch stieß die anfänglich so freudig begrüßte Vorlage in Betreff der Subventionirung von Dampferlinien in dem Reichstage selbst auf Widerstand bei den regierungsfeindlichen Parteien, welcher die Ablehnung dieser Vorlage zur Folge hatte. Seitdem hat zwar die Stimmung im Lande einen Umschwung erlitten durch die von der Nation in ihrer großen Mehrheit mit freudigem Staunen vernommene Kunde von der Uebernahme des Protektorats über die Lüderitz'schen Landerwerbungen im südlichen Afrika seitens des Reichs, sowie durch die Besitzergreifung von Camerone — welcher Umschwung in der Stimmung am besten dafür zeugt, daß es sich um ein nationales Bedürfniß handelt, — aber die von der Opposition im Reichstage vorgebrachten Bedenken ließen eine doch so eigenthümliche Zaghaftigkeit in Betreff der von dem Herrn Fürsten Reichskanzler einzuschlagenden Colonialpolitik zum Ausdruck kommen, daß es bei der großen Wichtigkeit dieses Gegenstandes, sowie in Rücksicht auf die alsbald zusammentretende Congo-Conferenz und die erneut dem Reichstage zu unterbreitende Subventions-Dampfer-Vorlage entschuldbar erscheinen dürfte, wenn von Jemand, der vielfach Gelegenheit hatte, im Aus-

lande selbst die Anschauungen und Bedürfnisse unserer dort lebenden Landsleute kennen zu lernen, der Versuch gemacht wird, an der Hand der Geschichte und auf Grund persönlicher Erfahrungen die zu Gunsten einer richtig geleiteten Colonialpolitik empfangenen und gewonnenen Ueberzeugungen und Eindrücke auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Man muß zunächst billig darüber erstaunen, wie so ganz unvermittelt sich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung in Betreff der Erwerbung und Verwerthung von Colonialbesitz vollzogen hat! Versetzen wir uns eine kurze Spanne Zeit zurück, wie ganz anders als heutigen Tages lauteten da die Auslassungen der Presse und der einschlägigen Tageslitteratur in betreff dieser wichtigen Frage.

„England hat die und die Inseln und dies oder jenes Gebiet nunmehr in Besitz genommen". Derartige Notizen brachten bis ganz vor Kurzem unsere Zeitungen mit lapidarer Kürze, ohne daß sie das geringste Raisonnement daran knüpften, auch wenn es eine Zeit der politischen Windstille war, wo, um die Spalten zu füllen, viel Wesens um geringfügige Dinge gemacht zu werden pflegt. Einige tonangebende Blätter knüpften daran nur die kurze Betrachtung, daß man es den Engländern Dank wissen müsse, im Interesse der Humanität dies oder jenes Gebiet annektirt zu haben, um dem Menschenhandel daselbst Einhalt zu thun, zumal diese Gebiete nie etwas einbringen, sondern nur bedeutende Kosten verursachen könnten.

O sancta simplicitas! möchte man ausrufen, wenn man dergleichen kindlich naive Anschauungsweisen in hervorragenden politischen Tagesblättern so offen ausgesprochen fand. Als ob England sich in seinem Thun und Lassen auf dem politischen Gebiet, namentlich in Betreff seiner Colonialpolitik von etwas

anderen als lediglich materiellem Interesse leiten ließe! Aber freilich es hat einen guten Blick für produktive Anlagen und scheut dabei nicht die anfänglichen Kosten. Lassen sich nebenbei humane Zwecke mit dem „Geschäft" verbinden, so versäumt es allerdings nicht, falls dies ohne Schmälerung des „Verdienstes" geschehen kann, sich noch mit der Verdienstkrone zu schmücken.

Was England thut und läßt außerhalb Europa, das interessirt namentlich in Deutschland die politischen Organe sehr wenig; fast scheint es, als ob die Säulen des Herkules im Allgemeinen unserer politischen Speculation und unserm Scharfblick eine Grenze setzen, über diese hinaus verhalten sich wenigstens fast alle unsere Tagesblätter nur noch referirend. Sobald dagegen aus dem Redaktionsbüreau eines der ausländischen Blätter eine Ente fliegen gelassen wurde, daß Deutschland in Unterhandlungen stehe, um diese oder jene geringfügige Insel im weiten Ocean für sich und seine Flotte zu erwerben: so erhob sich ein Zetergeschrei in der europäischen Presse, der Telegraph blitzte die verhängnißvolle Nachricht in alle Welttheile, plötzliche allgemeine Aufregung über die Intriguen und den weitgreifenden Ehrgeiz Deutschlands!

Freilich diesen Stürmen im Glase Wasser begegnete die einheimische Presse mit achtungswerther Ruhe und einer gewissen vornehmen Ueberlegenheit. Mit ruhiger Würde wußte sie derartige Insinuationen zurückzuweisen, wußte das Unwahrscheinliche, ja Unmögliche solcher Nachricht mit kurzen Worten so treffend hervorzuheben, daß man wenigstens die Ueberzeugung gewann, die Presse Deutschlands halte kühnlich fest an den Glaubenssätzen unseres hergebrachten politischen Einmaleins, daß nämlich Colonien an und für sich ein Schade für das Mutterland seien, und daß unter allen Ländern der Welt Deutchland vor allem das=

jenige sei, welches sich am wenigsten erlauben dürfe, derartigen nutzlosen und kostspieligen Neigungen zu fröhnen. — Das „Warum?“ blieb sie zwar sich selbst und allen Anderen schuldig, denn über so einfache Dinge, die man schon hersagen konnte, als man noch in den Kinderschuhen steckte, spricht man nicht; wer das nicht glaubt, über den zuckte man nur höhnisch die Achseln.

Woher mag es denn nun kommen, daß das Ausland, wie die verschiedenen betreffenden Sensationsnachrichten es beweisen, in der That diese Ueberzeugung nicht theilte, daß es ihm ganz und gar nicht einleuchtend war, daß nicht Deutschland ebenfalls bedacht sein sollte für seine Flotte, die bereits in allen Meeren stationirt ist zur Aufrechterhaltung deutscher Interessen, Stützpunkte zu gewinnen, oder seinem intelligenten und rührigen nach allen Welttheilen hin abfließenden Handelsstand Gelegenheit zu geben, auch fern von der Heimath es sich im eigenen Hause bequem zu machen, statt sich wie bisher kümmerlich zu nähren von den Brosamen, die von des Reichen Tische fallen? Würde die nachbarliche Mißgunst sich wirklich so aufregen bei dem Gedanken, daß derartiges geschehen könne, wenn es unbedingt feststände, daß das Streben nach auswärtigem Territorialbesitz für Deutschland ein so thörichtes Unterfangen sei; würde man in solchem Fall ein solches nicht vielmehr zu bescheinigen suchen, damit wir Zeit, Geld und Kräfte einem nutzlosen Unternehmen opferten?

Die mit der deutschen Kriegsmarine in so enger Verbindung stehende Frage des Colonialbesitzes hat merkwürdiger Weise in Deutschland bis ganz vor Kurzem, wo ohne alle Anregung von oben sich plötzlich Vereine bildeten zur Förderung kolonisatorischer Bestrebungen, so wenig Besprechung gefunden,

daß die Gegner jedweden Colonisationsversuches seitens des deutschen Reiches gerade hierin ihre Stütze finden.

England hat mit der ihm eigenen Schlauheit alles gethan, um die Welt in solchem falschen Glauben zu belassen und sie glauben zu machen, daß es die Colonien nur im Interesse der Civilisation mit so viel Aufwand von List und Gewalt sich angeeignet habe, um die armen unwissenden Heiden zu bekehren, zu erziehen und sie dann ihren eigenen Weg gehen zu lassen, sobald sie die nöthige Reife der Erziehung erhalten hätten. Das Ausland zuckte die Achseln und lächelte mitleidig über die englischen Don Quixotes der Philanthropie: man gönnte es ihnen, um in Asien die Hindus zu beglücken, sich in solche Mühen und Unkosten zu stürzen und sich einer Aufgabe zu unterziehen, die nichts einbringen könne. — Wenn nun auch die heutige Welt von diesen anfänglichen Anschauungen über Englands humane Zwecke längst zurückgekommen ist und den ungeheueren Gewinn einigermaßen zu schätzen versteht, den das kostspielig geglaubte Unternehmen abwirft, so sind die Anhänger des Spruches: „bleibe im Lande und nähre dich redlich" doch damit noch nicht geschlagen: sie verweisen vornehmlich auf Spanien, Portugal und Holland, die ihrer Colonien zum größten Theil verlustig gegangen sind, und deren erhaltene Reste diesen Ländern genugsam zu schaffen machen sollen. Wir werden alsbald sehen, was es hiermit auf sich hat, vorher indeß wollen wir kurz anführen, wieso es gekommen, daß Englands Politiker sich vorwiegend der Colonialpolitik zuwandten, während das stammesverwandte Deutschland, das im Uebrigen mit ziemlich ähnlichen Anlagen und treibenden Kräften ausgestattet ist, sich trotz seiner bedeutenden Handelsflotte aller derartigen Versuche

enthielt und auch fortfuhr, die eventl. Erwerbung von Colonien als unersprießlich und für unsere Verhältnisse nicht passend zu erachten, bis die neuesten faits accomplis der Bismarck'schen Politik auf einmal constatirten, daß dieselben einen gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung hervorgerufen haben.

England, als ein insulares Reich vereinigte von vornherein alle Bedingungen in sich, ein vornehmlich handeltreibendes Volk zu werden. Durch die es umgebenden Gewässer gegen feindliche Einfälle fast ausreichend geschützt, war es in der Lage, die zur Abwehr solcher Einfälle bestimmte Macht, seine Flotte, in Friedenszeiten außerhalb des eigenen Landes zu verwenden, und als Amerika entdeckt, der Seeweg nach Ostindien gefunden war, richteten sich Englands Blicke nothwendigerweise auf diese neuen Absatzgebiete ihrer Waaren, zu deren leichter Verschiffung die buchtenreiche Küste Englands so sehr geeignet ist, während Flüsse und Canäle den Transport der Rohmaterialien im Innern des Landes erleichtern. So lernte es denn bald den Nutzen erkennen, den Colonien als Handelsfilialen des Mutterlandes gewähren, mit Zähigkeit und Ausdauer verfolgte es deren Aneignung, auch lernte es schlauerweise rechtzeitig seine Colonien r e g i e r e n, statt sie lediglich zu b e h e r r s c h e n, auf welches letztere zu ihrem Schaden die nebenbuhlerischen Seemächte Europas ihr Hauptaugenmerk legten.

Anders lagen die Verhältnisse in Deutschland, wenngleich daselbst wegen der langgestreckten Ost- und Nordseeküste der Seehandel sehr früh schon einen bedeutenden Aufschwung nahm. Die Blüthezeit der Hansa fällt noch vor die Zeit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien. Gerade zu der Zeit, wo der speculative Gedanke sich des deutschen Städtebundes hätte bemächtigen sollen, Theil zu nehmen an

den Beutezügen anderer Nationen, namentlich der Portugiesen und Spanier, nach den Schätzen des alten Wunderlandes Indien, gerade zu der Zeit war die innere Einigung des Bundes schon erlahmt, Rivalitäten, Eifersüchteleien machten sich geltend, die inneren politischen Zustände des Landes verhinderten jegliche einheitliche Machtentfaltung nach außen, da man im Innern genug zu thun hatte, sich der eigenen Haut zu wehren. Doch bleibt es immerhin eigenthümlich, daß die deutsche Kaufmannswelt ihre Blicke stets nur auf die nächste Umgebung gerichtet hielt, ohne zu ahnen oder herauszufinden, daß in dem neuentdeckten Erdtheil und in Asien namentlich so viele Schätze mit leichter Mühe zu haben seien, während andererseits z. B. das kleine Portugal, um in den Besitz von Colonien und des aus denselben zu ziehenden Gewinns zu kommen, speciell auf Länderentdeckung ausging und den Seeweg nach Ostindien nicht nur suchte, sondern auch fand.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn der von jeher äußerst rührige, auch zu jener Zeit immer noch mächtige deutsche Handelsstand sein Augenmerk rechtzeitig auf die Erwerbung von Colonien oder die Anlegung von Factoreien in Indien gelegt haben würde, wie im 17. Jahrhundert fast alle übrigen Seemächte, selbst Dänemark nicht ausgenommen, dies thaten, hierdurch die Hansa zu neuer Blüthe gekommen sein würde; der leichte Gewinn würde die innere Eintracht derselben mächtig gefördert haben, und an dem raschen Erblühen von Lissabon, dessen Prosperität weit mehr die Veranlassung wurde zu dem raschen Verfall der Handelsstädte Augsburg und Nürnberg ꝛc., als solcher durch den 30jährigen Krieg hervorgerufen wurde, sowie an dem raschen Verfall der mächtigen venetianischen Republik läßt sich erkennen, wie wichtig

auf die Culturgeschichte der Länder Europas Asien mit seinen Schätzen und seinen reichen Producten influirt.

Die politische Zerstückelung Deutschlands, die Vielköpfigkeit seiner Machthaber, die Selbstständigkeit der freien Städte, die den Seehandel in Händen hatten ohne die Macht zu besitzen, ihm eine ausreichende Kriegsflotte zur Seite zu stellen, tragen die Schuld, daß Deutschland leer ausgegangen ist, als die neuentdeckten Länder zur Vertheilung kamen. Jetzt, nachdem die Zeit gekommen, daß das geeinte mit einer Flotte ausgerüstete Deutschland freie Umschau halten kann nach auswärtigem Besitz, wo solcher etwa noch herrenlos ist oder da wo ein Besitzwechsel möglich und in Aussicht zu nehmen sein dürfte: jetzt ist Vielen der Blick getrübt durch die lange Gewöhnung, sich ausgeschlossen zu sehen von der auswärtigen Welt; und wie man gern nach Gründen hascht, um sich zu trösten über das, was man nicht zu erringen verstanden hat, so hat die Stubengelehrsamkeit der Historiker und Nationaloekonomen gar schlimme Seiten ausfindig zu machen gewußt, die der Besitz von Colonien im Gefolge habe, wobei zumal auf Spanien als abschreckendes Beispiel verwiesen wird.

Dergleichen Lehren, vom Catheder ausgehend, und von Theoretikern nachgesprochen, sind schwer zu beseitigen, denn es ist nicht leicht, Ideen, die von Jugend auf eingeprägt sind, fallen zu lassen, noch schwieriger, deren Unhaltbarkeit selbst zu durchschauen.

Der Deutsche ist einmal Theoretiker und hält zähe an seinen Theorien, der Engländer dagegen geht praktisch zu Werke, gemäß dem Sprüchwort: „probiren geht über studiren“. Deshalb ist er, der Weitgereiste, jederzeit kaufmännisch Geschulte, weit besser geeignet, in einer so eminent praktischen, kaufmännisch-

geschäftlichen Frage uns zur Lehre und zum Vorbild zu dienen, als es die deutsche Gelehrsamkeit vermag, die nie Gelegenheit hatte, mitten in dem Getriebe der Welt ihre Beobachtungen anzustellen, und welcher kaufmännisch-speculative Fragen so wenig zusagend sind.

Ueberhaupt macht man sich von England's Macht und Bedeutung in Deutschland im Allgemeinen sehr unrichtige Vorstellungen. Man bespricht, ohne auf Meinungsverschiedenheit zu stoßen, den sinkenden Einfluß Albions im Rathe der Völker, man zittert nicht mehr vor seinen Kriegsdrohungen, man bespöttelt die Nicht-Interventionspolitik, der Löwe, der in allen Welttheilen sonst seine Krallen angesetzt, sei zahm geworden; England verstehe zwar Seide zu spinnen aus Baumwolle, aber sein Einfluß, seine Bedeutung unter den Großmächten Europas sei gesunken, sei womöglich dahin!

Englands Politiker lächeln vergnügt ob solcher Anschauungsweise, und feuern die heimische oppositionelle Presse an zu ähnlichen Auslassungen, damit Europa fortfahre, zu übersehen, daß England allein die Früchte einheimst und die Schätze davonträgt, die in vier Welttheilen erwachsen und dort zu Tage gefördert werden.

„Englands Macht ist dahin!" Als ob Englands Augenmerk überhaupt auf Europa und nicht vielmehr einzig auf Asien und das an der Wegstraße dahin liegende Aegypten gerichtet, als ob es gar auf Kriegsruhm bedacht und begierig wäre! Nach Geld und Schätzen nur steht sein Sinn, im Wohlstand, im Reichthum allein sucht es und findet es alles, was es braucht, und im Nothfalle auch die Mittel und Wege, je nach Zeit und Umständen gewichtige Schläge zu führen. Das Geld, das es aus allen Ländern der Erde an sich zu reißen versteht,

ist die Macht, die ihm alles sichert, wonach andere Staaten mit Aufbietung aller Kräfte vergeblich streben. Was England in Wirklichkeit ist, wie überwiegend seine Bedeutung, wie überwältigend sein Einfluß auf dem Weltmarkt, wie gewichtig und maßgebend seine Stimme in dem Rath der ausländischen Regierungen, wie kolossal der Nutzen, den es aus seinen Colonien zieht: alles dies lernt man erst kennen und würdigen, wenn man England und die Engländer sieht und beobachtet in ihren weiten Gebieten, die sie sich außerhalb des Muterlandes zu eigen gemacht haben: in ihren Colonien.

Suchen wir jetzt in einem geschichtlichen Ueberblick den Einwänden gegen den Besitz von Colonien im Allgemeinen zu begegnen, wobei wir namentlich unsere Blicke auf England richten wollen, um aus dessen einträglicher Handels- und Colonial-Politik für unser künftiges Verhalten womöglich gute Lehren zu ziehen.

Schon im Alterthum sehen wir diejenigen Völker, welche sich mit der Colonisation beschäftigten, die Phönizier, Carthager und Griechen eine hervorragende Rolle spielen und zu hoher Blüthe und zu großem inneren Wohlstand gelangen. Die Römer indessen vermochten nicht, aus ihren Colonien großen Gewinn zu ziehen und die Colonien selbst zu innerer Blüthe zu bringen, weil sie nur zu unterjochen, nicht aber zu regieren verstanden. Letzteres ist eben der schwierige Punkt, den übersehen zu haben auch den Colonial-Staaten der Neuzeit mit Ausnahme von England meist zum Vorwurf gemacht werden muß. Dieses war scharfblickend genug, nach dem Abfall der amerikanischen Colonien den besonderen Bedürfnissen der Colonial-Bevölkerung

in jeder Hinsicht Rechnung zu tragen, ja es nimmt nicht Anstand, durch die Erfahrungen des großen Aufstandes in Indien gewitzigt, selbst den religiösen Vorurtheilen ihr Recht einzuräumen.

Um uns nicht in der umfangreichen Materie zu weit zu verlieren, wollen wir nur die Versuche der europäischen Nationen, Colonien zu erbeuten und zu halten, in den letzten hundert Jahren kurz beleuchten und uns hierbei namentlich Asien zuwenden, das uns die treffendsten Anhaltspunkte für unsere Untersuchung bietet.

Hier waren es bekanntlich die Portugiesen, welche zuerst mit Erfolg Colonien anlegten und dadurch Portugal circa ein Jahrhundert lang auf eine hohe Stufe der Macht und des Reichthums gelangen ließen, die jedoch deshalb nicht von längerem Bestande waren, weil durch die Eroberung Portugals durch Philipp II. dieselben mit in den Ruin der spanischen Colonien hineingezogen wurden.

Spanien unter Carl V. und Philipp II. spielte die erste Rolle im Weltverkehr und hatte sich in den Besitz der reichsten Colonien sowohl in Amerika wie in Asien zu setzen gewußt. Es ging derselben indessen schon nach kurzer Zeit verlustig, weil es nicht darauf bedacht war, den Wohlstand derselben und dadurch den des eigenen Landes zu heben, sondern weil es nur danach trachtete, dieselben in jeder Richtung auszubeuten. Grausame Willkür und der engherzigste Fanatismus wetteiferten, sich die eingeborene Bevölkerung zu entfremden, statt dieselbe sich dienstwillig und ergeben zu machen.

Selten wohl ist bei so viel Machtfülle eine Politik kurzsichtiger aufgetreten, als die spanische in Bezug auf die Verwerthung und Erhaltung ihrer Colonien. Letztere wurden als Apanagen für die weltlichen oder geistlichen Günstlinge des

Madrider Hofes benutzt, wodurch der Geldgier und dem Fanatismus Thür und Thor geöffnet wurde; die Colonisten wie die Eingeborenen wurden demoralisirt, letztere von einer fanatischen, alles beherrschenden Geistlichkeit zur Desperation gebracht, und so mußten in Verbindung mit einer auf die Alleinherrschaft in Europa abzielenden Politik der Herrscher Spaniens die Colonien in kurzer Zeit dem Ruin entgegengeführt werden.

Spanien ist daher nicht, wie bei uns behauptet wird, durch die Ausdehnung seiner Territorialmacht und seiner Colonien zu Grunde gegangen, Spanien ist — mit Recht kann dies behauptet werden — trotz seiner Colonien zu Grunde gegangen durch eine Politik, die nach jeder Seite hin sündigte, sowohl in geistlicher, wie in weltlicher Hinsicht. — Die Herrscher nach Philipp II. waren geistesschwache von der Geistlichkeit gelenkte Monarchen, die weder Verständniß hatten für den Werth der ausgebreiteten Colonien noch Scharfblick für die Mittel zu deren Erhaltung. Der die ganze spanische Politik beherrschende Einfluß Roms trug nicht wenig dazu bei, daß allmählig die Spanier alle ihre Besitzungen, welche ihnen nicht von den zur Verzweifelung gebrachten Eingeborenen wieder entrissen wurden, an die Holländer und Engländer verloren.

Havanna und die Philippinen sind die einzigen colonialen Ueberbleibsel der einstigen außereuropäischen Größe Spaniens und sind nur deshalb in seinem Besitz verblieben, weil deren immenser natürlicher Reichthum es erlaubte, sie auf die schlimmste Weise auszubeuten, ohne die Bevölkerung dabei auf denjenigen Grad der Verzweiflung zu bringen, welcher zum Abfall verleitet. Daß Spanien noch immer vermag, diese Colonien zu behaupten, beweist, wie leicht es ist, zu colonisiren, und wie schwer es ist,

selbst bei der unbestrittensten Unfähigkeit und Machtlosigkeit seiner Colonien verlustig zu gehen.

Holland von England unter Elisabeth anfänglich unterstützt, war es zunächst, das den spanischen Colonien hart mitspielte; in Folge der Unterjochung durch Frankreich zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts gingen auch die zahlreichen Besitzungen der Holländer allmälig an England über. Die ersteren hatten ihr Augenmerk mehr darauf gelegt, sich der Inseln zu bemächtigen, wodurch sie den Schwierigkeiten entgingen, denen die Franzosen und Engländer durch die Occupation des Festlandes ausgesetzt waren. Die Holländer haben aus dem großen Schiffbruch außer dem nicht in Betracht kommendenden Curaçao in Westindien nur ein Theil von Sumatra und die Insel Java gerettet und zwar letztere nur durch ein Versehen der englischen Diplomatie auf dem Wiener Congresse, was die Engländer gewiß ebenso bitter bereuen, als sie sich es werden angelegen sein lassen, das Versehen bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit wieder gut zu machen. Bei der allgemeinen Apathie in Europa in Betreff der Dinge, die sich im fernen Asien abspielen, dürfte es England nicht schwer fallen, sich diese sehnlichst begehrten Inseln mit ihrem Reichthum an Produkten zu gelegener Zeit in ebenso einfacher und prompter Weise anzueignen, wie es dies vor nicht allzu langer Zeit mit den Fidschi-Inseln gethan hat.

Wenn man darauf hinweisen will, daß Holland seit längerer Zeit schon wieder in einem Krieg mit der eingeborenen Bevölkerung auf Sumatra verwickelt sei, der dem Lande große Kosten und Lasten auferlege und den Nutzen der Colonie somit problematisch erscheinen lasse, zumal es ja so schwierig sei, von Europa aus Menschen und Kriegsmaterial nach dem entlegenen

Asien zu befördern, so ist darauf hin zu erwidern: es kommt bei der Colonisation eben ganz darauf an, wie die Sache in die Hand genommen wird.

Die Holländer verstehen es ebensowenig mit Geschick zu colonisiren: auch sie suchen nur sich als absolute Machthaber hinzustellen bei so großer Minderzahl und solchen Mangel an Mitteln, ihrer Superiorität Achtung zu verschaffen gegenüber der in weitläufigen Gebieten wohnenden mit kriegerischem Naturell begabten eingeborenen Bevölkerung. Wie ganz anders geht da der Engländer zu Wege! Er stellt sich von vornherein auf friedlichen Fuß mit den Leuten, von denen er Vortheile erlangen will, giebt nach in streitigen Fragen, so lange er noch nicht genug festen Boden unter den Füßen hat, sucht Macht und Einfluß vorerst durch seine größere Klugheit und Gewitztheit zu gewinnen und unternimmt nicht eher einen Schlag zu führen, als bis er sich des Erfolges sicher weiß. Mit wie geringen Mitteln, mit wie geringer Zahl von Menschen hat England es verstanden, sich Indien zu unterwerfen, und mit welchem geringfügigen Apparat von Kräften beherrscht es die dortigen vielen Millionen. — Würde Holland in ähnlicher Weise den Atchinesen gegenüber zu Werke gegangen sein, so würde es sich nicht heute in solcher Verlegenheit befinden. Die entstandenen Streitigkeiten entspringen lediglich aus den verkehrten Maßnahmen, die man den Eingeborenen gegenüber zur Anwendung bringt,*)

*) Ich habe deutsche angesehene Colonisten kennen gelernt, welche in dem Gebiet der Atchinesen ansässig sind, mit diesen im friedlichsten Verkehr stehen und für eine ganz nominelle geringfügige Abgabe die ausgedehntesten Kaffee-, Reis- und Muskatnuß-Plantagen bewirthschaften. Sie schildern die Atchinesen als durchaus harmlos und geneigt, sich der höheren Intelligenz der Europäer willig zu unterwerfen, nur seien sie empfindlich gegen das allzu schroffe Auftreten der Holländer.

denn bekanntlich liebt die Mehrzahl der Europäer im Auslande es, die uncivilisirten Völker als so tief unter sich stehend zu betrachten, daß man denselben kaum noch menschliche Rechte einzuräumen geneigt ist und auf die Gefühle der Bedrückten ganz und gar keine Rücksichten nimmt.

Die französische Marine war im letzten Jahrhundert unter tüchtigen Seeleuten sehr in Aufschwung gekommen, so daß sie selbst den Engländern in Indien große Beschwerde verursachte. Die alte Nebenbuhlerschaft zwischen Frankreich und England in Europa über die Herrschaft zur See wurde nach den asiatischen Gewässern verlegt, und dort anfänglich mit großem Erfolg für Frankreich zum weiteren Austrag gebracht.

Indessen die Maitressenwirthschaft unter Ludwig XV., die schwache Regierung Ludwigs XVI., die französische Revolution und endlich der unsinnige Kampf Napoleon's um die Alleinherrschaft in Europa waren die Veranlassung, daß Frankreich die Herrschaft zur See und zugleich damit seine Colonien an England verlor, sonst würde es vielleicht heutzutage im Welthandel dieselbe Rolle spielen, die seinem Nebenbuhler nunmehr zugefallen ist. Die Engländer hingegen verstanden es, durch ein äußerst kluges und gewandtes Verfahren auf den Trümmern der von ihnen zerstörten Niederlassungen der Franzosen in Indien ein neues Weltreich aufzurichten, dessen Verwirklichung seit Alexander des Großen Zeiten als ein unrealisirbarer Traum angesehen worden war.

Unter Louis Philipp und später unter Napoleon III. machte Frankreich erneute Anstrengungen, um wiederum in den Besitz von Colonien zu gelangen, indem es Algier eroberte, Anam (Cochinchina) in Besitz nahm und das Protectorat über Cambodjia sich aneignete. — In neuester Zeit geht bekanntlich

Frankreich darauf aus, seinen colonisatorischen Bestrebungen in diesen Gegenden durch die Annectirung von Tonkin sowie auf Madagascar weitere Ausdehnung zu geben: ob das Endresultat den anfänglich davon getragenen Erfolgen entsprechen wird, läßt sich wegen der Verwickelungen mit China zur Zeit noch nicht übersehen.

Vielfach ist versucht worden, die Erwerbung von Algier und dessen Colonien durch die Franzosen als einen Fehler der französischen Politik hinzustellen, da durch eine derartige Ackerbau- und Militair-Colonie dem Mutterlande zunächst nicht unbeträchtliche Kosten erwachsen, doch bleibt hierbei zu bedenken, daß der Erwerbung von Algier nicht nur nationalökonomische, sondern vor allem politische Motive zu Grunde liegen. Frankreich sucht im Norden Afrikas festen Fuß zu fassen und seinen Einfluß auf die umgebenden Gebiete auszudehnen, um zu günstiger Stunde zur Hand zu sein, wenn es gelten wird, den großen Kampf auszufechten, um den Besitz der Wegstraße nach Ostindien. Denn Aegypten ist „punctum saliens“ in der europäischen Politik, wenngleich es von keiner der dabei hauptsächlich interessirten Mächte, England, Frankreich und Rußland in den Vordergrund gestellt wird.

Aber auch abgesehen von diesem politischen Motiv läßt sich doch nicht ohne Weiteres absprechend urtheilen über eine Colonie, die erst seit Jahrzehnten begründet ist, und die im Vergleich zu allen übrigen Colonien von einer der am schwierigsten zu behandelnden Völkerschaften bewohnt ist. Nicht allein den an ein freies Räuberleben gewöhnten Araber gilt es in Zaum und Zügel zu halten, sondern zugleich den Muhamedaner, dessen Religion den civilisatorischen Bestrebungen einen vielfach unterschätzten Damm entgegensetzt.

Der berühmte Afrika-Reisende Dr. Schweinfurt hebt mit Recht hervor, daß der Islam nur zersetzende und zerstörende Elemente in sich trägt, daß er, statt die Thätigkeit des Menschen anzuregen, nur Apathie und Genußsucht in seinem Gefolge hat, wodurch all das Gute, das im Koran enthalten ist, ignorirt und zu nichte gemacht wird. Daß Frankreich diese Schwierigkeiten noch nicht überwunden hat, darf ihm wenigstens im Hinblick auf Indien und dessen rasche Entwickelung nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn in Indien herrschen die Religionen des Brahma und Budha, deren hervorragendste Glaubenssätze Demuth und Sanftmuth predigen, die willige Unterwerfung unter die Fügungen des Schicksals und die daher bei dem von Natur aus sanften Character der Hindus deren Unterwerfung durch die Muhamedaner und später durch die Engländer zu einer leichten Aufgabe machten.

Was indessen den Franzosen die Colonisation in Algier außerdem erschwert, ist das Greifen von einem Extrem zum anderen in ihren Verwaltungsprincipien, das ja auch im Mutterlande zu so mancherlei Catastrophen führte. Es geht den Franzosen, wie den romanischen Racen überhaupt, die Beständigkeit ab, die gerade von so großer Wichtigkeit im Verkehr mit den Völkern Afrikas und Asiens ist, und die den Engländern so sehr zu gut kommt, deren Naturell nicht nur conservativ angelegt ist, sondern denen auch durch die ganze Art der Erziehung, durch die äußerst constanten Sitten des Landes ein zähes Festhalten an dem als richtig Erkannten oder Hergebrachten zur zweiten Natur geworden ist. Dieses Wesen, das den Engländer bei uns zu Hause häufig als eine lächerliche Figur erscheinen läßt, kommt nicht nur der regierten fremden Bevölkerung sondern auch diesem selbst zu gut, denn

da er sich nie amalgamirt mit fremden Elementen, wie der zur Nachahmung allzu geneigte Deutsche es so leicht zu Stande bringt, so findet er in der Fremde gar leicht die Heimath wieder, in die er seinen Sport und seine Spiele, seine sonstigen Gewohnheiten und Sitten mit einer ganz ausnahmslosen und unerschütterlichen Selbständigkeit überträgt. Während der Franzose den Eingeborenen nach seinem Vorbilde zu modeln und ihm alle französischen Einrichtungen bis auf die sergeants de ville, cafés chantants &c. aufzudrängen sucht, begnügt sich der Engländer damit, den Eingeborenen auf dem Wege des Beispiels und der Belehrung weiterzubringen, ohne dabei indessen seinen Vortheil aus dem Auge zu verlieren, denn er wird nicht unterlassen, die Bedürfnisse der einzelnen Bevölkerung zum Vortheil des Handels im Mutterlande in jeder Richtung auszubeuten.

Nicht Humanität liegt trotz Bibelgesellschaft, Missionären und bigotter Sonntagsfeier seiner so richtigen Methode zu Grunde, den Eingeborenen an sich und seine Sitten zu gewöhnen, sondern diese resultirt nur aus der klugen Zähigkeit und Consequenz seines Wesens und Characters. Wo der materielle Vortheil in's Spiel kommt, da kümmert ihn wenig das Wohl der fremden Bevölkerung, wie denn der Krieg mit China nur darauf berechnet war, dem in Indien cultivirten Opium und den Baumwollenwaaren Manchester's die nöthigen Absatzgebiete in China zu verschaffen, während man der übrigen Welt, und zwar vielfach mit Erfolg, einzureden versucht hat, als habe dieser Krieg in dem Auftreten der Chinesen gegen die Missionäre seinen Grund.*) Daß durch den Opiumhandel ein

*) Englische Missionäre giebt es kaum 100 in China, und die von ihnen Bekehrten zählen bei einer Bevölkerung von mehreren 100 Millionen

so ruhiges arbeitsames Volk wie das chinesische, über dessen Tüchtigkeit in Amerika, dem Lande der practischen Leute par excelence, nur eine Stimme herrscht, — und wo sich die armen aber fleißigen, sparsamen, bedürfnißlosen und intelligenten Kulis bereits eine sehr selbständige Stellung errungen haben, — an den Rand des Verderbens gebracht wird, hat keinen Einfluß auf die kaufmännischen Speculationen der Engländer.

Aber noch ein fernerer Grund kommt hinzu, daß Frankreichs Colonien so sehr im Rückstand bleiben gegen die der Engländer, weil nämlich verhältnißmäßig nur sehr wenige Franzosen von Bildung und Vermögen sich zur Auswanderung entschließen, und weil andererseits die Colonien zugleich als Deportationsplätze betrachtet werden. Aus allen diesen Gründen tragen denn die französischen Colonien den Stempel des Provisorischen. Man vergleiche z. B. die palastartigen Häuser Hongkongs mit den schlechten Holzbauten, welche die Hauptstadt in Cochinchina, Saigon, verunzieren, und unwillkürlich wird sich der Gedanke aufdrängen, daß es den Franzosen nicht rechter Ernst sei mit ihren Colonien.

Daß dieselben indessen keineswegs aufgegeben haben, auch ihrerseits von dem indischen Handel Nutzen zu ziehen und zu gelegener Zeit in Asien wieder dominirend aufzutreten, zeigt außer ihrer vor etwa zwei Jahrzehnten erfolgten Festsetzung in Cochinchina ihr neuestes Auftreten in Tonking, welches zu kriegerischen Verwickelungen mit China geführt hat. Diese Idee ist an und für sich äußerst gesund und politisch, so wenig gesund und zuträglich auch das dortige Clima sein mag: aber die Art und Weise, wie man sich der Colonien von Seiten des

kaum nach Tausenden. Weit mehr lassen sich die Amerikaner die Heidenbekehrung angelegen sein.

Mutterlandes annimmt, zeigt wieder das unbeständige Wesen der Franzosen.

Wenn trotz der auffälligen Vernachlässigung, die man der neuen Schöpfung in Cochinchina bis vor kurzem hat zu Theil werden lassen, diese Colonie dennoch in ganz kurzer Zeit einen großen Aufschwung gewonnen hat, so beweist dies eben, wie unerschöpflich Indien durch die ungeheuere Produktionskraft seiner Ländereien ist, und daß deren auch nur theilweiser Besitz jederzeit eine Fundgrube von Schätzen aller Art für den glücklichen Besitzenden ist und sein wird.

Die Resultate, welche diese neue französische Colonie bereits jetzt aufzuweisen hat, sind in der That höchst bedeutend und um so erstaunlicher, als Frankreich, in jener Zeit gezwungen, sich mehr mit seiner inneren Lage zu beschäftigen, für die gedachte Colonie sehr wenig Interesse zeigte, dieselbe in jeder Hinsicht stiefmütterlich behandelte und die dortigen Beamten schlecht unterstützte, wiewohl es in der Wahl der Gouverneure eine ziemlich glückliche Hand gehabt hat.

Zur Zeit des Friedensschlußes mit Frankreich wurde in Deutschland, namentlich von den Hansestädten aus, mehrfach auf die Wichtigkeit dieses Besitzes für Deutschland hingewiesen, und wenn man die damalige gänzliche Hülflosigeit und Ohnmacht Frankreichs erwägt, so läßt sich annehmen, daß die Nichtbeachtung dieses Wunsches wohl nur ausschließlich in der in den maßgebenden Kreisen vorherrschenden Antipathie gegen Colonien seinen Grund hatte. Wir sind so wenig gewohnt, auf Gewinn auszugehen, so wenig gewohnt, die Früchte unseres Fleißes anderwärts als nur auf dem heimischen Boden zu suchen und zu ernten, daß wir uns in der neuen auch nach außen hin fußenden und wirkenden Rolle, die uns das Schicksal

nunmehr zudictirt hat, noch nicht recht zu finden wissen. Hoffen wir indeß, daß sich nunmehr nach den neuesten Erwerbungen unsererseits an der Westküste Afrikas das alte Sprüchwort bewahrheiten werde: Ce n'est que le premier pas qui coute.

Was England anbetrifft, so ist Indien jederzeit dessen Augapfel gewesen, und alle seine Politik zielte und zielt darauf ab, sich der Schätze Indiens womöglich für sich allein zu bemächtigen und die Wege dahin gegen alle Eventualitäten für sich sicher zu stellen.

Gibraltar und Malta wurden deshalb äußerst stark befestigt, als die Ueberlandroute über Aegypten wieder in Aufnahme kam, ebenso Aden, das nicht nur als ein Bindeglied mit Ostindien dient und die Engländer zu Herren des Ausganges des Rothen Meeres macht, sondern auch ein Stützpunkt ist für den politischen und commerciellen Einfluß Englands auf der ganzen arabischen Halbinsel und in ganz Ostafrika. Als der Suezkanal anfing sich zu verwirklichen trotz der Palmerston'schen Gegnerschaft, welcher Frankreichs Einfluß auf Aegypten fürchtete, nahmen die Engländer noch die Insel Perim in ihren Besitz und befestigten dieselbe alsbald, um die Meerenge von Bab el Mandeb noch sicherer zu beherrschen. Heutzutage sind die Engländer wohl sehr damit zufrieden, daß die Franzosen ihnen mit eigenem Gelde den Suez-Canal geschaffen haben, nachdem sie über den Einfluß Frankreichs, der bei dem Inslebentreten jenes Projectes ein so überwiegender war, und der durch den deutsch-französischen Krieg gebrochen wurde, einigermaßen beruhigt sind, und sie würden neue und ähnliche Catastrophen in Frankreich gewiß nur mit Freude begrüßen, um ihrem Ziele dadurch näher zu rücken, Aegypten vollständig in ihre Hand zu bekommen.

Die englische Politik zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine

weit ausschauende ist, daß sie ihre großartigen mit einer wirklich in's Weite gehenden Schlauheit angelegten Pläne mit einer ebenso zähen Ausdauer festhält und es der Zeit überläßt, dieselben zur Reife zu bringen. Dies findet seine Begründung in dem Umstand, daß die englische Regierung eine eminent praktische, nur den Handel oder dessen Zwecke im Auge habende ist. Wenn auch zeitweilig Leute an die Spitze der Regierung treten, die wie Gladstone und Disraeli in ihrer kaufmännisch-praktischen Begabung dem Gros ihrer Landsleute nachstehen, so werden dieselben doch durch die letzteren in jener bestimmten Richtung weitergetrieben. Aber populär zu werden gelingt ihnen nicht trotz ihrer vielfachen anderen Befähigungen. Populär sind nur Staatsmänner wie Cobden, Bright, Palmerston, verkörperte Ideen des rastlos vorwärts dringenden Krämergeistes, die entweder durch ihre Ideen vom Freihandel, wie die beiden ersten, oder durch rücksichtsloses Vorgehen, wie bei dem letzteren, unter irgend einem wenn auch noch so schlecht bemäntelten Vorwande dem englischen Handel directe oder indirecte Vortheile verschaffen.

Während der Beamtenstand, die Grundbesitzer und die Aristokratie in Deutschland bisher ziemlich streng von dem Handelsstand geschieden waren und erst in der Neuzeit angefangen haben, sich auf industrielle Unternehmungen und kaufmännische Speculationen einzulassen, welche einen größeren materiellen Gewinn bei Verwerthung ihrer Capitalien in Aussicht stellen, ist im Gegensatz hierzu in England seit alten Zeiten der Handelsstand in allen Kreisen und Schichten der Gesellschaft nicht nur vertreten, sondern dominirend und maßgebend gewesen. Im Parlament bildet er die überwiegende Majorität und zwar nicht nur im Unterhause, sondern auch in

dem Hause der Lords, denn wir dürfen nicht vergessen, daß hinter all den hochklingenden und historischen Namen der Dukes, Marquises, Barons und Lords die Handelshäuser der City stehen, und daß die jüngeren Söhne der großen englischen Peers, ja zum Theil diese selbst bei den großen Fabriken, Banken und Geschäftshäusern mit ihrer Person und ihren Capitalien betheiligt sind, wie denn z. B. ein Campbell, dessen Bruder ein Schwiegersohn der Königin, Theilhaber in einem New-Yorker Hause ist.

Von diesesem Gesichtspunkte aus also, einer nur auf den Handel als Quelle des Reichthums und der aus diesem hervorgehenden Macht gerichteten Politik, müssen wir die Haltung Englands in den europäischen Fragen beurtheilen, die in letzter Zeit namentlich oft schwankend und unverständlich erschien. Wenn diese Haltung in solche Fragen, bei denen für England keine besonderen Interessen auf dem Spiele standen, mehrfach fast kleinmüthig und verzagt erschien, wenn England Anstand nahm, in europäischen Ereignissen kraftvoll thätig mit einzugreifen, so ist eben zu bedenken, daß diese Ereignisse es gar nichts angehen, da Englands Schwerpunkt nicht in Europa sondern in Indien zumeist und in den übrigen Welttheilen liegt. Die europäischen Ereignisse interessiren es nur insofern, als es zu verhüten sucht, daß nicht eine der Continental-Mächte zu einflußreich werde, um die englischen Pläne zu durchkreuzen, und die Nichtinterventionspolitik entspringt lediglich aus dem Gesichtspunkte, daß jeder Kampf, jede Complication auf dem europäischen Continent die streitenden Theile nur schwächen kann und die Aufmerksamkeit der übrigen Staaten von der stets wachsenden Prosperität Englands und den dazu führenden Ursachen abzuziehen geeignet ist.

Nebenbei fällt dabei für Englands Industrielle, welche alle streitende Theile mit einer durch das größere Interesse veranlaßten größeren oder geringeren Parteilichkeit oder Parteilosigkeit mit Kriegsbedürfnissen aller Art versehen, ein recht erklecklicher Gewinn ab, und es sagt deshalb Ungewitter in seiner Geographie mit Recht, „daß die britischen Staatsmänner und und Kaufleute, die zur Zeit der Revolutionen von 1830 und 1848 nicht wenig jubelten, sich vor Freuden kaum zu lassen wissen würden, wenn das europäische Festland vollständig revolutionirt würde, und daselbst alles kopfüber kopfunter ginge", denn jeder europäische Conflikt legt einen neuen Baustein zur Größe und Glorie des alle Welttheile beherrschenden Welthandels des größten aller modernen und aller Völker überhaupt, der Engländer.

Was ist, verglichen mit Englands glücklicher Colonial-Politik, die nahezu vier Welttheilen eine Civilisation gegeben und das eigene Vaterland auf einen solchen Gipfel materieller Entwickelung, der Größe und des Reichthums gebracht hat, der Einfluß Deutschlands auf die nichteuropäischen Länder trotz einer so massenhaften Auswanderung, und wie gering ist verhältnißmäßig der Nutzen, den Deutschland bisher gezogen aus dem rührigen Streben und Wirken seines im Auslande überall zerstreut lebenden Handelsstandes! Sollte wirklich ein im Innern so mächtiges Reich wie das deutsche, dessen Bewohner an Fleiß, Geschick, Rührigkeit, ausdauernder Geduld und Intelligenz so sehr hervorragen, einzig und allein nicht befähigt sein, auf dem Wege einer geschickt durchgeführten Colonialpolitik an dem Segen Theil zu nehmen, von dem, wie wir gesehen haben, England fast überfluthet wird?

Sehen wir in Kürze zu, wie England in Asien verfahren hat, um so unerhörte Erfolge davonzutragen.

Wie bekannt, war es die englische ostindische Compagnie, die den Grund legte zu den jetzigen Besitzungen Englands in Indien. Diese Compagnie begann damit kleine Striche Landes an der Küste zu erwerben zur Anlegung von Factoreien, die sich in kurzer Zeit zu umfangreicheren Colonien entwickelten, wobei den Engländern freilich die inneren politischen Verhältnisse des Landes sehr zu statten kamen. Seit dem Tode des mächtigen Aureng-Zeyb (1707) war das Reich des Großmoguls in den ärgsten Zerfall gerathen. Anarchie und Empörung waren in Folge der häufigen Thronwechsel an der Tagesordnung, verschiedene Völkerschaften mit ihren tributpflichtigen Fürsten machten sich unabhängig, und als das Reich durch die Eroberungszüge der Perser unter Nadir-Schah und der Afghanen unter Achmed Abdallah vollends in Auflösung gerieth, da bildeten sich in Vorderindien eine große Menge kleinerer selbständiger Staaten, deren Fürsten kein anderes Interesse kannten, als ihre Herrschaft zu erweitern. Diesen allgemeinen Kriegszustand wußte nun die Compagnie trefflich zu benutzen. Die Factoreien derselben waren von vornherein mit jenem die Engländer so auszeichnenden practischen Sinn derartig angelegt, daß es ihnen an einer genügenden militairischen Machtentfaltung nicht fehlte, denn der Engländer ist, wenn auch in erster Linie Krämer, in zweiter Linie doch stets Soldat.

Die Niederlagen für Handelswaaren verwandelten sich schnell in ansehnliche Festungen, und der colossale Gewinn, den die Compagnie aus ihren Handelsunternehmungen davontrug, ermöglichte es sehr bald, daß diese zu Schutz und Trutz sich mit eigenen Truppen und eigener Kriegsflotte versehen konnte.

Sobald man erst festen Fuß gefaßt, ging man daran, die kleinen Fürsten, deren Gebiete an den englischen Niederlassungen grenzten, gegen die weiter im Innern des Landes lebenden Rajahs zu unterstützen, nachdem Gebietsabtretungen im voraus zum Lohn dafür ausbedungen waren. Wo Gewalt nicht angebracht schien, da wurde die politische Intrigue in's Werk gesetzt. Den Rajahs, die sich gern mit den von den Engländern eingeführten Neuerungen bekannt machen wollten, wurden sogenannte political agents zugeführt, welche zumal über die am Hofe in orientalischer Ueppigkeit schwelgenden Prinzen besonderen Einfluß zu erlangen strebten.

In Folge der noch heute in Asien herrschenden Polygamie sind Erbstreitigkeiten nur zu natürlich, und demgemäß geschah es gar häufig, daß nach dem Tode eines indischen Fürsten verschiedene seiner Söhne die Nachfolge beanspruchten. Derartige Vorkommnisse wurden nun geschickt vorher von der Compagnie in Erwägung gezogen, Bündnisse wurden eingegangen mit denjenigen mehr oder weniger zur Nachfolge Berechtigten, welche der Compagnie die größten Zusagen machten, und deren Charactereigenschaften die nöthige Gewähr dafür abgaben, daß sie dem fremden Einfluß sich nicht zu entziehen suchen würden; Günstlinge, Minister und andere maßgebende hohe Persönlichkeiten wurden durch Versprechungen oder sonstwie bestochen, die einzelnen Parteien wurden unter der Hand ermuntert oder offen bedroht, kleine Subsidien wurden ab und zu geleistet und gaben zu gelegener Zeit den Vorwand, selbst mit Gewalt vorzugehen, wenn etwa die Verschlagenheit, die Intrigue nicht zum Ziele führte. Letztere Ziele indessen wurden den Engländern gar sehr erleichtert, da, wie bereits hervorgehoben, eine Bevölkerung, wie die indische, größtentheils aus Hindus und diesen verwandten

Volksstämmen bestehend, sehr leicht lenkbar ist, zumal deren natürliche Sanftmuth und Unterwürfigkeit noch durch eine zur Demuth und Duldung auffordernde Religion unterstützt wird, welche unter dem Einfluß des Kastenwesens das eigenen Denken und Wollen ganz besonders gefangen hält.

So dehnte sich denn allmälig das Gebiet der Compagnie immer mehr und mehr aus, nicht nur längs der Küste, sondern auch weit in das Innere des Landes hinein. Aber keineswegs lag es in den Plänen der Compagnie, sich das ganze Reich zu unterwerfen, wie dies nach und nach geschah, denn die Engländer sind keine Eroberer, wie die Römer es waren, wie der Zug dazu in der gallischen Race steckt, sie sind im Ganzen genommen nur friedliche Handelsleute, allein sie scheuen vor keiner Schwierigkeit zurück, wo es gilt, ihren materiellen Vortheil zu sichern. Weniger geneigt zum Angriff, sind sie doch äußerst zähe im Widerstand, denn wenn auch etwas träge durch den in Folge des feuchten Klimas bedingten über das Normale hinausgehenden Fleischgenuß, ſſnd sie jedoch dadurch zugleich um so markiger. Nicht nur verstanden sie es daher, die Portugiesen, Holländer und Franzosen, welche ihnen die Früchte ihres Handels zu entreißen, oder dieselben wenigstens mit ihnen zu theilen suchten, zu überwinden und gänzlich fern zu halten von den unerschöpflichen Fundgruben Indiens, sie standen auch nicht an, obwohl in so geringer Minderzahl, es mit der ungeheuren Ueberzahl der eingeborenen Bevölkerung aufzunehmen, wenn durch friedliche Mittel das einmal Erreichte nicht festzuhalten war. Denn man bedenke, was es sagen will, daß sie ein Reich von ca. 193 Millionen Einwohnern incl. Ceylon und ca. 77 Tausend Quadratmeilen unter ihre Botmäßigkeit brachten! Daß da trotz aller Gutmüthigkeit der ein-

geborenen Bevölkerung ein Krieg aus dem anderen sich entwickelte, ist natürlich, zumal es auch nicht an kriegerischen und räuberischen Völkerstämmen fehlt, wie es z. B. die Nachkommen der mohamedanischen Eroberer Indiens sind. Alle diese einzelnen Kriege, welche schließlich ganz Indien unter Englands Herrschaft oder Abhängigkeit brachten, wurden von der Compagnie nur ungern und wider Willen geführt, denn diese Kriege kosteten ungeheuer viel Geld, und die Compagnie wollte doch nur Geld verdienen: aber hierin bekundet sich wieder der praktische Scharfblick und die zähe Ausdauer der Engländer, daß sie keine Opfer scheuen, wo ihnen die Zukunft eine Vergütigung derselben und nebenbei lockenden Gewinn in Aussicht stellt.

Und ist denn wirklich dieser Gewinn ein so bedeutender? Man hört ja so oft es aussprechen, daß die Einnahmen des indischen Reichs die Ausgaben nicht einmal decken, wie ja auch erst in neuerer Zeit ein Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe im Budget hergestellt ist.

Wer die Vortheile, die England aus seinen indischen Besitzungen zieht, nach den Ziffern des Budgets berechnen will, der will sich doch wohl nur nicht eingestehen, daß die Trauben sauer sind. Was ist schließlich eine solche Zusammenstellung von Zahlen, als deren Facit im günstigen Falle kein Zuschuß des Mutterlandes auftritt, anderes, als „Sand in die Augen" für die übrige Welt, um den Neid, die Mißgunst fern zu halten. Aber selbst nehmen wir das Budget, wie es zu geschickter Täuschung Anderer gemacht wird, so werden aus den indischen Staatseinnahmen bezahlt in England an Zinsen für Actien der alten Compagnie, für englische Darlehne, an Pensionen pp. 5,2 Millionen Pfund Sterling. Ueber 26 000 Actionäre und Pensionaire mit einer Durchschnittsrente von 1600 Pfund Sterling

leben von den indischen Einkünften in England. Sehr bedeutende Summen werden von den englischen Offizieren und Beamten an Ersparnissen von ihrem enorm hohen Gehalt nach Hause geschickt. Der englische Ueberfluß an Capital findet in den industriellen Unternehmungen in Indien, namentlich den Eisenbahnen, die rentabelste und sicherste Anlage; ca. 80 Mill. Pfund Sterling sind in letzteren allein untergebracht, deren Actionäre fast ausschließlich in England leben.

In diesen Budget-Zahlen sind ferner alle diejenigen beträchtlichen Ausgaben für Bauten, Wegebauten und Canäle, Bewässerungen, Meliorationen von Landstrecken pp. mit einbegriffen, welche das dafür verausgabte Capital voll und reichlich später wieder direct oder indirect zurückliefern. Und was ist denn schließlich ein im Gleichgewicht befindliches Budget anderes, als eine nach Lage der Abgaben richtig abgewägte Besteuerung. Vor dem indischen Aufstand hatte nur auf dem Grundbesitz eine geringe Steuer geruht, Gewerbs- und Kaufleute, Banquiers, Capitalisten, Actiengesellschaften pp. trugen unmittelbar nichts bei zu den Staatsbedürfnissen: da bedurfte es für diese Klasse nur eines ganz gelinden Druckes an dem Steuerhebel, um die Einnahmen so reichlich fließen zu lassen, daß die in Folge des Aufstandes hoch aufgelaufene indische Schuld (1863: 107.5 Millionen Pfund Sterling) innerhalb dreier Jahre schon bis 85 Millionen reducirt war und außerdem noch ein Ueberschuß der Einnahmen sich ergab.

Aber abgesehen von dem allen, abgesehen auch davon, daß es doch an und für sich schon ein hoch anzuschlagender Gewinn ist, wenn das Mutterland in der Lage ist, einer großen Zahl seiner Reichsangehörigen im Auslande höchst einträgliche und angenehme Aemter und Stellungen anzuweisen, die im Mutter-

lande selbst in Wegfall kommen würden — und man bedenke, wie groß die Zahl der Beamten und sonstigen Angestellten in diesem großen Reiche ist: — was sind alle diese direct nachweisbaren Vortheile gegen die, welche sich daraus ergeben, daß der gesammte Productenreichthum des alten Wunderlandes Indien von Engländern nach England exportirt wird und die Fabrikate Englands nach Indien ihren Weg finden; wie ungeheuer ist der Gewinn, den der englische Handelsstand und die mit ihm in Verbindung stehenden Geschäftszweige aus dieser großartigen Handelsbewegung erzielen. Schon im Jahre 1869 betrug die Einfuhr 51 Millionen Pfund Sterling, die Ausfuhr 54 Millionen Pfund Sterling, und ist seitdem der weitere Aufschwung des Handels in rapidester Entwickelung begriffen. Einige wenige Daten nur sollen zeigen, wie gewaltig die Productionskraft dieses Landes ist, das mit dem feuchten tropischen Klima auch die reine Luft der Alpenlandschaft vereint auf den es durchziehenden und begrenzenden Höhen und Gebirgen. Bis zum Jahre 1760 wurde für ca. 7 Millionen Pfund Sterling Baumwolle in Indien gewonnen, heut beträgt die Production zwischen 40 und 50 Millionen Pfund Sterling, die Theeproduction stieg von 1852 bis 1865 um das Zehnfache, die Einnahme aus dem Opiumhandel (Monopol der Regierung) betrug im Jahre 1870 12 Millionen Pfund Sterling, die Einnahme aus dem Salz (ebenfalls Monopol) 6 Millionen Pfund Sterling. Worauf sich nur die Cultur legt, da zeigt sich sofort, wie reichhaltig und unerschöpflich die Productionskraft des Landes ist.

Wenn von den Schätzen Indiens die Rede ist, so denkt man wohl an Perlen, Gold und Edelstein, die dort mehr als sonst irgend in der Welt bei den reichen indischen Fürsten und

den Großen des Reiches, den Nabobs, zu finden waren, an solche Schätze denkt man, wenn man hört von den Pallastbauten der indischen Städte, und von dem Luxus, mit dem sich deren Besitzer umgeben, gehüllt in die Shawls von Kashmir, in die Seide von Benares und wandelnd auf den unnachahmlichen Teppichen von Maltan und Mirzapur. Aber so reich auch Indien an diesen Schätzen ist, was sind die Diamanten von Golkonda und in den Flußbetten des Mahanadi, des Krischna und Pennar, und wo sie sonst noch vorkommen, was sind die reichen Fundorte aller übrigen Edelsteine, namentlich auf dem Plateau von Mysore, auf Ceylon und der Coromandelküste, was sind die Perlen aus dem Golf von Manar, was endlich das Gold und Silber in den Flüssen und im Schooß der Gebirge gegen diejenigen Schätze, welche die Produktionskraft dieses gesegnetsten aller Länder zu Tage fördert? Jene Schätze werden erschöpft, sind schwer zu gewinnen, diese strömen in unerschöpflicher Fülle, und keiner besonderen Mühe bedarf es, um sie sich nutzbar zu machen.

Nur die wichtigeren Produkte und Ausfuhrartikel mögen hier aufgeführt sein, um einen annähernden Begriff zu geben von dem ungeheuren Gewinne, den der englische Handel davonträgt, darum, daß England rechtzeitig den Werth dieser Handelscolonie erkannte und alles daran setzte, um in den vollsten und alleinigen Besitz dieser Ländermasse zu gelangen. Es gelangen hauptsächlich zum Export: Baumwolle, Zucker, Caffee, Thee, Jute, Tabak, Salpeter, Indigo, Opium, Rum, Arrac, Sandel-, Eben-, Teakholz und andere feinere Hölzer, Gewürze aller Art als Zimmt, Muskat, Pfeffer, Gewürznelke, Cardemom, Ingwer, Reis, Sago, Arrowroot, Saffran, Camphor, Cassia, Palmried, Flachs, Hanf, Krapp, die verschiedensten Oele in

unglaublicher Quantität aus Lein, Sesam, Senf, Palmen (Palm-, Christi- und Cokosöl), ferner Castoröl, Rosenöl; Seide, Wolle in gröberen und feineren und hochfeinsten Sorten, wozu noch das Haar der Khashmir-Ziege kommt, Thierfelle, Büffel-Hörner, Häute, Talg, Guttapercha, Gummi, Harze aller Art, Gummigut zu Lackbereitung, Drachenblut, Gambier, die verschiedensten Droguen, Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter, Wachs, Zibeth, Moschus. Der Bergbau liefert namentlich Zinn und Steinkohlen.

Was sind im Vergleich zu solchen Einnahme-Quellen die außerordentlichen Unterstützungen, die das Mutterland resp. die Colonie aufzubringen hat, wenn in dem einen oder dem anderen dieser überreich bevölkerten Distrikte eine Calamität entsteht durch Mißwachs oder Dürre?

In diesem glücklichen Lande hält es nicht schwer, der Armuth zu steuern, denn die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen sind auf ein Minimum beschränkt. Einige Bambusstöcke und getrocknete Palmblätter sind hinreichend, die Wohnung zu bilden, die Kleidung verursacht keine Kosten, ab und zu ein Lappen von Baumwollenstoff ist für das jeweilige Bedürfniß ausreichend, und neben den überall wild wachsenden Früchten ist nur Reis die fast ausschließliche und allem anderen vorgezogene Nahrung. Dieses in den wasserreichen Gegenden, namentlich in Bengalen in solcher Ueberfülle zur Ernte kommende Nahrungsmittel gilt es, rechtzeitig in die heimgesuchten Distrikte zu befördern, und je mehr die Colonie es sich angelegen sein läßt, den großen Wasserreichthum des Landes durch Canalbauten in die der Dürre ausgesetzten Distrikte zu vertheilen, umsomehr wird das drohende Gespenst einer partiellen Hungersnoth an seinen Schrecken verlieren.

Man muß es der Colonie zum Ruhme nachsagen, daß sie es nicht an Eifer und praktischer Auffassung fehlen läßt, diesen Bedürfnissen vor allem gerecht zu werden, während freilich andererseits die großartigen bereits zur Ausführung gelangten und projektirten Anlagen von Canälen und Wasserstraßen, die Brücken- und sonstigen Bauten sehr bedeutend erleichtert werden durch die in Ueberzahl vorhandene menschliche Arbeitskraft und durch den äußerst billigen Arbeitslohn.

So geht denn Indien von Jahr zu Jahr unter einer talentvollen, richtig speculirenden Verwaltung einer stetig zunehmenden Blüthe und Prosperität entgegen, und nicht nur England bereichert sich mehr und mehr durch dessen Schätze, auch die eingeborene Bevölkerung trägt durch die Ausdehnung der Landeskultur, durch den aus dem ununterbrochenen Absatz der Landeskultur erzielten Gewinn großen materiellen Nutzen davon, daß sie unter englisches Scepter gekommen ist, wie andererseits durch die stetige Berührung europäischer Sitte, europäischer Rührigkeit und Intelligenz mit den starren Formen der indischen religiösen Anschauungen die geistigen Kräfte der einheimischen Bevölkerung allmälig gehoben werden, um dereinst befähigt zu sein, die staaren Fesseln des Kastenwesens abzustreifen, welche es verhindern, daß die Intelligenz, die hervorragende Kraft des Einzelnen hervorbreche und gestählt werde, um sich aufzuschwingen zum eigenen Heil und zum Nutzen Anderer. So vollführt England hier in Asien, indem es auf eigenen Gewinn ausgeht, zugleich eine der höchsten Culturaufgaben der Menschheit.

Verfolgen wir die Wege dieser gesunden, englischen Handels- und Colonialpolitik weiter, so sehen wir, wie ein Erfolg sich an den anderen reiht. Auf Indien und dessen Opiumproduktion

gestützt, gelang es England den Handel mit China und ganz Hinterindien zum größten Theil an sich zu ziehen und ihn auf die jetzige Höhe und Blüthe zu bringen — ein enormer Faktor zur weiteren Prosperität Englands! — wobei es nicht unterließ, sich die bestgelegensten Stapel- und Verkehrsplätze, sowie die strategischen Schlüsselpunkte, alter Gewohnheit folgend und mit den althergebrachten Mitteln, zu sichern. Den Birmanen wurden die Provinz Pegu mit dem trefflichen Hafen Ranpoon abgenommen, Penang, der Garten Hinterindiens, nebst Malakka und Singapore, sowie Hongkong in China wurden als unentbehrlich von ihren bisherigen Besitzern acquirirt, indem man die bescheidene Forderung durch Hinweise unterstützte, was im Nichtgewährungsfalle erfolgen würde. Da Borneo, eine Insel von der Größe der europäischen Hauptstaaten für die Zukunft sich zu reserviren lohnen dürfte, so wurde zunächst Labuan mit seinen in diesen Gegenden zumal so vortheilhaften Kohlenminen und um zunächst Fuß zu fassen, in den englischen Besitz übernommen.

Durch den Besitz von Vorderindien war es möglich geworden, der Flotte eine solche Entfaltung zu geben, daß sie als Beherrscherin auftreten konnte, jeglicher bescheidenen oder unbescheidenen Forderung den gehörigen Nachdruck verleihend, und hierdurch wurde wieder die Entdeckung Australiens herbeigeführt, ein Land, dem eine weitere glänzende Zukunft und Entfaltung noch vorbehalten ist.

Ueberschauen wir Englands Colonien im Ganzen, und erwägen wir dabei die sich hieraus ergebende Größe des Reichthums und dessen stetig zunehmende Entwickelung, ziehen wir alle Hülfsquellen Englands in Betracht, so werden wir mit Erstaunen erfüllt, daß ein kleiner Theil der teutonischen uns

stammverwandten Race sich zum Beherrscher fast aller Erdtheile aufgeschwungen hat. Es sind Engländer, welche Amerika seine heutige Gestaltung und Verfassung gegeben haben, es sind wieder dieselben, die den größten Theil Asiens theils direct theils indirect unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben, sie sind es wieder, die durch ihre Kriege mit Abyssinien und Ashantes ihren Einfluß in Afrika ausbreiten; sie sind es, die Aegypten unter ihren Einfluß gebracht haben, die im Süden Afrikas am Cap ihren Besitz immer mehr ausdehnen und nie um Vorwände verlegen sind, die angrenzenden Länder (Natal, Transvaal) zu annectiren, sobald ein lukrativer Gewinn dabei in Aussicht steht, wie solcher in neuerer Zeit die Entdeckung der Diamantfelder mit sich führte. Australien, der fünfte und neuest entdeckte Erdtheil ist ihre Colonie, und so erstreckt sich Englands Scepter über Länder und Völker, die mit England selbst in Vergleich gestellt, letzteres als verschwindend klein erscheinen lassen.

Was ist verglichen mit den heutigen Besitzungen Englands, die so vielfach angestaunte Weltmonarchie eines Carl V., was sind dagegen genommen die Eroberungen Alexander's des Großen? Den Traum dieses Helden, der nach ihm allen großen Potentaten mehr oder minder unrealisirbar erschienen ist, hat Englands Königin realisirt, als sie nach dem indischen Aufstande als Emperess of India ungetheilten Besitz nahm von diesem schönsten, fruchtbarsten und reichsten Lande der Erde.

Was übrigens den von den Engländern in so grellen Farben geschilderten Aufstand anbetrifft, so war derselbe keineswegs so schwierig zu bewältigen, als die Engländer es darzustellen belieben und es der Welt glauben machen möchten, oder sich selbst wohl gar einbilden. Der Aufstand war hervor-

gerufen durch die ungeschickte und herrische Behandlung seitens der englischen Officiere, welche zu verwöhnt und übermüthig geworden waren gegenüber den zu militairischen Zwecken geworbenen Muhamedanern. Die Hindus selbst sind zu einem Aufstande garnicht fähig, und ebenso, wie sie ein leichter Raub ihrer früheren muhamedanischen Eroberer geworden sind, ebenso wurden sie ein leichter Raub der Engländer, und alle Schwierigkeiten, die den Engländern in den Weg gelegt wurden und die dieselben aus ihnen wohl bekannten Gründen stets der übrigen Welt gegenüber viel größer und furchtbarer geschildert haben, als sie es in der That gewesen sind, verdanken ihre Entstehung einzig und allein der Anwesenheit der Muhamedaner auf indischem Boden. Schon der Umstand, daß 29 000 königliche Truppen und 20 000 Truppen der ostindischen Compagnie über das ganze gewaltige Reich vertheilt dem ersten wüthenden Anprall des Sturmes so lange Widerstand leisten konnten bei einer feindlichen Bevölkerung von 190 Millionen und ca. einer halben Million Haustruppen der indischen Fürsten, bis Verstärkungen aus Europa eintrafen, beweist, daß nur ein ganz geringer Theil der Bevölkerung an dem Aufstande reell betheiligt war, und wenn man erwägt, in wie kurzer Zeit und mit welchen verhältnißmäßig geringen Kräften der Aufstand unterdrückt wurde, und mit welchem wiederum verhältnißmäßig geringfügigem Apparat von Beamten und Truppen die ganze Verwaltungsmaschine dieses ungeheueren Reichs nunmehr im regelmäßigsten Betriebe erhalten wird, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß es keineswegs so schwierig ist, als man bei uns zu glauben geneigt ist, uncivilisirte Völker unter die Botmäßigkeit zu bringen, wenn man es eben richtig anfängt.

Wir wollen versuchen, dem Gebahren der Engländer, das so erfolgreich wirkt und deshalb so nachahmenswerth erscheint, noch etwas weiter nachzugehen, was uns um so leichter fällt, als es eben ein besonderes Characteristikum des englischen Wesens ist, daß sich dasselbe äußerlich überall und zu jeder Zeit in ganz gleicher Weise abspiegelt und geltend macht. Es geht alles nach einer bestimmten Schablone, und von dieser weicht der Engländer nicht ab, möge er in der City von London wohnen oder auf den fernsten und entlegensten Punkten der Erde. Es verdient noch einmal hervorgehoben zu werden, daß dies Festhalten an dem Hergebrachten, dies Sich- nicht- kehren an Andere, diese Consequenz im äußeren Auftreten ein sehr bedeutendes Moment ist unter denen, welchen England seine so vielfachen Erfolge im Auslande verdankt.

In Folge dieser Gleichmäßigkeit in der Ausführung eines bestimmten Vorhabens können wir irgend einen Punkt unter den englischen Besitzungen herausgreifen, um uns die erste Entstehung und die Weiterbildung einer englischen Colonie daran zu vergegenwärtigen. Nehmen wir an, der Ort der Festsetzung sei gewählt, so wird der günstigst gelegene Punkt mit der schönsten Aussicht ausgesucht für den Pallast des Gouverneurs und den ihn zu umgebenden Park, denn auch äußerlich sucht der Engländer durch gediegenen Prunk die Würde der Stellung zur Anschauung zu bringen.

Ebenfalls auf der Höhe und luftig gelegen werden in recht gesunder Gegend zu allererst Baracken (Kasernen) gebaut und mit ihnen zugleich ein Hospital mit jenen inneren Einrichtungen, in denen England bisher unerreicht dasteht. Denn jeder einzelne Mann des Truppencorps kostet gar viel, und es ist daher zweckmäßig, ihn gesund zu erhalten durch gute an-

gemessene Kleidung, gesunde, kräftige und dem Klima angemessene Kost, und ihn im Krankheitsfalle möglichst schnell wieder herzustellen. Auch erleichtert die rasche Anwesenheit der Truppen ja so sehr die weiteren Unterhandlungen über die Erweiterungen der Gebietsabtretung! Nächstdem wird in der Ebene ein schöner Platz ausgesucht, auf dem alsbald ein kurzgeschorener Rasen prangen wird, der unentbehrlichste aller Plätze: der Cricket-place, wo die jüngere oder reifere Jugend im sportsmäßigen Costüm sich in dem beliebten heimischen Spiel von der Damenwelt bewundern läßt, die entweder zu Pferde mit aufgelöstem Haar oder den Einspänner selbst kutschirend im hohen Chignon dem Spiel und den Spielern zuschauen.

Nicht minder wichtig ist die Auswahl des race-ground, des Platzes, wo die Pferderennen abgehalten werden, der etwas entfernter zu liegen kommt.

Doch der Engländer denkt keineswegs blos an Sport und Spiele, an Hunde und Pferde, an Jagd und Scheibenschießen, o nein, er denkt auch des Sonntags daran, daß er von Jugend an gewohnt ist, an diesem Tage in die Kirche zu gehen, und deshalb vergißt er nicht, nunmehr einen guten Platz auszuwählen, wo die «church» zu stehen kommen soll. Damit sind die Hauptpunkte gegeben, die nunmehr mit guten, breiten Wegen in Verbindung gebracht werden. Und was für Wege sind es! Solche Wege, mögen sie sich die Ebene entlang ziehen oder sich hinaufschlängeln in vielfachen Windungen auf den höchsten Gipfel des Berges (wie z. B. in Gibraltar), solche Wege verstehen nur die Engländer anzulegen, da man in England, wo alles reitet, alles fährt, die Pferde auszunutzen, aber auch zu schonen versteht und nebenbei nie den eigenen Comfort außer Augen läßt. Bald erheben sich nun zu Seiten der Wege, der freien

Plätze die verschiedensten Gebäude in palastartigem Styl, denn nicht der Abenteurer, nicht der Mittellose bildet das Hauptelement der englischen Auswanderung, sondern der vermögende oder wenigstens nicht unbemittelte Geschäftsmann strebt dahin, sein Vermögen zu vermehren, wo auch immer sich ihm die Gelegenheit dazu im Auslande bietet, und für gewöhnlich sind es die angesehensten englischen Firmen, welche alsbald in der neuen Colonie Filialen errichten. Deshalb sind alle Geschäfte von vornherein gut fundirt, aller Schwindel ist ausgeschlossen, und deshalb gewährt die Colonie alsbald in dem äußeren Anblick des »settlement« den wohlthuenden Eindruck englischer Gediegenheit und englischer Wohlhabenheit.

Durchstreifen wir nun die Straßen, so sehen wir wieder überall englisches Wesen und den Einfluß, den die Achtung vor dem Gesetz, die Ordnungsliebe des Engländers auch auf die fremde Bevölkerung ausübt. Mit derselben Gravität wie in England mit in gesetzter Würde sich äußerndem Selbstbewußtsein sehen wir die Constabler auf ihren Posten, seien sie nun gekleidet in den Turban des Indiers wie in Singapore oder versehen mit dem Zopf des Chinesen wie in Honkong: im Dienste Englands wird jeder Fremde alsbald ein Engländer im Denken, Empfinden und im äußeren Auftreten. Und wie verstehen es die Engländer, sich ihre Leute auszuwählen, welche Hünengestalten sind diese Wächter der öffentlichen Ordnung, wie sind dieselben gekleidet, wie fühlen sie sich aber auch in ihrer Würde, wie wird dies schon äußerlich bemerkbar durch die Sauberkeit ihrer Kleidung und die Sorgfalt, die sie auf dieselbe verwenden. Auch der eingeborene Soldat, möge seine Hautfarbe sein, welche sie wolle, vom dunkelsten Schwarz bis leichten Braun, wandelt umher, als hätte er in London unter

den Cameraden es studirt, wie sorgfältig dort die Haare bis nach hinten gescheitelt werden, wie das Käppi stutzerhaft aufgesetzt wird, wie das kurze Spazierstöckchen coquettirend getragen wird. Ueberall dieselbe Ordnung auf den Straßen wie in England selbst. Genaue Vorschriften an den Straßenecken besagen, wie viele Wagen oder Tragestühle nur dort halten dürfen, wehe dem, der die festgesetzte Taxe mehrfordernd überschreiten würde.

Die Tracht der Eingeborenen wird regulirt, wo etwa allzu große Nacktheit dem Auge des Europäers anstößig werden könnte, kurz Ordnung und Sitte herrscht überall. Und dieses Verfahren, mit Ruhe und Consequenz durchgeführt, verfehlt ihren Eindruck auf die eingeborene Bevölkerung um so weniger, als es dem Engländer durchaus fern liegt, derselben rauh zu begegnen oder gar sie kleinlich zu chikaniren. Er verlangt nur Arbeit für angemessenen Lohn, huldigt dem Sprüchwort „leben und leben lassen", ist nicht geizig oder habgierig, weit öfter freigebig, verschmäht es, die Armen und Unwissenden zu betrügen und um das Ihrige zu bringen, ist gewissenhaft im Geschäft*), zuverlässig in dem, was er verspricht. Keineswegs

*) Die deutschen Industriellen mögen darauf aufmerksam gemacht sein, daß man im Auslande den deutschen Waaren nicht traut, und noch weniger dem deutschen heimischen Lieferanten. Wenn beispielsweise ein Chinese Waaren nach Probe verkauft, so wird die Lieferung stets aufs genaueste der Probe entsprechen, das Gleiche ist mit den englischen Waaren der Fall, dagegen habe ich viel Klage gehört über das entgegengesetzte Verhalten der deutschen Lieferanten. Selbst das wiederholte Eintreffen probemäßiger Waare von guter Qualität sichert nicht, daß nicht eine nächste Sendung mehr oder weniger mangelhaft sei. Jeder deutsche Fabrikant sollte sich, um seine Fabrikate nach Asien abzusetzen, der größten Reellität und Gewissenhaftigkett befleißigen. Gute Waare, selbst theurer, erhält hier

sentimental in politischen Entwürfen oder allzu scrupulös in der Auswahl von Mitteln und Wegen, um kühne und lukrative Projecte erfolgreich zur Ausführung zu bringen, ist er doch im Verkehr mit den Einzelnen, gerade, offen, fern von aller Falschheit. In erster Reihe nur auf kaufmännischen Gewinn bedacht, läßt er alle unpraktischen philantropischen Ideen oder Gelüste bei Seite, deren gewaltsame Durchführung Andern schon so vielen Schaden gebracht hat, und vor Allem ist er gänzlich fern von irgend welchem Fanatismus, irgend welcher Bekehrungswuth. Nur Sonntags im häuslichen Kreise stimmt er wohl den Auslassungen eines weichherzigen Reverend gefällig zu oder macht den weiblichen Mitgliedern der Familie Versprechungen, sich für das Seelenheil der armen Eingeborenen zu interessiren; am Montag, sobald er die «Office» betritt, hat er diese Versprechungen längst vergessen, hat er für dergleichen Projecte keinen Sinn mehr. Seine sonntägliche Frömmigkeit ist eben, wie all sein äußeres Gebahren bei ihm, nur Gewohnheitssache.

Andererseits hält jener anständige Zug im Wesen des Engländers, jene Eigenschaft, welche er in erster Linie vom Manne fordert, und die er mit dem Ausdruck »gentlemanlike« bezeichnet, ihn ab, gegen die eingeborene Bevölkerung tyrannisch aufzutreten, sich Bedrückungen zu Schulden kommen zu lassen, oder die ärmeren Klassen wohl gar zu seinem Vortheil auszu-

---

stets den Vorzug vor der billigeren aber schlechteren. Die englischen Tuche z. B. sind viel theurer als die deutschen, aber „german cloth“ habe ich oft mit einem sehr verdächtigen Nebenbegriff aussprechen hören. Leider muß die große Zahl der reellen deutschen Firmen sehr darunter leiden, wenn von einzelnen weniger Gewissenhaften der nie zu billigende Versuch gemacht wird, mangelhafte Waare einzuschmuggeln.

beuten. Im Gegentheil fordert er strenge Unterwerfung unter die Ordnung des Gesetzes, so soll den Eingeborenen auch die Freiheit des Gesetzes werden: er wendet ihnen gern und willig die Wohlthaten des Gesetzes sowie seiner constitutionellen Freiheiten zu.

So bildet sich allmälig, wenn auch kein herzliches, doch ein vertrauendes Verhältniß aus zwischen ihm und der Bevölkerung; er wird geachtet, wenn auch nicht geliebt, und durch den stillen Einfluß, den sein consequentes, ruhiges und ordnungsmäßiges Verhalten auf die Gemüther seiner Umgebung ausübt, wirkt er erziehend nicht nur auf den Einzelnen, sondern auf die gesammte fremde und heidnische Bevölkerung, mit der er in Verkehr tritt.

Ist es nun nicht höchlichst zu verwundern, daß, während England seine Macht über alle Welltheile auszudehnen, so viele Ländermassen in seinen Besitz zu nehmen verstand, Deutschland, die stammverwandte Nation, ausgerüstet mit der gleichen Wanderlust, mit demselben kaufmännischen Sinn, demselben Fleiß und Speculationstrieb, im Besitze der nach England größten Handelsflotte, auch nicht einen Quadratfuß Erde außerhalb Deutschlands bisher zu erwerben verstanden hat?

Welches ist die Ursache, die dieser auffälligen Erscheinung zu Grunde liegt? Suchen wir dieselbe aufzufinden, indem wir wiederum einen Blick auf die Geschichte Europas werfen.

Alle hervorragenden Völker gründeten Colonien zur Zeit ihrer Glanzepoche, von denen einige, wie die Spaniens, zu Grunde gingen, jedoch nur, wie wir gesehen haben, weil durch Schuld des Mutterlandes die Keime des Gedeihens von Anfang an zerstört wurden und die auflösenden Elemente, die das einst so blühende Land Spanien selbst dem Ruin entgegenführten, auf

den Boden der Colonien verpflanzt wurden. Deutschland und Italien, beides Länder, welche vorzügliche Seeleute lieferten und noch liefern, haben ersteres gar keinen, letzteres nur geringen Antheil genommen an den Kampf um die Herrschaft zur See und den Besitz von Colonien. Der einzige Aufschwung nach dieser Richtung, den Deutschland nahm, erlahmte bald wieder. Die Zeit der Hansa war zwar glorreich, aber von kurzer Dauer.

Italien hat wenigstens die Glanzepoche Venedigs aufzuweisen, welches entscheidend zu jener Zeit in die Geschichte Europas mit eingriff. Dagegen haben selbst kleine Länder wie Holland, eine glorreiche Colonialgeschichte aufzuweisen, denn die Bedingung zur Herrschaft nach Innen und Außen ist unumgänglich die Einheit, und nur weil Deutschland und Italien zerrissen waren im Innern, konnten sie sich nicht betheiligen an den Kampf um die Colonien.

Frankreich, als es durch Richelieu und die in seinem Sinne arbeitenden Staatsmänner einig geworden, begann seinen Einfluß auf Asien und Amerika auszudehnen und erst durch die unsinnigen Bestrebungen Napoleons um die Herrschaft Europas verlor es seine Marine, die sich lange Zeit hindurch auf allen Meeren so berühmt gemacht hatte. Vielleicht wird auch Frankreich einst zu der Einsicht kommen, daß es gerathener und für seine eigene Wohlfahrt besser ist, die alten glorreichen Traditionen eines Dupleix und Anderer wieder aufleben zu lassen, dann werden ihm auch Männer wie Colbert wieder erstehen, um die Kräfte der Nation auf ruhmreiche Bahnen zu lenken, ohne daß es darum nöthig wäre, den Frieden der Nachbarn zu stören.

Holland, das den größten Theil seines Reichthums seinem

Handel und seinen Colonien verdankt, das selbst durch die ihm solcher Weise zugeführten Reichthümer den Mäcen der Kunst spielte, dessen Malerschule mit seinem Handel im engsten Zusammenhang stand, kann jetzt zwischen zwei Nachbarn, wie Frankreich und Deutschland, die seit der entschwundenen Glanzepoche Hollands an Kraft und Einheit gewonnen haben, wohl kaum mehr sich der Hoffnung hingeben, seine frühere einflußreiche Stellung als See- und Colonial-Macht völlig wiederzugewinnen.

England allein, seit Cromwell's Zeiten im Innern ruhig und centralisirt, war es vorbehalten, alle anderen Rivalen, die sich weder der Einheit noch der Ruhe im Innern erfreuten, von seinem Wege zu verdrängen.

Rußland, das seit Peter dem Großen einheitlich gestaltet, im Innern sich ruhig entwickeln konnte und in seinem Vordringen nach Osten so wesentliche Fortschritte gemacht hat, wird wohl im Laufe vielleicht weniger Jahrzehnte als Colonialmacht in Asien aufzutreten versuchen, denn die weiten Ländergebiete, die ihm im Norden Asiens gehören, mit der sparsamen Bevölkerung und dem rauhen Klima machen ihm die productenreichen Gegenden des südlichen Theils dieses Erdtheils um so begehrenswerther, um die Producte der verschiedenen Klimate auszutauschen und durch die Hebung des Handelsverkehrs jene nördlichen Districte einem größeren Wohlstande entgegenzuführen.

England hat das Bewußtsein dieser Intention, die schon seit den Zeiten Catharina's II. datirt und empfindet diese Gefahr stets und lebhaft; es fürchtet diesen Nebenbuhler mehr als man gewöhnlich für gut findet, es merken zu lassen, da Englands Waffen auf dem Lande ziemlich stumpf sind und so

manche Maßnahme der englischen Politik erklärt sich aus dieser Befürchtung.

Hiernach also hat Deutschland, nachdem es im Innern einig, nach Außen mächtig geworden und gefürchtet, im Besitz einer Flotte und, nachdem es voll eingetreten ist in eine Epoche von Glanz und Ruhm, die Bedingungen erreicht, die es zum Erwerb von Colonien und auch dazu befähigen, dieselben im Interesse des Mutterlandes und der eigenen Landeskunde zur vollsten Blüthe zu bringen.

Aus dieser gleichen Einheit und der daraus hervorgehenden gesunden Kraft Englands erklärt sich das feste und bestimmmte Auftreten desselben in Allem, wo es gilt, materielle Vortheeil wahrzunehmen, hieraus entspringt jenes stolze Selbstgefühl, das jeden einzelnen Unterthan der englischen Krone so lebhaft bewegt, hieraus erwächst dem Engländer seine Zuversicht, das Gefühl seiner Ueberlegenheit, das ihn oft rücksichtslos macht oder so erscheinen läßt, hieraus resultirt seine Selbstständigkeit, das Festhalten an dem, was die Heimath ihm bietet, denn eben diese läßt ihn nichts entbehren, läßt ihm nichts zu wünschen übrig. Und stellen wir ihm andererseits den stammesverwandten Deutschen gegenüber, ausgerüstet mit all denselben Eigenschaften des Charakters, welche jenem ein solches Uebergewicht nach Außen verschaffen, so können wir uns das entgegengesetzte Auftreten der ersteren im Verkehr nach außen wiederum nur durch die bisher mangelnde Einheit und das aus diesem Mangel hervorgehende Gefühl der Schwäche erklären. Deshalb verbarg der Deutsche seine Nationalität im Auslande und nahm alsbald fremde Sitte und Sprache an, um ein Anderer zu erscheinen, als er ist; deshalb drängte er sich so wenig hervor, wo doch seine Talente, seine Begabungen, sein

Fleiß ihn würden zum Wettkampf befähigen: nur durch stilles, fast heimliches Wirken erntet er die Früchte seiner überlegenen Ausdauer und Intelligenz; deshalb ist er so nachgiebig, so demüthig, so wenig voll Selbstvertrauen. Die Schätze, die auf der Straße liegen: ein Anderer mag sie wohl aufheben, er wagt es nicht, und seufzend wendet er sich ab, wenn er sieht, daß ein Dritter die Hand danach ausstreckt.

So war es auch bisher mit den Colonien. Wohl sieht er und überschaut die Früchte, welche anderen Nationen aus der richtigen Verwerthung derselben erwachsen, wohl empfindet er es schmerzlich, daß die Kräfte des Vaterlandes überall zerstreut im Auslande nur dem fremden Staatswesen zu gute kommen, aber dennoch spricht er ängstlich, was sollen wir mit Colonien? (Er fürchtet, „Nasenstüber"). Für ihn ist ja das Gute nicht geschaffen, ihm mangelt das Selbstvertrauen, sich ebenbürtig Andern an die Seite setzen zu können, oder gar in einen Wettkampf einzutreten, um als Sieger daraus hervorzugehen.

In einer mir vorliegenden Hamburger Broschüre vom Jahre 1867, worin sich der Verfasser ebenfalls gegen Colonien sowie gegen Erweiterung der deutschen Flotte ausspricht, wird auseinandergesetzt, daß jeglicher Schutz, den die Heimath dem Kaufmann in der Fremde gewähre, völlig überflüssig, ja schädlich sei, denn wenn jener des Schutzes bedürfe selbst unter wilden und uncivilisirten Völkerschaften, dann sei er diesen gegenüber nicht bescheiden und höflich genug gewesen, dann habe er sich noch nicht genugsam gebückt und gedrückt, und daher sei ihm die Strafe ganz recht ꝛc.

Das ist zwar echt partikularistisch empfunden, aber glücklicherweise sind denn doch dergleichen ängstliche, unterwürfige und kleinlich

empfindende Gemüther selbst in Deutschland nur in vereinzelten Prachtexemplaren anzutreffen.

Heutzutage indessen, nach den Erfolgen, die wir seitdem davongetragen, nachdem die Einigung Deutschlands erfolgt, und das Deutsche Reich wieder erstanden, nachdem die Mitwelt Deutschland und die Deutschen würdigen, achten und bewundern gelernt hat, heut hat auch der Deutsche im Auslande schon richtiger zu empfinden und eine würdigere Sprache zu sprechen gelernt, und was er als Kaufmann bis dahin nur heimlich wünschte, ohne es sich recht einzugestehen und wogegen von anderer Seite vielfach protestirt wurde, dafür tritt er jetzt auch schon offen ein: daß nämlich auch für Deutschland und seinen Handelsstand der Besitz von entsprechend günstigen Colonien vortheilhaft und wünschenswerth sei.

Dies Bedürfniß macht sich zunächst fühlbar für den im Ausland befindlichen und dort angesessenen deutschen Geschäftsmann. Zwar hat sich derselbe eine höchst achtenswerthe Stellung errungen, sein eiserner Fleiß, seine Sparsamkeit verschaffen ihm sogar ein gewisses Uebergewicht über seine ausländischen Concurrenten, allein er ist und bleibt eben nur Geschäftsmann: d. i. Speculant. Eine einzige Geschäftsstockung, eine Crisis, wie solche die Handelswelt öfter durchzumachen hat, und ach! wie viele unserer Landsleute verlieren da und haben verloren die Früchte ihres langjährigen Fleißes, denn ihnen fehlt die gesunde Unterlage zum Geschäft, das Capital mit dem die Söhne Englands arbeiten, und dieses Capital gewannen sie erst aus ihren Colonien. In diesen letzteren ist der englische Ausgewanderte nicht nur Vermittler der Handelsgeschäfte, sondern auch Producent und Industrieller. Eine mißrathene kaufmännische Speculation findet ihren Ausgleich in dem sicheren Gewinn,

den die Bodenkultur und die auf ihren Erträgen beruhenden Industrien abwerfen, und in den meisten Fällen wendet sich erst das auf diesem sicheren Fundamente großgezogene und großgewordene Capital dem oft schnelleren aber unsicheren kaufmännischen, speculativen Erwerb zu.

Deshalb bedarf es deutscher Colonieen, auf denen der deutsche Ackerbauer seinen Fleiß einsetzen, wo der intelligente Kaufmann unter dem Schutz der heimischen Gesetze seinen industriellen Unternehmungen das äußere Gedeihen sichern, wo er der Concurrenz des abundirenden ausländischen Capitals erfolgreich begegnen kann, um selbst Capital zu erlangen, auf dieselbe Stufe anzukommen, die vor ihm Andere längst erklommen haben.

Selbstverständlich giebt es auch im Auslande genugsam deutsche Firmen, namentlich unserer großen nordischen Hansastädte, denen die solide Basis des reichlich vorhandenen Capitals nicht fehlt, allein um diese verschwindend kleine Minderzahl handelt es sich nicht gegenüber denen, deren Erbe nicht in Millionen oder Hundderttausenden besteht, sondern die auf ihren Mutterwitz und auf ihren Fleiß allein angewiesen sind.

Die Frage über Colonialbesitz steht in so engem Zusammenhang mit der Auswanderung, daß wir auch diese Frage in Kürze in den Kreis unserer Besprechung mit aufnehmen müssen.

Es ist wohl ein Zeichen von der gewaltigen inneren Triebkraft Deutschlands, daß dessen Söhne in allen Ländern der Erde anzutreffen sind und der dort einheimischen Bevölkerung, die unter so viel günstigeren Verhältnissen dem Erwerb obliegt, so vielfach den Rang ablaufen. Von anderer Seite hat man dagegen wohl geltend zu machen gesucht, daß es ein Zeichen der Schwäche sei, wenn ein Land seine Bewohner nicht soweit

befriedigen könne, daß diese anderwärts ihr Auskommen zu suchen sich veranlaßt fühlen.

Ohne hierüber zu rechten, — denn es muß im Allgemeinen zugegeben werden, daß Deutschland im Ganzen genommen wegen seiner Bodenbeschaffenheit und seiner klimatischen Verhältnisse eine sehr dichte Bevölkerung kaum verträgt, — läßt sich doch nachweisen, daß neben einer durch andere Ursachen bedingten stetigen und bedeutenden Zunahme der Bevölkerung die Hauptursache der deutschen Auswanderung in einem regen Wandertrieb besteht, der den Völkern der teutonischen Race besonders eigenthümlich ist, ein Trieb, der durch nichts zu unterdrücken ist, und der deshalb die Engländer aus ihrem reichen Lande ebenso in die Ferne treibt — zum Glück für sie in ihre Colonien — wie er den Deutschen vereinzelt in alle Welttheile schleppt. Aber daß er hier sich nicht verliert, daß er nicht untergeht individuell, sondern daß er es überall versteht, sich aufzuschwingen, das ist sicherlich ein Zeichen, daß die Pflanze, bevor sie versetzt wurde, auf einem guten Boden erwuchs, in fruchtbarem Erdreich groß gezogen wurde, und deshalb ist der obige Ausdruck von der gewaltigen inneren Triebkraft Deutschlands wohl gerechtfertigt.

Doch welchen Gewinn zieht die Heimath, daß sie es sich angelegen sein ließ, für die Erziehung und gedeihliche Entwickelung derer zu sorgen, die ihr nachher den Rücken wenden? Die Selbstkosten der Arbeit, also diejenigen Kosten, welche die Ernährung und Erziehung jedes Individuums bis zu dem Zeitpunkt verursachen, wo es befähigt ist, selbständig für sich weiter zu sorgen und die Früchte der Erziehung zu ernten, diese Selbstkosten der Arbeit sind ein geliehenes, nur vorgeschossenes Capital, das — soweit die Staatseinrichtungen dabei betheiligt sind, und dies ist vielfach der Fall — auch an den Staat,

sowie theilweise an die in der Heimath zurückbleibenden Angehörigen vom nationalökonomischen Standpunkte aus verzinst und zurückgezahlt werden muß. Und woran liegt es, wenn dies zum größten Theil nicht geschieht? an dem Mangel an Colonien.

Für Staaten, welche keine oder nur eine sehr geringfügige Auswanderung haben, wie z. B. Rußland, Italien, Spanien: für diese haben Colonien mehr einen relativen, handelspolitischen Werth, sie sind lediglich glückliche Erwerbs- und Einnahmequellen; für Deutschlands Bevölkerung mit dem Wandertriebe hingegen sind sie von tieferer national-ökonomischer Bedeutung, was man bisher nur zu sehr übersehen hat.

Wie das Beispiel Englands uns deutlich zeigte, mit welcher verhältnißmäßig geringen Zahl von Individuen eines civilisirten Volkes ganze Länder und Erdtheile — man denke an Australien! — botmäßig und nutzbringend gemacht werden können, so liefert dieses auch wiederum den Beweis, daß die Auswanderung, über deren Ursache, Bedeutung und rückwirkende Kraft noch so viele widersprechende und zum Theil irrige Ansichten im Schwange sind, die Bevölkerung des Mutterlandes nicht nur nicht lichtet, sobald sie in richtige Canäle geleitet und durch Colonien nutzbar gemacht wird, sondern daß im Gegentheil durch die dem Mutterlande zufließenden Erzeugnisse der Colonien, den daran geknüpften Handel und die damit Hand in Hand gehende Entwickelung der einheimischen Industrie die Lebensbedingungen im Mutterlande erleichtert, durch die Hebung der Cultur die Bevölkerungsverhältnisse daselbst besser geregelt wurden, eine Expansion der Bevölkerung dadurch herbeigeführt und durch alles dies die Vermehrung derselben in ersichtlichem

Maße gefördert wird. Die Bevölkerung Englands hat sich durch die starke Auswanderung nach statistischen Nachweisen nicht vermindert, sondern vermehrt, die gelichteten Reihen haben sich von selbst wieder ergänzt, und der durch Adie uswanderung entstandene Ausfall ist leicht gedeckt worden, da durch die Entwickelung des Handels und der damit verbundenen Industrien und sonstigen Erwerbsquellen aller Stände das Leben und die Fortpflanzung erleichtert wurde.

Frankreich und Spanien, beides Länder, welche keine namhaften Colonien haben, und welche nur eine geringe, Spanien fast gar keine Auswanderung aufzuweisen haben, zeigen dem Statistiker in Bezug auf Bevölkerung und Fortpflanzung entschieden viel ungünstigere Resultate auf als England, dessen Söhne im verflossenen und im laufenden Jahrhundert sich in allen Welttheilen zerstreut haben.

Wir Deutsche selbst haben durch unsere Auswanderung die englischen Colonien und ebenso Amerika in Aufschwung gebracht, und wenn auch indirect unser Handel durch die in den Colonien oder sonst im Auslande ansässigen Deutschen viel gewonnen hat, so ist doch andererseits ein großer Theil der Vortheile, welche aus deutscher Auswanderung entstanden, den fremden Ländern und nicht dem Mutterlande zu gut gekommen.

Der Auswanderung in großem Maße zu steuern, würde unmöglich sein, selbst wenn es versucht werden sollte, zumal bei dem Vorhandensein des schon erwähnten Wandertriebes unserer Nation, der heutzutage durch den so ausgedehnten schnellen, leichten und billigen Dampfschiffsverkehr so sehr unterstützt wird, und so lange im fernen Osten und Westen noch Länder vorhanden sind, deren Bodenbeschaffenheit und Umfang dem Auswanderer verlockende Aussichten bieten, mögen diese

Aussichten sich nun auch oft als trügerisch erweisen. Immerhin also gehen dem Mutterlande alljährlich viele Kräfte verloren von solchen, die mit ihrem Loose in der Heimath nicht zufrieden sind, oder die es sich in der Welt versuchen wollen, und die um so eher von andern Staaten für sich dienstbar gemacht werden und in kurzer Zeit zu den besten Staatsbürgern ihres Adoptiv-Vaterlandes gehören, als es in der Natur des Deutschen liegt, die neue Sprache schnell zu erlernen, die fremden wenn auch verwandten Sitten schnell und gern anzunehmen und den staatlichen wie communalen Einrichtungen der neuen Heimath ein thätiges Interesse zuzuwenden.

Wie Viele der Großen Amerikas oder der Reichen Australiens, die sich heute als Sprößlinge der anglesächsischen Race geriren, haben deutsches Blut in den Adern, denn leider ist es ein auf die frühere Zerrissenheit unseres Vaterlandes zurückzuführender übler Zug des deutschen Wesens, im Auslande schnell das Deutschthum abzustreifen und zu vergessen. Wenn auch die Sprache der in fremden Ländern und Welttheilen ansässigen Deutschen sich noch ein oder zwei Generationen hindurch erhält, die Sitten und Anschauungen der Heimath verlieren sich schnell und gehen über in die der sie umgebenden Colonisten angelsächsischer Abstammung, und so sehen wir heute die besten und treusten Söhne Amerikas, die reichsten und einflußreichsten Kaufleute der englischen Colonien, ja selbst Englands, die nur noch durch ihre Namen, nicht aber durch Sitten oder durch Sympathien für das Geburtsland ihrer Väter die deutsche Abstammung verrathen.

Man hat von anderer Seite als einen Hauptgrund der deutschen Auswanderung die Militair-Dienstpflicht hinzustellen gesucht, namentlich wird dieser Grund von denen geltend gemacht,

welche für Volksheere schwärmen oder höchstens die einjährige Dienstzeit bewilligen möchten. Ich halte diesen Grund — von einzelnen seltenen Ausnahmen abgesehen — für vollständig falsch, denn nicht der Wunsch, sich der Dienstpflicht zu entziehen, bewegt die militairpflichtige Jugend in ihren Auswanderungsgelüsten, sondern diese machen sich deshalb in diesen Jahren so leicht geltend, weil gerade in dem militairpflichtigen Alter der Trieb sich selbständig zu machen, und die Lust, in die weite Welt hinauszuziehen, den „Kampf ums Dasein" mit fröhlichem Muthe und einem gewissen Siegesbewußtsein auszuführen, am meisten rege ist. Durch diesen letzteren Trieb wird gewissermaßen nur das Gefühl der Verpflichtung gegen das Vaterland unterdrückt oder zum Theil erstickt. Nur diesem Triebe allein folgt der junge Abenteurer, nicht aber bewegt ihn die Furcht vor dem Zwang der Dienstpflicht, denn in diesen Jahren fürchtet man sich nicht vor einem bischen Zwang, und das Gefühl, die „Lust, Soldat zu sein", in des Königs und des Kaisers Rock aus einem nicht als voll angesehenen Burschen nunmehr plötzlich als ein Mann hervorzugehen, dem das Auge der Schönen williger folgt, als in dem groben Bauernkittel — und was giebt man nicht um die Bewunderung der Schönen in diesen Jahren! — dabei vielleicht erlöst zu werden aus dem Zwang des Elternhauses, der mehr oder minder immer besteht: dies Gefühl, diese Sehnsucht überwiegt wohl bei Weitem das Gefühl der Aengstlichkeit, das wohl nur verwöhnte und verweichlichte Muttersöhnchen beschleichen und anhalten könnte, sich der Pflicht gegen das Vaterland zu entziehen. Und wie sollte der Sohn wohl auf die Idee kommen, daß die Dienstpflicht etwas so schlimmes sei, wenn ihm dies nicht im Elternhause, im Kreise der Bekannten in dieser Art

hingestellt würde? Doch welche Kreise sind dies wohl, die von derartigen Gefühlen bewegt würden und denselben ihren Kindern gegenüber Ausdruck gäben?! Lassen wir die einzelnen Unzufriedenen und blicken wir auf die große Masse die zu längerer Dienstzeit verpflichtet sind. Bei diesen bildet die militairische Tradition das Gespräch in der Bauernstube wie in der Schänke, denn fast ausnahmslos sind die Väter Soldat gewesen, und da es in der menschlichen Natur liegt, daß die Erinnerung an vergangene Mühsale leicht und völlig schwindet, während das Angenehme allein in der Erinnerung haftet, so werden die Söhne sicherlich von diesen nichts hören, was ihnen die Lust benehmen könnte, auch dereinst Soldat zu sein, denn gern wird der sorgende und dem Alter entgegen gehende Familienvater in seinen Erzählungen der Zeit gedenken, wo er als schmucker Bursche etwa vor hohen Personen, vielleicht gar vor seinem Landesherrn in Parade gestanden, wo er Lob und Anerkennung von seinen Vorgesetzten erntete, wo es heiß herging im kühnen männlichen Ringen, oder wo er von blitzenden Augen gesucht wurde, und wo er mit aller Lust der Jugend seine Schöne zum fröhlichen Tanze führte.

Abgesehen von dem Verlust an Kräften, welche durch Colonialbesitz für Deutschland erhalten und ausgenutzt werden könnten, kann die Auswanderung selbst nicht als ein besonderes Uebel aufgefaßt werden, wie es häufig geschieht. Die Naturgesetze regeln ebensosehr das Leben der Völker wie das der Individuen, und wie ein kräftig angelegter Körper die überflüssigen oder schädlichen Säfte ausscheidet, so scheidet auch ein Land, ein tüchtiges Volk dasjenige aus, was an dem Mark des Lebens nur zehren würde, ohne im Stande zu sein, ernährend oder nutzbringend zu wirken.

Die deutsche Urkraft, übernommen aus der frühesten Zeit unserer Vorfahren, gestählt durch den Kampf ums Dasein in einem Lande, das die volle Arbeitskraft jedes Einzelnen erfordert und wachruft wegen seines nicht sehr ertragreichen Bodens und seines mehr rauhen Klimas, macht sich auch darin so in die Augen fallend bemerkbar, daß die Bevölkerung stetig wächst in einem Maße, mit welchem die Ernährungsfähigkeit des Landes selbst nicht Schritt halten kann. Deshalb wurde es nöthig, um einer Uebervölkerung und dadurch dem Entstehen eines übermäßigen Proletariats vorzubeugen, daß jener Wandertrieb erstand, denn die Natur hilft sich auf die eine oder die andere Weise. Ohne diesen würde die Sterblichkeit im Lande durch das Aufkommen des Proletariats vermehrt, die Zahl der Geburten verringert worden sein, oder es hätte sich die Natur in anderer Weise geholfen, das Zuviel bei Seite zu schaffen etwa durch Entstehung von Seuchen, welche das Ueberflüssige schnell hinwegraffen. Wie sehr die schaffende Natur die Bevölkerungsverhältnisse regelt, das zeigt ein Blick auf das dichtbevölkerte südliche Asien: dort ist kein Wachsthum mehr der Bevölkerung, sondern dieselbe hält auf dem gleichen Niveau, weil die Nährkraft des Landes durch die Ueberzahl der Bevölkerung eine weitere Vermehrung der letzteren nicht mehr verträgt. Würde dagegen die Auswanderung aus Deutschland üble Lücken im Lande gerissen haben, so würde schon längst eine Einwanderung von anderer Seite erfolgt sein, denn die Natur duldet keine leeren Räume, ausgenommen da, wo die Bedingungen zum Gedeihen überhaupt fehlen. Auf die Wechselwirkungen zwischen Auswanderung und daraus hervorgehender Vermehrung der Population durch Verbesserung der Lebensverhältnisse haben wir schon im vorhergehenden verwiesen.

Es ist ferner eine vielfach verbreitete, aber nicht immer zutreffende Ansicht, daß durch die Auswanderung dem Heimathlande außer den Arbeitskräften bedeutende Capitalien entzogen werden. Im Großen und Ganzen wird in anderer Weise wieder eingebracht und fließt dem Heimathlande wieder zu, was anscheinend demselben durch die Auswanderung entführt wird. Wählen wir einige Beispiele, um dies klar zu machen.

Der deutsche Geschäftsmann, welcher sich im Auslande niederläßt, arbeitet mit seinem Capital nicht nur für seinen Vortheil, sondern auch sehr bedeutend im Interesse der Heimath, denn die Bande mit derselben werden nicht durch die Auswanderung oder Niederlassung völlig gelockert oder aufgehoben. Schon weil seine Verbindungen in der Heimath ihm dies erleichtern, die er daselbst hat und unterhält, wird er sich bemühen, deutsche Fabrikate im Auslande umzusetzen. Dadurch wird die einheimische Industrie gehoben, indem ihr die Absatzgebiete erweitert werden, der Handel belebt wird, und dieser Vortheil, die Einnahmen, die hieraus dem Lande und dem Staate erwachsen, sind viel bedeutender, als das momentan entführte Capital des Geschäftsmanns, das, nachdem es im Auslande vermehrt, doch vielfach wieder zurückkehrt in die alte Heimath, denn wenn auch der Ackerbauer, der Landwirth, der Handwerker in der fremden Erde vielfach völlig Wurzel faßt, den Geschäftsmann zieht es doch meist wieder nach der alten Heimath zurück, wo seine Freunde und Verwandte geblieben, sobald die zunehmenden Jahre oder sonstige Verhältnisse ihn veranlassen, die Arbeit einzustellen, um die im Auslande gewonnenen Früchte seines Fleißes nunmehr in Ruhe zu genießen.

Die rüstige jugendliche Kraft, die im Auslande ein besseres Fortkommen sucht, der Lohnarbeiter, der kleine Handwerker, sie

ziehen fast alle hinaus ohne Capital, froh, so viel erspart zu haben, um die Kosten der Ueberfahrt decken zu können, und nur die vermöglichen Ackerwirthe würden in Betracht kommen, deren Capital der Heimath größtentheils verloren geht, doch sind der Letzteren nicht viele.

Würde dagegen dies Capital sich einer einheimischen Colonie zuwenden können, so würde dasselbe freilich fast ausschließlich im Interesse der Heimath zu wirken im Stande sein.

Australien ist hiefür ein passender Beleg. Das Capital, welches dorthin gezogen wurde, welches aus den Goldminen sich bildete und nachträglich durch die Landeskultur, durch Ackerbau und Viehzucht sich consistirte und mehrte, dies Capital ist für das Mutterland England nicht nur nicht verloren, sondern wirkt enorm in dessen Interesse.

Um nur eines herauszugreifen: wie großartig ist die Entwickelung des australischen Handels, der sich hauptsachlich nur nach den englischen Häfen zieht, denn nach England, dem Mutterlande, werden alle die abundirenden Produkte der australischen Landwirthschaft verschifft. Welchen Gewinn zieht nicht England schon durch die Produktion und die Zuführung der australischen Wollen, ja wie einflußreich für alle Verhältnisse auf dem europäischen Continent ist alldein iese so massenhafte Wollproduktion und deren billigere Zufuhr geworden!

Als Australien entdeckt war, da sprach man auch in England wie heute bei uns, wenn es sich um Colonialbesitz handelt: „was sollen wir mit dem so entfernten Besitz? Wer wird wohl „dahin ziehen wollen, wohin zu gelangen so viel Zeit und Kosten „erfordert, wo das Land so wüste und unbekannt, wo vielleicht „das Klima ungesund und verderblich, wo nur Wilde hausen, „wo keine Hülfe und Zufuhr von außerhalb die Existenz der

Ansiedler erleichtert?!" Aber England, schlau wie immer, huldigte dem Grundsatz, „nehmen und festhalten, was man bekommen kann", und so nahm es denn ohne Widerspruch zu finden oder zu achten, das ganze bis dahin nur zum kleinsten Theil entdeckte Land mit den zugehörigen Inseln und Inselgruppen, einen ganzen Erdtheil, in Beschlag, obwohl es zunächst noch nichts anderes mit demselben anzufangen wußte, als einzelne ungefähr erforschte Gebietsstrecken des bis zur Stunde nicht völlig explorirten Landes als Deportationsplätze für Verbrecher zu benutzen. Dieser unbesonnene Schritt, welcher die Ausnutzung Australiens und seiner Hülfsquellen lange Zeit hindurch hemmte oder wenigstens erschwerte, war noch eine Folge früherer Traditionen, von denen sich das sonst so liberale und vorausblickende England zu damaliger Zeit noch nicht hatte frei machen können. Als jedoch die Goldfelder Australiens vor einigen Jahrzehnten entdeckt wurden und dadurch die Aufmerksamkeit aller Auswanderer der alten Continente auf dieses Land gezogen wurde, da war die Zukunft Australiens mit einem Schlage gesichert. Von der Aussicht auf großen Gewinn gelockt zogen viele hin nach dem neuen Eldorado, und wenngleich die Mehrzahl von diesen sich in ihren Hoffnungen in Bezug auf das mühelose Auffinden von großen Goldklumpen und den schnellen Erwerb von Reichthümern sehr enttäuscht sahen, so fanden sie doch fast Alle hinreichende Entschädigung ihrer Mühen in den großen fruchtbaren Strecken des neuen Erdtheils und deren Urbarmachung. Gern blieben sie nun in dem Lande, das sie nach kurzer Ausnützung wieder zu verlassen gedacht hatten, und das ihnen schnell eine neue Heimath wurde, denn sie fanden, daß jede Anstrengung ihnen Gold in die Hand führte, ohne daß es nöthig war, solches in den Minen zu suchen.

Wie Californien, so ist auch Australien zunächst durch seine Goldminen in Aufnahme gekommen, aber nicht diese haben jene Länder reich und blühend gemacht, nicht diese die Goldsucher zur Wohlhabenheit gebracht, sondern durch Ackerbau und Viehzucht, die Fundamente alles nationalen Gedeihens, sind auch sie in kurzer Zeit zu höchster und ungeahnter Blüthe gebracht, denn wo noch vor 3 bis 4 Jahrzehnten Wüsteneien waren, auf denen wilde Eingeborene umherschweiften, da sehen wir heute lachende Fluren der Ernte entgegenreifen, schmucke Heerden auf üppiger Weide sich tummeln, blühende Städte sich glanzvoll erheben und den Geschäftsmann in eifriger, gewinnentsprechender Arbeit den Ueberfluß der Produktion in seine Speicher oder in den Rumpf der Schiffe verladen.

Man hat zwar mit Bezug auf Australien als einen Einwand gegen den Colonialbesitz geltend zu machen gesucht, daß dieses Land nur in einem losen Verbande mit dem Mutterlande stehe und sich wohl dereinst ganz von ihm ablösen und als selbständiger Staat hinstellen werde, es seien somit gewissermaßen die Kosten der Erziehung weggeworfen.

Was nun die Kosten anbetrifft, die dem Mutterlande aus der ersten Pflege der zu gründenden Colonie erwachsen, so verhält es sich mit diesen ungefähr so, wie mit denen, welche z. B. dem auswärtigen Amt aus der Besoldung der consularen Vertretung im Auslande entstehen. Anscheinend erwachsen dem Staate nur Kosten, daß es sich der Landsleute im Auslande annimmt und für deren Interesse sorgt, was aber diese Fürsorge anderweitig durch Vermehrung der Handelsbeziehungen dem Staate wiederum einbringt, das läßt sich zwar weniger genau auf Heller und Pfennig berechnen, ist aber jedenfalls viel bedeutender als die geleisteten Ausgaben, denn das Interesse

des Einzelnen ist immer zugleich das Interesse des Staats. Prosperiren die einzelnen Staatsangehörigen, so prosperirt auch der Staat, gelangen jene zu Wohlhabenheit, so fehlt es auch diesem nicht. So lange die Einnahmen zur Bestreitung von Ausgaben reichlich fließen, ohne daß die Steuer als ein wirklicher Druck empfunden wird, so lange kann jede derartige Ausgabe nur als ein Mittel gelten und angesehen werden, die Einnahmen zu vermehren.

Aber wäre der Verband der Colonie mit dem Mutterlande auch noch so locker — und bleiben wir als einem geeigneten Beispiel bei Australien stehen —, wurzelt denn nicht der in Australien eingewanderte Engländer mit seinen Familienbeziehungen und theilweise seinen Interessen dennoch im Mutterlande, wendet er diesem nicht seine Sympathien, seine Hülfe und Unterstützung zu, wenn es nothwendig werden sollte, fördert nicht die Gemeinschaft der Abstammung auch daß geschäftliche Interesse in hohem Maße? Und wenn dies Alles nicht in's Gewicht fallen sollte, ist es denn nicht an und für sich ein Großes, wenn ein Land seine Kinder selbständig, reich und begütert gemacht hat, auch wenn von deren Reichthum nichts an dieses zurückfallen sollte? Ist dies nicht die höchste und edelste Aufgabe jedes Staates, wie jeder Familie?

Wir haben bisher nur den Nutzen des Colonialbesitzes nachzuweisen und hervorzuheben gesucht, ohne die von anderer Seite dagegen geltend gemachten oder zu machenden Einwände im Einzelnen zu widerlegen, allein wir sind nicht in der Lage, dies thun zu können, weil diese Einwände noch von keiner Seite bestimmt formulirt worden sind. Allgemeinen Redensarten ist schwer beizukommen, wie z. B.: „was für den Einen paßt, paßt nicht für den Andern", „für Deutschland

liegen die Verhältnisse ganz anders", oder „wir haben bei uns zu Hause genug zu thun, unsere Kräfte zusammenzuhalten, genugsam Schildwach zu stehen, genugsam Ausgaben zu leisten: wozu unsere Kräfte zersplittern, wozu unseren Feinden Gelegenheit geben, uns außerhalb unserer heimischen Grenzen anzugreifen, wozu unser Geld in fremde Erdtheile tragen!" Das klingt alles recht vernünftig und treffend, und fällt gar noch ein Schlagwort dazwischen wie „Großmachtskitzel", „nutzlose Spielerei", so fühlt sich die große Mehrzahl derer, denen an der Sache selbst gelegen, auf den Mund geschlagen. Allein wir unsererseits geben nichts auf allgemeine Redensarten, sondern verlangen, wenn wir uns widerlegt fühlen sollen, eine vollgültige Beweisführung für unsere gegentheilige Ansicht. Auch die schon einmal von uns erwähnte Broschüre thut den Gegenstand mit der allgemeinen Phrase ab, daß „die Nachtheile des Colonial-Systems von den kenntnißreichsten, erfahrensten und einsichtsvollsten Männern öffentlich geschildert sind". Schließlich indessen wird als schlagender Beweis hierfür die Ansicht eines „der bedeutendsten holländischen Kaufleute und Rheder" aufgestellt, daß, falls wir Colonien besäßen, die Söhne der Handelsfirmen, sobald sie in's Ausland gingen, es vorziehen würden, sich den Colonien zuzuwenden, wo sie „gegen Andere bevorzugt, die sicherste Aussicht haben, am leichtesten ihr Glück machen zu können", während ihre Herren Väter jetzt in der glücklichen Lage seien, die weniger eigenwilligen Söhne zur Ueberwachung der geschäftlichen Interessen nach jedem beliebigen Platz zu schicken. Das nennt man eine Beweisführung in einer so gewichtigen Frage! Und als ob die Colonien nur für die Herren Söhne der Kaufmannsfirmen oder für den Kaufmann überhaupt nur da wären!

Daß dagegen aus Mangel an Colonien Tausende unserer Landsleute alljährlich in's Ausland und in's Elend verlockt werden, um wie in Brasilien unter Sclavendiensten zu verkümmern und zu Grunde zu gehen, das kümmert den reichen Kaufherrn nicht oder entzieht sich wenigstens seinem Blick!

Gerade für den Ackerbauer, den Lohnarbeiter, den kleinen Handwerker halten wir zumal den Colonialbesitz für wünschenswerth als Concentrationspunkte. Dort sollen sich die einzelnen verstreuten Atome vereinigen, gleichsam krystallisiren, damit sie als ein Ganzes mit einander und für einander wirken können. Wird dann von Seiten des Mutterlandes, wie dies nicht anders zu erwarten steht, eine richtige, den heutigen Anschauungen angemessene Colonialpolitik zur Anwendung gebracht, so wird der Nutzen, den das Heimathsland den einzelnen Gliedern desselben gewährt, sich auch rückwirkend für das engere Vaterland heilsam und nutzbringend erweisen. Wir rechnen dahin, daß den Colonien kein Zwang auferlegt werde, die Bedürfnisse vom Mutterlande zu entnehmen, oder die Erzeugnisse der Colonie an dasselbe abzuliefern, wie dies in den spanischen Colonien noch heute der Fall ist, daß keine hohen Zölle und Abgaben den Handel erschweren und schmälern, daß durch die Colonien vielmehr nur neue Märkte und Absatzgebiete geschaffen werden sollen, daß der industriellen Thätigkeit und Entwickelung der möglichste Vorschub geleistet, und vor allem, daß auf eine freie Selbstverwaltung, auf ein selbstthätiges Eingreifen in die Bedürfnisse der Colonie seitens der Mitglieder der Colonie von vornherein hingearbeitet werde, denn jeder Zwang staatlicher Einrichtung, der in einem engen Zusammenleben, in geordneten Verhältnissen, sowie zur Herbeiführung solcher nöthig, macht sich da vor allem unangenehm fühlbar, wo der Einzelne auf

sich selbst und seine Kräfte in einem freien Naturleben angewiesen ist. Das Bewußtsein, nur durch eigene Kraft fest auf den Füßen zu stehen, durch eigene Intelligenz das Richtige gefunden zu haben und auch dauernd finden zu können, macht jede über das nothwendigste Maß hinausgehende staatliche Bevormundung, soweit nicht die Interessen des Gemeinwohls solche gebieterisch erfordern, überflüssig oder schädlich.

Als einen Einwand gegen den Besitz von Colonien hört man wohl auch den noch besonders betonen, daß England mehr oder genug an seinen Colonien habe und froh sein würde, wenn es einen Theil derselben los werden könnte. Das spricht ja Englands Presse genugsam aus und wiederholt es im eigenen Interesse, namentlich sobald England wieder ein fremdes Gebiet an sich gerissen hat: daß England weit entfernt, neuen Besitz sich zu wünschen, seine Colonien nur mit Widerstreben halte, daß ihm die Colonien nur durch die Verhältnisse aufgedrungen seien. Und wir glauben dies so gern, weil es so schön paßt zur Unterstützung unserer vorgefaßten Meinung, allein die Geschichte der letzten Jahrzehnte sollte doch selbst den Verstocktesten eines Besseren belehren! Die neuesten Besitzergreifungen und Gebietserweiterungen an der West- und Südost-Küste Afrikas, sowie am rothen Meer, die Annectirung der Fidschi-Inseln, und neuerdings von Neu-Guinea und der kleineren Inselgruppen in diesem von den Holländern beanspruchten Theil der Erde dürften doch wohl eine glänzende Widerlegung der englischen Vorspiegelungen sein.

Auf ein ferneres weites und schönes Gebiet hat England zur Zeit schon wieder sein Augenmerk gerichtet, wobei es das alte Spiel wiederum in Scene setzt, mit dem es schon so oft die übrige Welt düpirt hat, das Vorgeben nämlich, daß ihm

die Befreiung der Sklaven so sehr am Herzen liege, und daß es um dieses philantropischen Gelüstes willen die größten materiellen Opfer bringe, ohne daß man trotz aller Erfahrung, was es hiermit auf sich hat, den Fuchsschwanz bemerkt, der unter der Kutte des Philantropen hervorlugt.

Noch giebt es nämlich ein Land, das, wenn auch nicht herrenlos, doch leicht unter fremde Botmäßigkeit zu bringen ist, ein Land, dessen Fruchtbarkeit mit dem von Indien wetteifert, ein Land, das für die deutsche Auswanderung, für eine deutsche Colonie wohl geeignet wäre, und wenn Andere nicht das praevenire spielen, so dürfte man in ganz kurzer Zeit sich die Komödie wiederholen sehen, die zuletzt in Betreff der Fidschi-Inseln abgespielt wurde, daß nämlich auch der Herrscher dieses Landes das glorreiche England angehen wird, ihn und sein Land unter Englands Schutz zu nehmen. Zanzibar ist gemeint, das fruchtbare, mit den hohen Bergzügen, welche das heiße Klima mildern und für die Gesundheit zuträglich machen, nebst den dazu gehörigen Inseln, über die erfrischend das ganze Jahr hindurch der Monsoon streift.

Die dortigen armen, durch englischen Einspruch befreiten Sklaven werden in die englischen Colonien gebracht, um zwar frei zu heißen, aber gebunden für eine große Reihe von Jahren als Lohn der Befreiung, Sklavendienste daselbst zu verrichten nunmehr im englischen Interesse.

Der Sultan, der dem Sklavenhandel nicht wehren kann, wird unter passendem Vorwand zur Rechenschaft gezogen, in Geldstrafe genommen, und wenn er diese nicht zahlen kann, so muß England, das schon so viel Colonialbesitz hat, der ihm nur Mühe und Kosten verursacht, das so gern einen Theil davon los sein möchte — das selbstlose, philantropische England muß

gezwungen im Interesse der Humanität wiederum einschreiten, um auch das weite Reich an der Ostküste Afrikas, das sich so hübsch in Verbindung wird bringen lassen mit den südlicheren englischen Colonien, das Sultanat Zanzibar seinem schon so übermäßig ausgedehnten Besitzthum anzureihen!

Uebrigens hat in der That England das größte Interesse daran, sich noch dieses Theils des ostafrikanischen Continents zu bemächtigen, weil es dieser Ostküste — wie schon erwähnt von gleicher Fruchtbarkeit und Bodenbeschaffenheit wie Indien — für den in Aussicht stehenden Fall bedarf und in Reserve hält, daß ihm das mächtige Zaarenreich einst in Asien zurufen möchte: ôte-toi, que je m'y mette.

Druck von A. Haack in Berlin, NW. Dorotheenstr. 55.

Satzungen

der

Gesellschaft für deutsche Kolonisation.

Berlin 1885.

I. Zweck der Gesellschaft:

Thatkräftige Fortführung der deutschen Kolonialbewegung zu praktischen Resultaten und zwar:

1. Begründung von deutsch-nationalen Kolonien,
2. Praktische Unterstützung der bestehenden deutschen Kolonien.
3. Hinlenkung der deutschen Auswanderung in geeignete deutsche Kolonien.

II. Centralsitz der Gesellschaft:

Berlin.

III. Zugehörigkeit:

Die Aufnahme in die Gesellschaft erfolgt nach Zahlung eines Jahresbeitrages von mindestens 6 Mark durch Zustellung einer Mitgliedskarte seitens des Ausschusses. Durch Annahme der Mitgliedskarte unterwirft sich das Mitglied den Satzungen der Gesellschaft.

Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten das Organ derselben, die Kolonial-Politische Correspondenz, ev. ein an ihre Stelle tretendes anderes Blatt, gratis zugestellt.

Wer seinen Austritt bis zum 1. October jeden Jahres dem Ausschuss nicht schriftlich anzeigt, bleibt für ein ferneres Jahr Mitglied der Gesellschaft. Der Beitrag ist praenumerando für das laufende Jahr zu zahlen, andernfalls er durch Postauftrag erhoben wird. Erfolgt die Zahlung nicht, so kann der Ausschuss die Mitgliedschaft des Zahlungssäumigen für erloschen erklären.

Das Rechnungsjahr ist das Kalenderjahr.

IV. Ehrenmitgliedschaft:

Zu Ehrenmitgliedern können durch den Ausschuss als besondere Auszeichnung solche Personen ernannt werden, welche sich hervorragende Verdienste um die Beförderung der Bestrebungen dieser Gesellschaft erworben haben.

V. Organisation.

1. Die Gesellschaft wird vertreten durch einen geschäftsführenden Ausschuss.
2. Der Ausschuss besteht aus höchstens 25 Mitgliedern, von denen 13 auf Vorschlag des Ausschusses von der Hauptversammlung mit dem Rechte der Cooptation der weiteren Mitglieder auf drei Jahre gewählt werden. Nach drei Jahren und von da ab alle drei Jahre wieder wird ein Drittel des Ausschusses durchs Loos ausgeschieden und zur Hälfte durch Wahl der Hauptversammlung, zur Hälfte durch Cooptation des Ausschusses ersetzt. Die ausgetretenen Mitglieder sind wieder wählbar.

   Ist die Mitgliederzahl nicht durch 2 bezw. 3 theilbar, so wird der Berechnung der ausscheidenden bezw. neu zu wählenden Mitglieder die nächst höhere durch 2 bezw. 3 theilbare Zahl zu Grunde gelegt.

   Im Falle die Zahl der ausscheidenden Mitglieder eine ungerade ist, wird der grössere Theil von der Hauptversammlung gewählt.

   Mit der Majorität von $^4/_5$ Stimmen des gesammten Ausschusses können Mitglieder desselben ausgeschieden werden.

3 Der Ausschuss hat alle äusseren und inneren Angelegenheiten der Gesellschaft selbständig zu erledigen. Er fasst bündige Beschlüsse über Alles, was den Zweck der Gesellschaft fördern kann, und hat das Recht, Verträge im Namen der Gesellschaft zu schliessen. Er verfügt über die eingegangenen Gelder für die Zwecke der Gesellschaft.

4. Im Fall einer geschäftlichen Betheiligung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation an kolonialen Unternehmungen steht dem Ausschuss das Recht zu, Massregeln betreffs der Heranziehung von ausserordentlichen Geldbeiträgen für solche Zwecke selbständig zu treffen, sowie über die juristische Form dieser Heranziehung und die Verwendung des Ertrages zu beschliessen. Indess ist kein Mitglied der Gesellschaft verpflichtet, über den satzungsmässigen Jahresbeitrag hinaus solche ausserordentlichen Beiträge zu leisten, noch auch kann es über die Höhe desselben hinaus wider seine Zustimmung haftbar gemacht werden.

5. Der Ausschuss erwählt seinen Vorsitzenden, der zugleich Vorsitzender der Gesellschaft ist, und zwei stellvertretende Vorsitzende, von denen dasselbe gilt, den Schatzmeister, den Siegelbewahrer, den Schriftführer und einen stellvertretenden Schriftführer der Gesellschaft.

6. Der Vorsitzende beruft den Ausschuss. Die Berufung muss erfolgen, falls sie von mindestens drei Mitgliedern des Ausschusses beantragt wird. Zur Gültigkeit eines Ausschuss-Beschlusses ist die Anwesenheit von mindestens sieben Mitgliedern erforderlich; schriftliches Votum ist gestattet. Bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag. Erklärungen, durch welche die Gesellschaft verbindlich gemacht werden soll, müssen von den Vorsitzenden und

dem Schriftführer unterzeichnet und vom Siegelbewahrer abgestempelt sein.

7. Die Hauptversammlung wird alljährlich mindestens einmal vom Ausschuss einberufen und zwar durch Einladung der Mitglieder in dem Organ der Gesellschaft, mindestens eine Woche vor dem Tage der Hauptversammlung, mit Angabe der Tagesordnung. Den Vorsitz in derselben führt der Vorsitzende des Ausschusses oder dessen Stellvertreter.
8. Ihr ist Bericht über die geschäftsführende Thätigkeit des Ausschusses zu erstatten. Sie erwählt drei Vertrauensmänner zur Revision der Rechnungsangelegenheiten.
9. Die Hauptversammlung beschliesst nach absoluter Stimmenmehrheit über die vom Ausschuss auf die Tagesordnung gesetzten Vorlagen. Anträge, welche nicht auf der Tagesordnung stehen, können vom Ausschuss nachträglich zur Abstimmung zugelassen werden.

VI. Abänderung der Satzungen oder Auflösung der Gesellschaft

kann auf Antrag des Ausschusses nur durch eine Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder in der Hauptversammlung beschlossen werden.

Das vorhandene Geschäftsvermögen muss auch im Falle der Auflösung für praktische Kolonisationszwecke verwendet werden.

Thormann & Goetsch, Berlin SW.

Satzungen

der

Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Berlin, im Februar 1885.

§ 1.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft bezweckt den Erwerb, Besitz, die Verwaltung und Verwerthung von Ländereien, die Ausbeutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Uebertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas.

Die Grundlage des Unternehmens bilden die von Herrn Doctor Peters in Vertretung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bereits erworbenen und von ihm und andern Vertretern noch zu erwerbenden Länder und Rechte.

§ 2.

Die Gesellschaft wird gebildet aus einem Direktorium und aus solchen Mitgliedern, welche lediglich mit einem Antheile betheiligt sind. Sie setzt sich vorzugsweise zusammen aus Denjenigen, welche bisher bei der Gesellschaft für deutsche Kolonisation als Inhaber von fünfzig Mark Antheilscheinen betheiligt waren.

§ 3.

Das Direktorium besteht aus fünf Mitgliedern, welchen die ausschliessliche Geschäftsführung der Gesellschaft zusteht.

Zur Beschlussfähigkeit in den Versammlungen des Direktoriums genügt die Anwesenheit von drei Mitgliedern. Die Beschlüsse werden mit Stimmenmehrheit gefasst. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Das Direktorium konstituirt sich für seine Geschäftsführung selbst; es ernennt seinen Vorsitzenden, welcher zugleich Vorsitzender der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist.

Das Direktorium darf die Zahl seiner Mitglieder durch Cooptation bis auf sieben erhöhen, es hat mit einer Majorität von vier Fünftel der sämmtlichen Mitglieder auf Antrag des Vorsitzenden das Recht der Ausschliessung von Mitgliedern. Beim Ausscheiden von Mitgliedern ergänzt sich das Direktorium durch Cooptation.

§ 4.

Das Amt eines Mitgliedes des Direktoriums ist ein Ehrenamt, doch können Mitglieder des Direktoriums auch Beamte werden und als solche Gehalt beziehen.

§ 5.

Dem Direktorium gebührt:

1. vollständige und unbeschränkte Ausübung aller in Afrika von Herrn Dr. Peters in Vertretung

der Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworbenen und von ihm und von weiteren Vertretern noch zu erwerbenden Rechte;

2. freies Verfügungsrecht über die Gelder der Gesellschaft; das Direktorium bestimmt:
   a) die Höhe der zu zahlenden Dividende,
   b) die zur Verwaltung erforderlichen Summen,
   c) die zum Reserve- und Dispositionsfonds zurückzulegenden Summen;
3. das Recht der Einsetzung und Absetzung von Beamten;
4. das Recht, Neuerwerbungen von Ländereien und von Rechten vorzunehmen und alle für den Fortgang der Kolonie erforderlichen Einrichtungen und Maassregeln nach seinem Ermessen zu treffen;
5. das Recht die Gesellschaft bindend zu vertreten, überhaupt alle Rechte auszuüben und Pflichten zu erfüllen, also Verträge und Vergleiche aller Art abzuschliessen, Grundstücke und Mobilien zu erwerben und zu veräussern, Forderungen und Rechte abzutreten, Verzichte, Cautionen und Bürgschaften zu leisten, Schuldverbindlichkeiten einzugehen, Darlehen aufzunehmen, Pfänder und Hypotheken zu bestellen, Eintragungen und Löschungen in Grundbüchern und andern öffentlichen Büchern und Registern zu bewilligen und zu beantragen, die gerichtliche Auflassung und andere Erwerbungs- und Veräusserungsakte vorzunehmen, Sachen, Gelder, Dokumente und Werthpapiere in Empfang zu nehmen und darüber zu quittiren, Grundstücke, Rechte und Mobilien öffentlich und auch zwangsweise zu versteigern, darauf zu bieten und alle Bestimmungen über Verwerthung und Vertheilung aller Art von Vermögensobjecten zu treffen, überhaupt alle Rechte der Gesellschaft wahrzunehmen. Die Haftbarkeit des Direktoriums erstreckt sich nur auf das Gesellschaftsvermögen. Die Vertretung der Gesellschaft nach aussen und die Zeichnung der Urkunden erfolgt rechtsgültig durch den Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter und ein anderes Mitglied des Direktoriums und durch Beifügung des Siegels der Gesellschaft. Durch solche Ur-

kunden können einzelne Mitglieder des Direktoriums oder auch andere Personen zu einzelnen Geschäften oder zu einem Umfang von Geschäften mit Special- oder Generalvollmacht versehen, auch Processbevollmächtigte bestellt werden.

§ 6.

Das Direktorium hat einer von den andern Mitgliedern der Gesellschaft zu ernennenden Controlkörperschaft alljährlich über die Geschäftsführung kalkulatorisch Rechnung abzulegen. Demselben liegt vollständige und exacte Buchführung ob.

§ 7.

Das Direktorium, dessen Constituirung besonders festgestellt wird, ist auf 15 Jahre eingesetzt. Nach Ablauf dieser Zeit wählt die Hauptversammlung von Neuem und zwar bei Gelegenheit der Rechnungsablage des vierzehnten Jahres. Die früheren Direktoren sind wieder wählbar. Die Dauer der Gesellschaft wird auf unbestimmte Zeit festgesetzt.

§ 8.

Die anderen, nur mit Antheilen betheiligten Mitglieder der Gesellschaft erhalten an Stelle der von ihnen zurückzugebenden Antheilscheine neue Reverse und zwar je nach ihrer Wahl entweder nach Formular A oder nach Formular B der Anlage und bestimmt sich danach und nach diesem Statut die Grenze ihrer Rechte und Pflichten.

§ 9.

Der Sitz der Gesellschaft ist zu Berlin, bei dessen ordentlichen Gerichten sie und ihre Mitglieder bei allen Streitigkeiten Recht zu nehmen und zu leiden hat.

§ 10.

Auflösung der Gesellschaft oder Abänderung der Satzungen kann auf Antrag des Direktoriums nur durch eine Mehrheit von zwei Drittel der zu einer ordentlichen Hauptversammlung erschienenen Gesellschaftsmitglieder beschlossen werden. In der Hauptversammlung wird nach Köpfen abgestimmt. Die Hauptversammlung beschliesst zugleich über die Verwendung des nach Auflösung der Gesellschaft bleibenden Gesammtvermögens.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Drei Briefe

an die

Freunde deutscher Afrika-Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels.

Von

Ed. Robert Flegel,

Ehrenmitglied des Deutschen Colonial-Vereins.

Hamburg.
In Commission bei L. Friederichsen & Co.
1885.

Drei Briefe

an die

Freunde deutscher Afrika-Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels.

Von

Ed. Robert Flegel,
Ehrenmitglied des Deutschen Colonial-Vereins.

Hamburg.
In Commission bei L. Friederichsen & Co.
1885.

Motto:

„Ich werde der letzte sein, der die eminenten „Leistungen unserer Regierung und unserer Wissen„schaft herabsetzen will; aber trotz aller Hochachtung „vor den betreffenden Persönlichkeiten, bleibt es „dennoch wahr: Deutsche Staatsbeamte und „deutsche Gelehrte werden dem deutschen „Reiche die reale Welt nicht erschließen, „wenn es das deutsche Volk nicht thut."

Dr. Hübbe-Schleiden.

Vorwort.

Diese Briefe haben freilich nur ein historisches Interesse und dennoch möchte ich den Inhalt derselben den Freunden deutscher Afrikaforschung wieder ins Gedächtniß rufen, weil sich in Deutschland noch immer nicht jenes **thätige** Interesse für das Benuëgebiet gefunden hat, um seine fruchtbaren Uferlande der Kultur und dem deutschen Handel zu erschließen.

Das Motto, ein ernstes, wahres Wort unseres Colonial-Politikers Dr. Hübbe-Schleiden, soll uns an die Pflicht erinnern, durch Thaten zu beweisen, daß wir uns der hohen Ziele, welche wir uns gestellt, bewußt und daß wir im Stande sind, sie zu verwirklichen.

Die deutsche Regierung hat in letzter Zeit so Großes für uns geleistet —, sollten wir nicht die Verpflichtung fühlen, die nun geebneten Wege zu benutzen, um das, was seit der Einigung des Reiches zumeist ersehnt wurde, zu verwirklichen!

Von der Zeit der Phönicier sind die seekühnen und seetüchtigen Völker — und das sind wir Deutsche nicht minder als andere Nationen — auch die reichsten und mächtigsten gewesen.

Seien wir denn nicht länger die Landratten, sondern tragen kühn deutsches Capital, deutsche Arbeitskraft und deutsche Intelligenz übers Meer hinaus in ferne Länder, jenen und unserem deutschen Vaterlande zum Nutzen.

Berlin, den 21. Februar 1885.

Ed. Robert Flegel.

Erster Brief.

Seit 1875 beschäftigt mich der Gedanke Dr. Heinrich Barth's, die einzige natürliche und kataraktenfreie Wasserstraße des schwarzen Erdtheils, den Niger-Benue, zu benutzen, um:

der deutschen Afrikaforschung den bequemsten, gefahrlosesten und billigsten Weg zur endlichen Entschleierung der letzten Geheimnisse des Herzens der „Ethiopia" zu zeigen;

die Freunde colonisatorischer Bestrebungen auf ein Land aufmerksam zu machen, das, weil tropisches Bergland, sehr möglich alle Vorzüge der Tropen mit einem dem Europäer zuträglichen Klima verbinden könnte;

dem an der Westküste von Afrika stark betheiligten deutschen Handel Mittel und Wege an die Hand zu geben, sich nach dem bekanntlich viel gesunderen und viel größere Handelsvortheile versprechenden Innern auszubreiten.

Damals war es allein die feste Ueberzeugung, das Rechte getroffen zu haben, wenn auch Manches sich in Wahrheit anders als gedacht erweisen sollte — welche mir die Kraft verlieh, allein gegen den Strom traditioneller Anschauung in Bezug auf Unternehmungen von der Westküste Afrika's, dem verrufenen Busen von Benin aus, anzukämpfen. Seit 1879 durch die glückliche Fahrt des „Henry Venn" und noch mehr durch meine letzte Reise (März 1882 — Februar 1883) nach dem Quellgebiet des Benue steht mir praktische Erfahrung zu Gebote und nach dieser kann ich meine seit 1879 oft gemachten Vorschläge nur aufs Neue dringend Ihrer Beachtung empfehlen:

Centralisirung der deutschen Bestrebungen zur Erschließung Afrika's in Adamaua;

Errichtung von wissenschaftlich-commerziellen Stationen daselbst;

gründliche Durchforschung des Landes auf dessen Werth für Handel und Colonisation;

Beschaffung eines kleinen Dampfers zur freien, unabhängigen Bewegung des ganzen Unternehmens, Beförderung von Mit-

gliedern der Expedition, von Waaren, Sammlungen, Stations-bedürfnissen ꝛc. und zur Lösung der Barth'schen Hypothese von der directen Wasserverbindung zwischen Benuë und Logone, event. also zwischen Hamburg und Munza's, des Niamniamfürsten, Gebiet.

Bis heute habe ich freilich vergeblich für diese meine Pläne gesprochen und geschrieben. Zunächst wurde mir die Entgegnung, daß sich Niemand dafür gewinnen ließe. Ich sollte aber mit Erfolgen gekrönt heimkehren und meine gute Sache persönlich vertreten, dann ließe sich Manches hoffen, d. h. also: Ich soll erst ein berühmter Mann werden! Es ist ja leider nur zu wahr, daß ein großer Name selbst für eine große Dummheit oft die nöthigen Mittel sich leicht zu beschaffen vermag. Dieser Rath ist aber leichter gegeben als ausgeführt, und wollte man darauf warten, bis ich mir durch meine Reisen — zu denen mir immer das Beste fehlt — das Geld! einen großen Namen erworben, so könnte man leicht mit dem Unternehmen post festum kommen. Der Niger-Benuë ist heute auch nicht mehr so vollständig unbeachtet, wie er es 1875 war. Anderen Nationen ist seine Bedeutung jetzt klar und englische wie französische Handelscompagnien wetteifern mit einander um die Erschließung und commerzielle Ausbeutung seiner reichen Gebiete. Eben deshalb glaube ich augenblicklich meinen Posten noch nicht verlassen zu dürfen, wenn auch mein physischer Zustand vielleicht mehr als je dieses erheischt. Sonst hätte ich wahrscheinlich, gestützt auf meine letzten Erfolge, die Entdeckung der Wasserscheide zwischen Benuë und Logone, es persönlich versucht, in Deutschland mit meinen Anschauungen durchzudringen oder wenigstens doch denselben Freunde zu gewinnen. So aber muß ich meine Hoffnung darauf setzen, daß sich berühmte deutsche Männer finden werden, die genügendes Interesse an der deutschen Afrikaforschung haben und so viel Patriotismus besitzen, um meine Vorschläge nicht unberücksichtigt abzuweisen, sondern sie erst einer gründlichen Prüfung zu unterziehen und event., wenn ein endgiltiges Urtheil zu Gunsten derselben gefällt werden sollte, ihre Namen zur Durchführung des meiner Ansicht nach viel versprechenden Unternehmens herzugeben sich bereit finden.

Ich gebe die frohe Hoffnung, trotz fehlgeschlagener Versuche, so leicht nicht auf, die deutschen Farben auf dem Niger-Benuë entfaltet zu sehen zu ehrendem Angedenken unseres großen Entdeckers Barth wie zum Ruhme und Nutzen unseres gesammten Vaterlandes. Nachdem ich hierdurch meine Pläne nochmals dargestellt, bleibt mir nur noch die Pflicht, die Zweckmäßigkeit derselben zu begründen.

Legen wir einen Kreis um Afrika, so fällt das Centrum desselben ungefähr da, wo der Libasee auf den Karten verzeichnet ist, nur etwa um einen Grad südlicher. Dieser Kreis schneidet nahezu Cap Spartel und Cap Lagulhas und bleibt von Cap Verde (ca. $1\frac{1}{3}$ Grad = ca. 20 deutsche Meilen) und Cap Guardafui (ca. $2\frac{2}{3}$ Grad = 40 deutsche Meilen) etwa gleich weit

entfernt. Die Radien dieses Kreises sind ca. 38 Grad = 570 deutsche geographische Meilen lang. Denken wir uns in der Peripherie dieses Kreises die Himmelsgegenden verzeichnet, so wird man von ihr ausgehend in der Richtung nach dem Centrum hin, dem noch völlig unbekannten Herzen des Continents, im Süden, Südosten, Osten, Nordosten, Norden und Nordwesten sehr bald auf Land stoßen, nur wenig bedeutende Meereinschnitte und noch weniger große Ströme finden, welche als Zugänge für die Fahrzeuge der Civilisation brauchbar wären. Anders dagegen auf dem vierten Viertel des dem Continente umschriebenen Kreises, der zwischen Westen und Süden gelegen ist. Hier bringt uns der Busen von Guinea dem besagten Centrum — dem Gebiete, in welchem die gegenwärtig interessantesten Fragen der Geographie Afrika's zu lösen übrig geblieben sind — um mehr als 400 deutsche geographische Meilen näher. Außerdem liegt gerade hier die einzige kataraktenfreie Wasserstraße des ganzen Continentes, welche auf mindestens 1100 Kilometer, wie durch die Expeditionen der „Pleiad" 1854 und des „Henry Venn" 1879 bewiesen worden ist, europäischen Fahrzeugen kein Hinderniß in den Weg stellt.

Diese einfachen Thatsachen — da Wasserwege bekanntlich billiger, gefahrloser und bequemer sind als Landwege, namentlich in Afrika — empfehlen die nochmalige Centralisirung der deutschen Bestrebungen zur Erforschung Afrikas in Adamaua, wo, wie ehemals in Loango Chinchocko, eine oder mit der Zeit mehrere deutsche Stationen errichtet werden müßten, die als Ausgangspunkte für die zu unternehmenden Forschungsreisen dienen sollten, ferner für astronomische, meteorologische und magnetische Beobachtungen und um Sammlungen anzulegen zur Förderung aller Zweige der Naturwissenschaft, sowie namentlich auch der Ethnographie, der hier ganz besondere Dienste noch in der letzten Stunde geleistet werden könnten, da die Urbewohner des Landes vernichtet werden durch zahllose Kriege, Verdrängung aus ihren alten Sitzen, Fortführung in entlegene Länder in die Sclaverei und die grenzenlose geschlechtliche Vermischung.

Das Centrum meines Kreises liegt von der geplanten Station in Adamaua nur ca. 100 deutsche geogr. Meilen entfernt. Vom Kamerûngebirge, das mir ebenfalls s. Z. ein sehr empfehlenswerther Punkt für die Centralisirung deutscher Unternehmungen zur Erschließung und Colonisirung des dunklen Erdtheils erschien und noch erscheint, liegt jenes Centrum um ca. 140 deutsche geogr. Meilen entfernt. Dieses Gebiet hat auch die Aufmerksamkeit des Vorstandes der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" ernstlich beschäftigt (Mittheil. d. Afrik. Ges. i. D. Bd. II. H. 5 Fol. 221). An gesundem Klima steht das Bergland Adamaua dem Kamerûngebirge nicht nach, dagegen sprechen folgende Vorzüge für die Besetzung Adamauas:

Die muhamedanische Bevölkerung, die hier eine tolerant denkende genannt werden muß. Die Bildung der herrschenden Klassen in Adamaua ist die von Bornu und Haussa;

der Reichthum des Landes an guter, gesunder, auch dem Europäer gewohnter, zuträglicher Nahrung, als: Fleisch, Butter, Milch, Honig, Reis, Weizen, Datteln;

der verhältnißmäßig sehr hohe Werth von europäischen Industrie-Artikeln;

die größere Möglichkeit, in das Innere mit Erfolg vorzudringen, selbst in scheinbar sonst für den Einzelreisenden unbetretbare Gebiete, indem er häufig Gelegenheit finden wird, sich den Kriegszügen der Fulde-Eroberer oder den Handelskarawanen der Haussas anzuschließen;

der Reichthum an Elfenbein, wodurch mit Erfolg versucht werden könnte, die Unkosten des Unternehmens sicher wenigstens zu verringern.

Bei Unternehmungen von der Küste aus hat man die ewigen Kriege um Handelsvortheile, die Kleinstaatenwirthschaft der Heiden, den krassen Aberglauben und unvernünftige Sitten und Gebräuche zu fürchten. In Adamaua dagegen wird jeder Europäer, seitdem es mir geglückt ist, das Land dem Verkehr zu erschließen, hochwillkommen sein. Alle Straßen des Sudan werden hier, soweit sie von Gläubigen begangen werden — und das ist ein gewaltiges Gebiet und reicht über viele noch völlig unbekannte Länder — als Eigenthum des Emir el Mumenin in Sokoto betrachtet und Friedensstörern auf denselben einfach der Proceß gemacht.

Als erste Ziele der Mitglieder, die sich Forschungsreisen zur Aufgabe gestellt, glaube ich den Versuch der Durchquerung des Continents in der Richtung:

1. nach dem Welle Schweinfurt's,
2. „ „ östlichen Seegebiet und Zanzibar,
3. „ der Gabunmündung oder dem Congo, und
4. „ „ Mündung des Alt-Calabar

empfehlen zu müssen.

Aufgabe 3 und 4 habe ich in mein specielles Programm aufgenommen und will zunächst Aufgabe 3 zu lösen suchen, sobald ich wieder von der Gesellschaft mit Mitteln — die ich sehnlich erwarte, um noch vor Beginn der Regenzeit etwas thun zu können — versehen sein werde.

Der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland beschloß in der Sitzung des Ausschusses vom 9. Juni 1881 — spätere Nachrichten über seine Thätigkeit sind mir leider nicht zu Gesicht gekommen —: An den Operationsbasen festzuhalten unter Veränderung der Ausgangspunkte (Mittheil. d. Afrik. Gesellsch. Bd. II. Heft 5. Fol. 220). Ferner: Da Stanley mit fast unbeschränkten Mitteln im Congogebiet arbeite, die W a h l eines nördlicheren Ausgangspunktes, welcher der Schlüssel zu dem weiter zwischen Benuë und Ogowe gelegenen Gebiete und seinen Bewohnern werden kann. (Ebendaselbst Fol. 221.)

Damals war der Vorstand noch nicht in der Lage, Näheres mittheilen zu können. Sollte ich nun mit meinen Plänen einer deutschen Benuë-Expedition, wodurch am ehesten die Gebiete zwischen Benuë und Ogowe

sich erschließen lassen, nicht zu spät kommen, so könnte der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, unterstützt durch Beiträge von Interessenten an der Ausbreitung des deutschen Handels in dem beregten Gebiete und von Freunden colonisatorischer Bestrebungen und unterstützt auch wahrscheinlich von der deutschen Regierung, die Sache mit mehr Erfolg in die Hand nehmen. Hier begegnen sich ja die Interessen der Forschung, des Handels und der Staatsverwaltung in vielen Punkten und sollten daher auch ihre Kräfte vereinigen zur Erreichung großer Ziele.

Wenn die deutsche Regierung nicht bald damit beginnt, die Entdeckungen deutscher Forscher praktisch in irgend einer Weise auszunutzen, wenn die deutsche Kaufmannschaft und die Industriellen Deutschlands nicht mehr Theilnahme, und zwar werkthätige Theilnahme, der deutschen Forschung zuzuwenden und deren Erfolgen mehr Aufmerksamkeit als seither zu widmen sich entschließen, wenn endlich die deutsche Forschung selbst in Zukunft nicht mehr Interesse zeigt, praktische Erfolge zu erzielen, so werden wir auch noch fortfahren, Opfer an Capital und werthvollen Menschenleben zum Besten anderer Nationen, die uns das wenig Dank wissen, zu bringen, wie wir es leider seither gethan haben.

Lagos, den 20. April 1883.

Ed. Robert Flegel.

Zweiter Brief.

Ich fühle das Bedürfniß, mit dem deutschen Volke in engere, bestimmte Verbindung zu treten, da meine Interessen in der Förderung der Wohlfahrt desselben gipfeln und diese Interessen nur gedeihen können bei kräftiger, opferwilliger Unterstützung von Seiten der Nation und der Regierung.

Meine Mission fasse ich mit Vorliebe so auf, daß ich mich als einen Abgesandten der Nation, einen Diener des Reiches betrachte, und mit Ausnahme der Unterstützung, die ich vom Curatorium der Karl Ritter-Stiftung erhalten — worauf ich freilich besonders stolz bin, — kommt diese in der That auch vom deutschen Volke durch dessen Geschäftsträger, die Regierung. Daher fühle ich mich verpflichtet, seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen und stets aufmerksam zu sein auf den praktischen Werth der von mir bereisten Gebiete für Handel, Plantagenbau, Colonisation und alle sonstigen Interessen meiner Landsleute, selbst die Wahl der zu bereisenden Gebiete eben so sehr von diesen abhängig zu machen, als von wissenschaftlichen Rücksichten. — Es ist das, glaube ich, die Pflicht jedes eigentlichen Forschungsreisenden, d. h. eines Reisenden, der nicht aus-

schließlich im Dienste einer Specialwissenschaft hinauszieht, und doppelt ist es seine Pflicht in der Gegenwart und als Deutscher.

Mehr als irgend eine andere Nation sind wir Deutsche auf die praktische Ausnützung von Naturländern als einem Bedürfnisse hingewiesen, soll unser erst kürzlich wieder begonnener Lebenslauf in aufsteigender Linie nicht bald ein Ende nehmen. Der Verkehr der Naturländer mit den Culturländern ist ein wechselseitig höchst nutzbringender. — Deutschland kann nur durch Colonisation und durch praktische Verwerthung seiner überschüssigen, ebenso arbeitswilligen als arbeitsfähigen Menschenkräfte in überseeischen, d. i. **bestlohnendsten** Unternehmungen den Ausfall durch den alljährlich sich steigernden Bedarf an **Brod** decken, nur dadurch sich die erst kürzlich wieder errungene bedeutsame Stellung unter den europäischen Nationen erhalten und seine nationale Wohlfahrt zugleich für Jahrhunderte hinaus fest begründen. — Was auch geschehen wird und muß! Denn ich behaupte kühn, daß diese meine Ueberzeugung — die übrigens nichts Anderes ist, als die natürliche Ursache des Geistes der Zeit, in der ich groß geworden bin — in den werdenden Generationen Deutschlands — als Ursache derselben Wirkung — schlummert, mit diesen wachsen und zur Thatsache werden wird. — Mancher deutsche Mann ist für diese Ueberzeugung Jungdeutschlands kräftigst eingetreten. Ich will nur Wenige hervorheben, deren mahnende Worte gewiß noch in Vieler Herzen nachhallen: einen Fabri, von Weber, Rohlfs und vor Allen Hübbe-Schleiden, der in seinen herrlichen Motiven für eine überseeische Politik Deutschlands das für die gegenwärtigen socialen Bedürfnisse unseres Vaterlandes geleistet hat, was der große Reformator in den 95 Wittenberger Thesen für die religiösen seiner Zeit. — Nie bin ich seit meinem achtjährigen Aufenthalte in Afrika durch eine Nachricht aus der Heimath so mächtig ergriffen worden, als bei Lesung dieser Motive in der „Kölnischen Zeitung". Ich glaube, daß sie nicht vergeblich geschrieben sind und „überseeische Politik" die Losung bleiben wird der werdenden Geschlechter in Deutschland.*)

Es geht aber vielen dieser wahrhaft großen Männer, die mit dem Vorgefühl des Kommenden und mit überlegener Geisteskraft eingreifen in das Rad der Zeit, wie Orest, der als Knabe von großen Thaten geträumt, weil sie ihm in der Ueberlieferung als abgeschlossenes Ganzes geboten wurden — und später erkennt, daß sie aus eitel Stückwerk, unterbrochen

*) Es ist schmerzlich zu bemerken, daß ein solcher Mann, auf dessen Arbeiten sich in der Hauptsache unsere heutige Politik stützt, fern der großen Bewegung, die er durch seine umfassenden Studien und Schriften mit in die rechte Bahn der „privaten Initiative" lenken half — vom Rad der rollenden Zeit — durch einen dummen Zufall vielleicht — bei Seite gedrängt zürnend feiert. —

von Noth und Enttäuschungen, bestehen. — Doch schmälert das die Bedeutung einer wahrhaft großen That? — Unsere Alten sagten: „Gut Ding will Weile haben", was man in unserer raschlebigen Zeit nicht mehr gelten lassen will. — Den ernsten Mahnungen dieser Männer wird Gehör gegeben werden im Volke sowohl als bei der Regierung, die, gebildet aus den Geistesheroen unseres Volkes, den Nutzen, den eine gesunde überseeische Politik für unser gesammtes Vaterland haben würde, wohl zu beurtheilen weiß. — Wir werden bald, wenn auch nicht gleich Früchte, so doch Blüthen, d. i. manche deutsch-überseeische Unternehmung ins Leben treten sehen, denn jene Mahnungen sind der Ausdruck eines langgefühlten Bedürfnisses unserer Nation, welche sehr mit Recht gleich nach unserer politischen Einigung mächtig hervortrat, da seine Befriedigung unfraglich die nächstwichtigste Stellung nach dieser für uns einnimmt.

Wie verhält sich nun aber das deutsche Publicum zu den Bestrebungen dieser Männer, das nationale Bedürfniß der Ausbreitung unseres Volkes durch Colonisation, der Verwerthung unserer überschüssigen Arbeitskraft in überseeischen Gebieten und der dadurch bedingten Schöpfung einer behaglicheren, lohnenderen Existenz für viele Tausende, mit der Zeit Millionen Deutscher zu fördern und in die rechten Bahnen zu leiten? Ich kann aus eigner Erfahrung nicht wohl sprechen, da ich seit acht Jahren, mit nur kurzer Unterbrechung, in Afrika lebe. Nach dem aber, was mir brieflich über diesen Punkt — theils von hochberühmten deutschen Männern, die dieser Agitation selbst nahestehen — mitgetheilt wurde, ist das deutsche Publicum nicht ganz so lebhaft für diese Bestrebungen interessirt, als es im Hinblick auf die Bedeutung derselben wohl wünschenswerth wäre. — Ich habe die Absicht, hier einige bezügliche Stellen aus der erwähnten Correspondenz zu bringen, mit der Bedingung, die Namen der Autoren ungenannt lassen zu dürfen, und zwar in der guten **Absicht,** dem deutschen Publicum Gelegenheit zu geben, die nicht gerade immer schmeichelhaften Ansichten dieser, wie ich schon betonte, theils zu den hervorragendsten gehörenden Männer durch Thaten ihren Irrthum zu beweisen und sie aus zürnenden Achills in eifrige Mitkämpfer für die gute Sache zu bekehren, zu jedenfalls, wie ich voraussetzen darf, allseitiger Befriedigung und zum größten Vortheile unserer Bestrebungen für des Vaterlandes Ruhm und Nutzen.

Wenige bezügliche Stellen aus jenen Briefen:
in den Jahren 1881, 1882 und Anfang 1883.

Anmerkungen des Empfängers.

„Nichts als Worte und schöne Redens-
„arten hat man bei uns, höchstens noch
„Gründung eines Colonialblättchens. — } ? ?

„Wir sind zufrieden mit einer journa-
„listischen Agitation, die machtlos verhallt und
„nachgerade schon langweilig wird. — } ? ?

„Alle meine Versuche, die Xheimer für „Colonialpolitik zu begeistern, sind gescheitert.	Durch oftmals wiederholte Streiche 2c.
„Die Xheimer Kaufleute wissen das Alles „besser und Nationalitätsgefühl geht ihnen ab.	Sollten wirklich Alle moralisch unerreichbar sein??
„Wir haben es uns Zeit und Geld kosten „lassen, die Xheimer für West-Afrika zu „begeistern, dann auch versucht, in Y Pro- „paganda zu machen, alles vergeblich . . .	Schießen Sie noch einen Pfeil in derselben Richtung ab, vielleicht finden Sie alle wieder.
„Aus dem Volke heraus machen wir so „etwas nicht und die Regierung will nicht.	? ? ?

„Ich habe mein möglichstes versucht mit „Ihren (Schreibers dieses Briefleins) Vor- „schlägen hier durchzudringen, es läßt sich „nichts erreichen. — Ja, wenn Sie selbst mit „Erfolg gekrönt heimkehren, dann vielleicht!

und wenn ich den Anstrengungen erliegen sollte, wie so viele bessere Männer vor mir!?

Dann gehen Sie auch des Festessens verlustig, das man gewöhnlich in dankbarer Anerkennung den glücklich heimkehrenden Afrikareisenden vorsetzt, ehe . . . . . .

Ich will den Gedanken nicht vollenden, weil ich zur stolzen Germania in einem ähnlichen Verhältnisse stehe, wie Don Carlos zur Donna Diana, und gebiete daher meinem innern Perin Schweigen mit denselben Worten:

„Ich kann dich so nicht sprechen hören,
In ihrer Grausamkeit muß ich sie doch verehren."

Mag uns die Heimath immerhin kein weiches Bett bereiten, es ist besser, nach redlicher Pflichterfüllung darin auszuruhen, als auf den Polstern, die der Eigennutz der Ausländer uns unterbreitet, so lange sie unserer Kräfte bedürfen. —

Ich hoffe, daß sich unter den Adressaten dieser meiner Briefe Männer finden werden, die für die Interessen Deutschlands in West-Afrika **Opfer** zu bringen willig sind, denn große Ziele sind ohne diese nicht zu erreichen. Wenn nur erst ein Anfang mit der That gemacht wird, sie wird bald andere nach sich ziehen und uns zu schönen Erfolgen führen. —

Durch die westafrikanischen Localblättchen geht die Nachricht, daß der Colonialverein in Frankfurt die Insel Fernando-Po käuflich zu erwerben suche. — Warum sollte das nicht auch Thatsache sein!? Zählt doch dieser Verein Fürsten und Ritter von Gottes Gnaden sowohl als solche von Gnaden des Geistes und Geld-

fürsten zu seinen Mitgliedern, da darf man also **mit Recht** ein ebenso **entschiedenes** als **weises** und den Kostenpunkt weniger in Frage ziehendes Unternehmen erwarten, als die praktische Bedeutung desselben. —

Es ist unfraglich, daß der Handel in und mit Naturländern — der Tauschhandel, wie er auch in Westafrika betrieben wird — ein weit lohnenderer ist, als der in und mit Culturländern. Der deutsche Exporthandel hat sich seither mit letzterem befaßt. — Nun, da wir in den Culturländern durch die allgemein errichteten Zollschranken immer mehr beengt und auf uns selbst angewiesen werden, ist es von höchster Wichtigkeit, sich größtmögliche, überseeische Absatzgebiete zu sichern für die heimischen Erzeugnisse. Der westafrikanische Handel ist für Deutschland namentlich von höchster Wichtigkeit, nicht nur weil die Gebiete am Guineabusen uns geographisch sehr günstig gelegen sind und wir schon bedeutendes Capital daselbst engagirt haben, sondern vor Allem, weil die Importartikel zum großen Theil deutsche sind oder eben so gut sein könnten und auch die Exportgegenstände, (bis jetzt) die Hauptproducte Westafrikas, vornehmlich in Deutschland verarbeitet werden.

Zu ersteren gehören:

Salz, Genèvre in Kisten und Korbflaschen (Demijohns), Perlen, Spiegel, Messer, Steingutwaaren, Glaswaaren, Wollenwaaren, Flanelle, Tuche, Eisen, Messing und Kupfer in Stangen, Gewehre, Pulver, Achatperlen. — Baumwollenzeuge könnte Mülhausen im Elsaß eben so gut liefern, wenn daselbst mehr auf die Bedürfnisse (geringe Qualität zu möglichst billigen Preisen) der Westküste Rücksicht genommen würde.

Zu letzteren gehören:

Palmöl, Palmkerne, Sheabutter, Elfenbein in erster Linie. — Die letzten Jahre, durch die französische Concurrenz bedingt, haben großartige Veränderungen hier im Handel hervorgebracht.

Es würde also von praktischer Bedeutung sein:

1. Die gehörige Entwickelung des deutschen Handels mit der Westküste von Afrika zu befördern;
2. dessen Ausbreitung nach dem reichen, gesünderen Innern des westlichen Sudan zu beschleunigen;
3. den Export, vornehmlich deutscher Industrie-Erzeugnisse, nach Westafrika zu heben, und diese, wie die Landesproducte, direct, möglichst auf eigenen Schiffen*) unter Vermeidung aller Zwischenspesen zu versenden und zu beziehen.

*) Das Haus C. Woermann in Hamburg hat damit schon den Anfang gemacht, und bezeichnet dieses Vorgehen den Anfang eines bedeutsamen Aufschwunges des deutschen Handels an der Westküste von Afrika nach meiner Ueberzeugung.

Eine Hauptbedingung für die Entwickelung des deutschen Handels wäre die Förderung der Productionskraft des Landes. Dieselbe könnte sehr bald bei einiger Energie und Umsicht der leitenden Agenten — von deren Lokalkenntniß und persönlicher Tüchtigkeit freilich der ganze Erfolg in der Hauptsache abhängen würde — einen noch größeren jährlichen Fortschritt erfahren, als das hier während der letzten vier Jahre der Fall gewesen. — Die Ex- und Importwerthe haben sich verdreifacht in dieser Zeit.

Das Niger-Benuë-Gebiet liefert und kann liefern:

1. Gewürze als: schwarzen und rothen Pfeffer, Cubeben, Ingwer, Curree ꝛc.;
2. Droguen, höchst werthvolle und zahlreiche, als Quinine, Sassaparilla ꝛc.;
3. Farbstoffe, höchst werthvolle und zahlreiche, als Orseille, Indigo ꝛc.;
4. Hölzer, höchst werthvolle und zahlreiche, als Ebenholz aus Ibo, Hölzer für die Holzschneidekunst zum Herstellen von Bilderplatten ꝛc.;
5. Faserstoffe, sehr zahlreiche, vegetabilische und animalische (eine Art Seide, wovon ich Proben einschickte) ꝛc.;
6. Harze: Gumkopal, Harz zur Bereitung von Vogelleim ꝛc.;
7. Oele, vegetabilische Fette, sehr zahlreich, Palm, Ricinus, Nuß (Palmkernöl), Erdnuß, Kokosnuß (Kopra), Sheabutter ꝛc. ꝛc.;
8. Nährstoffe: Reis, Mais, Guineakorn, Jams;
9. Verschiedenes: Baumwolle, Tabak, Kaffee, Kakao, Kautschuck (wovon ich Proben sandte), Wein wächst wild am unteren Niger, vegetabilisches Elfenbein ꝛc. ꝛc.;
10. aus dem Thierreiche: Felle, Häute, Wachs, Honig, Horn u. s. w.;
11. aus dem Mineralreiche: Salze, Thone (sehr feine), Kupfer, Zinn, Blei, Antimon, Eisen, Gold im Westen.

Auch Kohle wird sich finden, wenn nur mit Verständniß darnach geforscht wird, wenigstens sollte ich meinen, lohnte das sehr der Mühe.

Zur Durchführung aller dieser, reichen Erfolg versprechenden Vorschläge — einschließlich mindestens eben so vieler wissenschaftlicher Erfolge auf vielen Specialgebieten — bedarf es in erster Linie, als **Grundbedingung für die Möglichkeit der Durchführung überhaupt**, eines kleinen Dampfers, mit Hilfe dessen:

1. Die große Victoria-Lagune und alle ihre Arme und Verbindungen namentlich mit der Hauptwasserader, dem Niger, explorirt werden müßten. Vor allem würde ein guter Binnenlandswasserweg von Lagos — der Lagunenstadt Westafrikas, wo jetzt der deutsche Handel prädominirt — nach dem Niger und die hypothetische Verbindung zwischen Benuë und Logone (Fluß von Bagirmi) nachzuweisen, von hoher Bedeutung sein;

2. die an verschiedenen Plätzen im Niger-Benuë-Gebiete temporair zum Studium desselben zu stationirenden Specialgelehrten*) (Chemiker, Botaniker, Geologen u. s. w.), regelmäßig mit Proviant und allen sonstigen Bedürfnissen versorgt, ihre Sammlungen, Briefschaften 2c. nach der Küste zur Verschiffung, sowie sie selbst, ihre Apparate 2c. nach Bedürfniß von Ort zu Ort gebracht werden könnten.

In derselben Weise könnten dann auch junge tüchtige Männer sich selbst heranbilden für das afrikanische Geschäft. — Mittelst eines guten Dampfbootes für deutsch-wissenschaftliche sowohl als commerzielle Interessen würde die beste und einzige Gelegenheit geboten, die nöthigen Localkenntnisse zu erwerben, auch Proben zu sammeln, sowohl von den Landesproducten, als von europäischen Industrie-Erzeugnissen, auch unser handelsgeographisches Museum in Berlin zu bereichern und hauptsächlich so den Werth des Niger-Benuë-Gebietes gründlich zu studiren, wonach jeder Kaufmann daheim seine Calculation leicht und sicher zu machen im Stande sein würde.

Zu solchen Zwecken wünsche ich die Vereinigung der Vertreter des westafrikanischen Handels und der Industriellen, die ihre Erzeugnisse hierher absetzen oder abzusetzen wünschen, der Wissenschaft und der Vertreter colonisatorischer Ideen. — Wenigstens würde das Bewußtsein, zu solcher Vereinigung etwas beigetragen zu haben, eine hohe Genugthuung für mich sein.

Es giebt philosophische Aussprüche, die wie Grundsätze der Mathematik unumstößlich sind. — In Bezug auf meine Vorschläge möchte ich daran erinnern, daß der Satz: „Einigkeit macht stark“ eine gleichwerthige Wahrheit enthält, wie $2 \times 2 = 4$. Freilich sind nicht alle Wahrheiten so leicht für Jedermann zu begreifen, sie verlangen vielmehr zumeist Vertrautheit mit besonderen Verhältnissen, sie verlangen ihren Mann und ihre Zeit. — Seit Stanley den Kongolauf festgestellt, glauben wir in Afrika ein neues Indien zu sehen. Die Entdeckung der Nigermündung durch die Gebrüder Lander war in mancher Hinsicht eine ähnliche That und fand ähnlich begeisterte Aufnahme und Unternehmungslust.**) — Heinrich Barth's Entdeckung des Benuëstromes gab jener dann die größere Bedeutung; doch beschäftigten andere Dinge die Welt zur Zeit, und seinen Errungenschaften wurde nur von Wenigen rechtes Verständniß entgegengebracht. Dr. Petermann prophezeihte eine neue Aera für den so lange verschlossen gewesenen Continent, und man darf überzeugt sein, in der nächsten

*) Sobald ich ein Schiff zur Verfügung habe, und für einige Bequemlichkeit zu sorgen im Stande bin, würde ich einen öffentlichen Aufruf ergehen lassen, und bin sicher, brauchbare Kräfte für alle Specialarbeiten ohne besondere Unkosten zu finden.

**) Die Expedition der Schiffe „Wilberforce“, „Albert“ und „Sudan“ 1841.

Zukunft noch bewiesen zu sehen, daß an praktischer Bedeutung die Barth'sche Entdeckung des Benuëstromes der Stanley'schen Großthat stets würdig zur Seite stehen wird.

Die Frucht war damals noch nicht reif, heute aber ist sie es und will gepflückt sein. Beweisen wir denn den Manen des großen deutschen Forschers, was wir versäumten, dem Lebenden zu bezeigen, — Verständniß und Würdigung seines edlen Strebens, seiner hohen Errungenschaften durch die That. — Bauen wir ihm ein Fahrzeug, das seinen Namen trägt, mit der Bestimmung, seine Hoffnungen zu verwirklichen; ein Fahrzeug der „modernen Civilisation", wie es sein geistiges Auge damals (Juni 1851) den Benuë heraufkommen sah und möchten diesem zahlreiche andere folgen mit den „Alles überwindenden Kräften des Nordens", mit rüstigen Deutschen, Söhnen königlicher Kaufleute der alten Welthandelsstädte Hamburg und Bremen, die nichts schreckt, wenn es gilt, die Herrlichkeiten und Schätze der weiten Welt zusammen zu tragen zu Nutz und Frommen ihrer Landsleute, zur Erhöhung der Freuden, zur Linderung der Leiden der Menschheit, zur Mehrung des Reichthums, des Ruhmes und der Pracht der stolzen Hansa.

Abutschi am Niger, 18. August 1883.

Ed. Robert Flegel.

Dritter Brief.

Inhalt: 1. Von der Bedeutung wissenschaftlicher Stationsbeobachtungen.
2. Ueber das Wo, Was und Wie meiner praktischen Ziele.

Der Tag ist nicht mehr fern, an welchem es eine Unmöglichkeit geworden sein wird, einen der Continente auf völlig neuen unbetretenen Pfaden zu kreuzen, die zur Lösung wichtiger geographischer Probleme führen, denn wir leben wieder in einem großen Entdeckungszeitalter, das kaum seinen Höhepunkt erreicht haben dürfte, nach der Zahl der im Felde stehenden Forscher, dem Eifer derselben und den täglich neu zur Fahne strömenden Freiwilligen zu urtheilen, deren Schicksalen und Thaten das regste Interesse der ganzen gebildeten Welt mehr denn je gehört.

Diese gesunde und erfreuliche Zeitströmung überfluthet nicht nur befruchtend alle Wissenschaften mit einer Fülle neuer Erfahrungen, sondern scheint auch namentlich bei uns — in Deutschland — bestimmt, socialen Nothständen abzuhelfen, und verspricht uns eine neue, vielverheißende Aera in unserer nationalen Weltstellung zu eröffnen.

Die gegenwärtige Generation ist zu der Hoffnung berechtigt, die allgemeine Kenntniß der Continente in ihren wichtigsten Grundzügen

abgeschlossen dem kommenden Jahrhundert als werthvolles Vermächtniß überliefern zu können und damit den Grund gelegt zu haben zur wissenschaftlichen Forschung der nächsten Zukunft: der Methode der Stationsbeobachtungen, durch die allein uns unbekannte Erdstrecken in Wahrheit erschlossen werden, d. h. zugänglich werden für jede Art civilisatorischer Thätigkeit, welche die ihr innewohnende, wohlthätig rückwirkende Kraft auf Einzelne sowohl als auf ganze Völker noch nie verleugnet hat.

Ohne die Bedeutung der Großthaten eines Rohlfs, Cameron, Stanley, Serpa Pinto, Wißmann ꝛc. zu verkennen oder in Geringstem schmälern zu wollen, kann man mit Recht behaupten, daß ein solches Durcheilen weiter Strecken unbekannter Erdräume den gegenwärtig an die wissenschaftlichen Resultate gestellten Anforderungen nicht Genüge zu thun vermag; man darf ferner behaupten, daß, diese Anforderungen zum Maßstabe genommen, manches in dieser Weise schon erforschte Gebiet wieder erforscht werden muß, um es der Wissenschaft, als nur in seinen Grundzügen bekannt, zu sichern. Das Vorstehende ist nichts weniger als ein Vorwurf für jene Helden, die durch die Anregung, welche ihre Großthaten auf alle Gemüther ausübten, schon allein der Wissenschaft die dankenswerthesten Dienste leisteten, sondern es liegt in der Natur der Sache, ihren jedes Einzelnen Vermögen weit übersteigenden Schwierigkeiten begründet. Hat Stanley auch wissenschaftlich sehr unzuverlässige Beobachtungen mitgebracht, so haben doch die bewunderungswürdigen Erfolge seines gewaltigen Unternehmens den Bestrebungen unserer Zeit eine ihrer Hauptrichtungen gegeben.

Diese Thatsachen weisen die leitenden Kreise, die Vorstände der geographischen Gesellschaften sowohl, als der Colonialvereine, von selbst auf die passendste Methode zur Erforschung unbekannter Erdtheile hin, auf Stationsbeobachtungen und auf planmäßiges, schrittweises, auf neue Stationen gestütztes Vorschreiten in jene Gebiete hinein, die noch der Entschleierung harren.

Nicht nur, daß auf diese Weise die Kenntniß des betreffenden Gebietes nach jeder beliebigen Richtung hin durch geringe Mehrausgaben — nachdem einmal die Ausgaben für die Stationen gemacht sind — gefördert werden kann, die Wissenschaft wird auch von solchen Stationen in der Regel das werthvollste, d. h. vollständig Vertrauen verdienendes, Material zur Verarbeitung erhalten. — Der Einzelreisende, der überhaupt nur nach einigen wenigen Richtungen hin wird thätig sein können, ist bei schnellem Durchzuge durch ein Land fortwährenden Irrthümern ausgesetzt. Das hat mich die tägliche Erfahrung gelehrt.

Mein Dolmetscher auf der Sokotoreise sagte mir: „Kai kamar makaho, tafia wanan ba naka ne ba, nawa,“ d. h.: „Du bist wie ein Blinder, diese Reise (der Ruhm derselben) ist nicht die Deine, sie ist die meine.“ So unverschämt das klingt, so wahr ist es. — Der Reisende sieht und hört

tausend Dinge nicht, die täglich um ihn her geübt werden, tausend anderen legt er verkehrte Bedeutung bei. — Erst bei längerem Verweilen im Lande wird der Staar gehoben und er lernt die fremde Welt um sich her verstehen, die Dinge sehen, wie sie sind. Er lernt die Landessprache und wird damit in des Wortes (Karls V.) ganzer Bedeutung ein neuer Mensch.

Verkehrte Anschauungen, die Reisende — bei strengster Kritik gegen sich selbst — dennoch so häufig mitbringen, sind dann mehr schädlich als nützlich, denn

1. sie setzen, wenn sie rein wissenschaftliche Dinge betreffen, den Gelehrten, welcher sie zu bearbeiten beabsichtigt, häufig in die größte Verlegenheit und schädigen die Erkenntniß der Wahrheit überhaupt;
2. sie erzeugen, wenn sie auf praktische Dinge Bezug haben, bei dem unternehmungslustigen Kaufmanne 2c., der sie für seine Zwecke auszunutzen beabsichtigt, einen Widerwillen, mindestens eine Abneigung, selbst Verachtung gegen alle ähnlichen Berichte, der diesen, aus einem thatsächlichen Freunde der Wissenschaft in das Gegentheil verkehrt und ihn Herz und Kassette verschließen läßt gegen die Applicationen an letztere für Unternehmungen, welche keine besseren Resultate liefern.

Wo ein Land durch Residenten in demselben wissenschaftlich gründlich nach allen Richtungen hin durchforscht wird, da zeigen sich auch sehr bald dessen Vorzüge und Nachtheile für Ackerbau, Plantagenbau in den Tropen, Handel und andere rein praktische, d. h. auf Gelderwerb gerichtete Unternehmungen. Was hindert — eine Station vorausgesetzt — denn aber auch den Kaufmann selbst sich über den realen Werth eines engeren Gebietes für seine Zwecke genau zu informiren oder durch einen kaufmännisch geschulten Vertrauensmann orientiren zu lassen, falls Berichte von Männern der Wissenschaft dasselbe günstig für Handelsunternehmungen schildern. Die Unkosten der Reise, die Mühen derselben und die Gefahren 2c., alle werden nicht mehr von Bedeutung sein. — Ein Gleiches gilt von jeder Specialwissenschaft, für die es von Werth ist, in einem von Beobachtungsstationen besetzten Gebiete sich weitere Erkenntniß zu sammeln. Ein Gleiches gilt von den friedlichen Eroberungsbestrebungen unserer Nation in fremden Erdtheilen, die auf einem natürlichen — lange durch ungünstige Verhältnisse zurückgedrängten — Bedürfnisse beruhen, was unserer Regierung es nahe legt, geeignet scheinende Gebiete durch Beobachtungsstationen systematisch erforschen zu lassen.

Wir sind gegenwärtig zu der Ueberzeugung vorgeschritten, daß weder die exacte Wissenschaft, noch die Praxis, noch auch die Colonialpolitik aus jenen Unternehmungen Einzelreisender, welche die Welt mit Bewunderung erfüllen — und bei welchen es diesen gelingt einen Continent zu kreuzen oder

gewaltige seither unbekannte Ländermassen zu durchziehen — einen zu den meist sehr großen Kosten irgend im Verhältniß stehenden Nutzen erzielen, **wenn nicht** die Specialerforschung — durch Beobachtungsstationen am besten gefördert — ihnen auf dem Fuße folgt, wenn nicht Colonialvereine sich willig bezeugen, ihre Expeditionen hinaus zu senden und das Gebiet auf seinen Werth durch Vertrauensleute kennen zu lernen. **Wo das geschieht**, wo die Specialforschung jenen kühnen Pfadfindern ohne Säumniß folgt, da wird der Werth ihrer That stets ein bedeutender sein, ja sich in den Augen der Mit- und Nachwelt immer mehr erhöhen und gewürdigt werden **als die nothwendige** Grundlage für die Resultate der Specialforschung, deren Früchte sie mitreifen sieht, vielleicht mitgenießt.

Da ein solches in jeder Beziehung zeitgemäßes Vorgehen von Seiten der geographischen Gesellschaften Deutschlands im Verhältniß zur früheren Methode der Forschung ganz bedeutende Mehrausgaben erfordern würde, sollte es in für die Ausbreitung des deutschen Handels ꝛc. nutzbringender Weise unternommen und fortgeführt werden, so würde das nicht nur die Vereinigung sämmtlicher geographischen Gesellschaften Deutschlands in erster Linie nothwendig machen, sondern auch die kräftigste Unterstützung dieser seitens der Nation und der Regierung erfordern.

Die deutsche Regierung wird sicher nicht ermangeln, einem Institute (die vereinigten geographischen Gesellschaften Deutschlands), das wie kaum ein anderes die Hebung des Wohlstandes und Nationalruhmes zu fördern vermag, die größtmöglichste moralische wie auch pecuniaire Unterstützung zu Theil werden zu lassen, wenn sie nur sieht, daß die Bedeutung desselben von der Nation begriffen ist und ihm — namentlich in den leitenden Kreisen der deutschen Kaufmannschaft und bei den Industriellen — eine thatkräftige Unterstützung zu Theil wird; denn der Regierung allein kann man die ganze Kostenlast für derartige größere Unternehmungen nicht zumuthen. Diese muß zum größten Theil durch freiwillige Zeichnungen patriotisch gesinnter, zur Förderung des Allgemeinwohls gern ein persönliches Opfer bringender Männer beschafft werden. — Daß auch Deutschland solche Männer besitzt — namentlich seit uns durch Begründung des Reiches das nationale Ehrgefühl gestärkt und selbst nationaler Ehrgeiz erwacht ist —, daran wird heute Niemand mehr zweifeln, und sind mir sogar persönlich davon schöne Beweise geworden. Aber es genügt nicht, daß hier und da ein hochherziger Mann bedeutende Mittel, ja selbst neben diesen auch noch seine ganze persönliche Thatkraft einsetzt, um bestimmte Pläne durchzuführen, — er muß dazu auch noch so viel Selbstverleugnung besitzen, seinen Namen aufgehen zu lassen in den einer größeren Gesellschaft (der vereinigten geographischen Gesellschaft Deutschlands), damit die deutschen Kräfte nicht zersplittert verschiedenen divergirenden Zielen zustreben, mehr Geld und Kräfte verbrauchen, als deren Resultate es werth sind. — Nur bei einem gemeinschaftlichen Vorgehen, bei einheitlicher

Leitung und mit den bedeutendsten Mitteln können große Ziele, wie wir sie hier im Auge haben, von Erfolgen von bleibendem Werthe begleitet sein.

Wie beim Ackerbau nur in der Großwirthschaft bedeutende, das Land reich machende Ueberschüsse erzielt werden können, während die Kleinwirthschaft gewöhnlich das verbraucht, was sie erntet und in schlechten Jahren selbst oft Mangel leiden muß, so würde sich hier eine gemeinsame große, von den ersten Männern der Nation geleitete Unternehmung verhalten zu zahlreichen kleinen Privatunternehmungen.

Ein solches großes Unternehmen ins Leben zu rufen, scheint der rechte Zeitpunkt gekommen. — Namentlich in Deutschland ist man sich der Vortheile wohl bewußt, die ein gemeinsames Vorgehen auf wissenschaftlichem sowohl, wie praktischem Gebiete in sich schließt, und werde ich nicht vergeblich in dieser Beziehung appelliren.

Doch „wo"? soll damit begonnen werden, um der oben erwähnten Volksneigung sich neue Theile der seither ganz oder großentheils noch unbekannten Welt dienstbar zu machen, die, wenn richtig geleitet, für unser Vaterland nur zum Heil und Segen werden kann? „Was"? soll zu diesem Zwecke geschehen und „wie"? soll dieses „Was" angegriffen und durchgeführt werden?

„Wo"?

Man richte diese Frage an unsere Forschungsreisenden und Agitatoren für ähnliche Ziele, wie die hier unterstellten, deren Zahl heute wahrlich nicht klein ist, und jeder derselben wird sich mit Eifer für die gute Sache und voll fester Ueberzeugung der Richtigkeit seiner Anschauung erheben und auf sein Gebiet hinweisen, jeder derselben wird mit unerschöpflichem Reichthum von unwiderlegbaren Beweisen für den ganz besonderen Werth gerade seines Gebietes ankommen, wie sie nur die Begeisterung für ein unter großen Schwierigkeiten und opferwilliger Selbstverleugnung Jahre lang verfolgtes Unternehmen ihm zur Verfügung stellt.

Für Denjenigen, der hoch über den Zinnen solcher, naturgemäß an Vorurtheilen sehr reichen Privatanschauungen steht, der Hunderte gehört und gelesen und für sich kritisch verglichen hat, ist das erklärlich, ihn lassen solche meist sehr sanguinische Berichte gewöhnlich sehr kalt und der Reisende beklagt sich dann wohl über Mangel an Verständniß für seine Bestrebungen in der Heimath. Auch mir geht es sehr ähnlich und daher will ich die Antwort auf die Frage „Wo" nicht selbst geben, sondern mit Hilfe von Aussprüchen competenter Kreise und begründeter Nachweise.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Westküste von Afrika für uns sehr in den Vordergrund getreten ist durch die Arbeiten der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, durch Stanley's Entdeckung des schiffbaren Congo, durch Hübbe-Schleiden's hervorragende colonialpolitische Schriften 2c. Sie war seit lange für uns wichtig, und wie sehr sie es heute ist, darüber wird die Fahrt der „Möwe" noch unerwartete,

erfreuliche Aufschlüsse geben, denn man kannte die Bedeutung des deutschen Handels an der Westküste Afrika's seither nicht, weil es geflissentlich verborgen gehalten wurde.

In Bezug auf meinen Aufruf (erster Brief) an die Freunde deutscher Afrikaforschung &c. wird mir unter Anderem aus Deutschland geschrieben, und zwar mit Angebot von Mitteln zu praktischen Unternehmungen:

> „Gegenwärtig liegen die Verhältnisse des Xschen Handels „der Art, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, für den „Handel neue Gebiete zu erschließen, in unserer Kaufmann„schaft, besonders den leitenden Kreisen (in deren Auftrage der „Schreiber handelt) ziemlich allgemein geworden ist; auch darüber „ist kaum ein Zweifel, daß diese Gebiete nur in Afrika gefunden „werden können. . . .“

Auch hiermit ist zunächst wieder an die Westküste gedacht, die für die deutsche Schifffahrt am bequemsten liegt, die die zahlreichsten und bedeutendsten Meereseinschnitte und die größten, zahlreichsten, in jeder Beziehung bedeutendsten schiffbaren Ströme als Zugänge, natürliche Handelswege zum Innern bietet, die durch ihre politischen Zustände — die wichtigsten Strecken, z. B. die vom Niger bis zum Congo, sind noch frei — und durch ihre schon vorhandenen Beziehungen zu Deutschland unfraglich das wichtigste Gebiet für uns ist.

Große Wasserstraßen sind für den Handel und seine Ausbreitung von höchster Bedeutung. Wenn man sich nun in den Streit um den Congo (die Mündung) nicht mischen will — wie das unsere Gesellschaft in den Berichten über ihre Thätigkeit und Beschlüsse für die Zukunft auch ausgesprochen hat, — sondern nur einfach fortfährt, sich in jenen bestimmten Gebieten des Congo, den südlichen Zuflüssen, wo die deutsche Forschung Erfolge errungen und sich das Land erschlossen hat, das Vertrauen und die Zuneigung der Landeskinder zu erwerben und sich daselbst seinen Einfluß für die Zukunft zu sichern, so bleibt noch das Gebiet des Niger-Benuë mit seinen zahlreichen, größtentheils noch unbekannten, theils hypothetischen — von höchster Bedeutung — Wasserverbindungen **als freies, noch keiner europäischen Macht gehörendes Gebiet übrig,** — außerdem als Wasserstraßen zweiten und dritten Ranges: der Alt-Kalabar, Kamerûn und Ogowe. Mit ersterem steht der Niger durch Lagunen in directer Binnenlandsverbindung und der Benuë empfängt mit ihm sein Wasser von demselben im Mittel 4—5000 Fuß hohen Scheidegebirge, welches letztere, wenn überhaupt an Colonisation im tropischen Afrika gedacht werden kann, allein sich seiner sehr gemäßigten Temperatur, des reichlich vorhandenen Großviehes, der ausgedehnten Weidegründe und des guten Bodens wegen dazu in begründetem Maße geeignet erweisen könnte. — Der Kamerûn wird sich wohl als ein Fluß von weit größerer Bedeutung, als man ihm seither beigelegt, ausweisen und oder auch der Ogowe, wie meine Erkundigungen

über das hydrographische System im Süden der Wasserscheide zu bestätigen scheinen.

Somit wäre die Frage „Wo“ genau beantwortet mit West-Afrika vom Niger bis zum Congo, und das „Warum“ hier und nicht anders wo, zugleich begründet.

Die zweite Frage: „Was“ soll in diesem Gebiet (West-Afrika, vom Niger bis zum Congo) geschehen, um der deutschen Volksneigung zu überseeischen Unternehmungen gerecht zu werden?

Die wissenschaftliche Kenntniß der genannten Gebiete soll bestmöglichst und nach allen Richtungen hin durch Stationsbeobachtung gefördert werden; das Gebiet soll durch diese insbesondere auf seine Productionskraft und Productionsfähigkeit also für deutsche Handelsinteressen untersucht werden, da der Handel Deutschlands nur durch eine seinen Bedürfnissen entsprechende nicht unbedeutende Erweiterung seines Absatzgebietes zu höherer Blüthe gelangen kann, und auch um eventuell für Plantagenbau und selbst Colonisation geeignete Gebiete ausfindig zu machen.

Aber „Wie“ soll das geschehen und in welcher Weise ist am sichersten ein Erfolg von Bedeutung zu erwarten?

Das „Wie“ ist natürlich ganz von den zur Verfügung stehenden Mitteln abhängig, und diese in genügender Quantität (denn Deutschland und Deutsche sehen immer mehr ein, daß sie nicht so arm sind im Verhältniß zu anderen Nationen, als man zu glauben sich gewöhnt hatte) vorausgesetzt, wozu wir heute Grund genug haben. Auch sind mir persönlich Angebote gemacht, die mich zu solcher Voraussetzung berechtigen.

Genügende Mittel also vorausgesetzt, schlage ich vor, eine Gesellschaft zu constituiren oder der Afrikanischen Gesellschaft Mittel zur Verfügung zu stellen zum Zwecke der Förderung unserer wissenschaftlichen Erkenntniß, der Förderung und Entwickelung des deutschen Handels und event. auch der Anlage von Plantagen im westlichen Sudan mit der Wasserstraße (Lagos, Victoria-Lagune, Wari) Niger-Benuë (Mao Kebbi, Logone, Tsadsee, Schari) und Zuflüssen als Basis.

Um diese hohen Zwecke zu erreichen, welche mit der Zeit den durch zahlreiche gebrachte Opfer an Geld und kostbaren Menschenleben uns gebührenden Antheil am vielversprechenden Handel mit dem westlichen Sudan sichern werden, und uns eine Quelle des Wohlstandes, erleichterter und darum glücklicherer Lebensverhältnisse für viele tausende, jetzt unter socialen Mißständen nothleidende Deutsche werden können, müßte zunächst für mehrere Jahre trotz eines großen Anlagecapitals von einem Verdienste überhaupt ganz abgesehen werden, denn es würde zunächst nöthig sein, den Boden hier für die Saat zu bestellen, zu säen, dann der Aussaat auch die Zeit zu gönnen, zu keimen und zu wachsen. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß rein kaufmännische, ganz ausschließlich auf Gelderwerb

gerichtete Unternehmungen hier keine Aussicht hätten, auch vor Ablauf mehrerer Jahre ein Geschäft zu machen, im Gegentheil ist auch diesen gerade hier ein großes Feld offen, trotz der mächtigen englischen Concurrenz.

Die deutsche Tüchtigkeit, Solidität, Umsicht, Sparsamkeit, die Umgangsfähigkeit, das Vermögen und der gute Wille, fremde Sprachen leicht zu erlernen und sich fremden Verhältnissen anzupassen, wird auch hier den Sieg zu erringen wissen. — Aber es ist nöthig, das Gebiet durch rein wissenschaftliche oder wissenschaftlich-commerzielle Stationen erforschen zu lassen durch Herbeiziehen der verschiedensten Kräfte, Beschaffung von Transportmitteln 2c., dasselbe leicht zugänglich zu machen für alle Interessenten und die Kenntniß desselben in die weitesten Kreise Deutschlands zu tragen, um praktische Unternehmungen zu erleichtern und zu fördern und einzuleiten.

Capitalien für die Ausführung dieser Ideen müßten von opferwilligen Menschenfreunden und Patrioten hergegeben werden, um als Pflug zu dienen, den Acker zu bestellen, für Andere wohl zumeist, wenn auch Landsleute. Es ist wohl anzunehmen und zu hoffen, daß vielleicht auch neben der Freude, der erste Hebel gewesen zu sein, der ein so viel versprechendes Unternehmen möglich machte, den hier gedachten Menschenfreunden mit der Zeit durch wichtige Entdeckungen von werthvollen, heut noch unbekannten Producten des Pflanzen- und des Mineralreiches auch ein pecuniairer Vortheil wird, aber ebensowohl kann auch der entgegengesetzte Fall eintreten, daß das darauf verwendete Capital nur einfach seinen Zweck erfüllt: die wissenschaftlichen Erfahrungen und die auf den Werth des Gebietes für Handelsunternehmungen zu erweitern, und auch das wäre als ein gutes Resultat zu betrachten. Vorausgesetzt, daß die Leitung des Unternehmens in guten Händen ruht, könnte in kurzer Zeit die Wasserverbindung nach Lagos hin, die wichtigsten Arme und Hinterwasser des unteren Niger sowohl als auch der untere Lauf der Benuë-Zuflüsse und die hypothetische Verbindung dieses Flusses mit dem Schari und Tsadsee untersucht und die Resultate dieser Untersuchungen mappirt sein. Es könnte ferner schon nach Ablauf eines halben Jahres eine gründliche Kenntniß mit Zahlen nachzuweisen und Probensammlungen von Import- und Exportartikeln (für willige Unternehmer) über das Nigergeschäft und dessen factischen Werth erworben sein. Es könnten wichtige und interessante Sammlungen zur Förderung aller Zweige der Wissenschaft angelegt werden und manche wichtige Erkenntniß über die Natur des Landes und dessen Bewohner gewonnen, ja sogar — wenn das Glück dem Unternehmen besonders hold sein will — manches wichtige, reichen Verdienst abwerfende Product entdeckt worden sein, namentlich wenn noch eine phytochemische verlegbare Station beschafft wird und meine Methode, das Land durch freiwillige Arbeiter erforschen zu lassen, durchgeführt wird. Ueber die Ausführung siehe meine Vorschläge für das Riebeck'sche Unternehmen.

Die rein praktischen Unternehmungen sollten sich auf die Arbeiten jener: Flußaufnahmen, Studien über die Uferländer, noch unbekannten Producte derselben 2c. 2c. stützen können, um so leichter über einige erste Schwierigkeiten hinweg zu kommen und festhalten zu können an der erwählten Bahn, um das große Ziel auch hier — wie in anderen Gebieten West-Afrika's — zu erreichen, für Deutschlands Handel die Vorherrschaft zu erringen.

Lagos, August 1884.

Ed. Robert Flegel.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstr. 32.

Die

Deutschen Colonialgebiete.

Nr. 5.

Das

deutsch-ostafrikanische Gebiet.



Mit Benutzung der neuesten Quellen

von

M. Lindner.

Mit 1 Karte und 5 Illustrationen.

Preis 1 Mark.

Leipzig.
Verlag von Edwin Schloemp.
1885.

Die Deutschen Colonialgebiete.

Nr. 5.

Das deutsch-ostafrikanische Gebiet.

Mit Benutzung der neuesten Quellen

von

M. Lindner.

Mit 1 Karte und 5 Illustrationen.

Leipzig,
Verlag von Edwin Schloemp.
1885.

Vorwort.

Seit langen Jahren sagten sich gewisse Leute in Europa, daß nach Sachlage der Dinge im Allgemeinen „die Welt weggegeben sei" und somit eine wesentliche Aenderung der Colonialstellung der ausschlaggebenden politischen Reiche kaum stattfinden könne, um so mehr als ja den Mächten zweiten Ranges ein Ueberschreiten ihrer bisherigen Bahnen und das Verlangen nach Antheil am Welthandel resp. Weltregiment schwerlich gute Früchte tragen dürfte. —

Der Welthandel lag in Englands mächtiger Hand, das in Besitz genommen hatte, was zu annectiren war, Frankreich spielte nur auf dem Festlande eine bedeutende Rolle, Rußland war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt und Deutschland war nur ein geographischer Begriff, während die Staaten Südeuropas durch innere Wühlereien erschüttert wurden. In ganz Amerika war das Land in festen Händen und lebenskräftigen Staaten einverleibt, das Festland und die meisten Inseln und Inselchen Australiens in englischem Besitz, die Inselwelt Hinterindiens beanspruchte Holland als sein unantastbares Eigenthum und den ostasiatischen sowie ost- und westafrikanischen Handel besorgten England und Frankreich gemein-

schaftlich und mit großem Erfolg. Von Afrika, dem „dunklen Erdtheil“, kannte man an seiner Ost- und Westseite nur die ungefähre Küstenentwicklung, fuhr zum Zwecke des Tauschhandels bis in die Mündungen der großen Flüsse, freute sich das Geschäft ohne Wettbewerb der anderen Europäer machen zu können, begnügte sich damit und blieb in Unkenntniß über das Uebrige, in der beruhigenden Vermuthung, daß die Concurrenz Anderer ja ausgeschlossen sei.

Die Jahre 1864—1871 genügten indessen, um aus dem „geographischen Begriff Deutschland“, der schon vorher in Kunst und Wissenschaft eine führende Stellung inne hatte, aus dem „Volke der Schulmeister und Gelehrten“ den ausschlaggebenden Factor in der europäischen Politik zu machen. Einig, groß und mächtig geworden fühlte Deutschland ebenso wie jede andre große Nation das Bedürfniß nach Absatzgebieten und vornehmlich nach Colonien in sich erwachen und dies in einem Maße, daß alle Schichten des Volkes auf das Lebhafteste davon ergriffen wurden. Die Leitung dieses neuerstandenen und gefürchteten Reiches, das sich wider Erwarten einiger Nachbarn sehr rasch consolidirte, erkannte inzwischen, daß die Welt doch noch nicht so ganz hinweggegeben sei, und urplötzlich sahen England und Frankreich an verschiedenen Punkten Westafrikas Deutschlands Banner wehen. Deutschland war zu mächtig geworden, als daß es sich in ihm von anderer Seite vorgeschriebene Bahnen hätte weisen lassen. Dies sah England auch sehr bald ein und fügte sich officiell

in das Schicksal, an der Küste Westafrikas einen Concurrenten zu haben. Nun zeigte sich auf einmal ein hastiges Leben und Treiben, denn jeder suchte von Afrika soviele Küstenpuncte als möglich zu besetzen, um bei der Theilung nicht zu kurz zu kommen, selbst Italien versuchte Südarabien gegenüber festen Fuß zu fassen und speculirte auf Abyssinien; die von England so schmählich behandelten Boers deuteten den Schrecken der Engländer über Deutschlands Fußfassen auf Afrikas Boden als das Herannahen einer Befreiung vom beständigen Drucke und plötzlich entwickelte sich ein freundliches Herüber und Hinüber zwischen Deutschland und den Boers, so daß es den Anschein gewann, als wolle Deutschland durch ein Schutz- und Trutzbündniß mit den „Afrikandern" resp. durch eine Schutzherrschaft über sie quer durch Südafrika ein breites Band deutscher Machtsphäre ziehen, um das Capland vom Handel mit dem großen Innern und dem Einfluß auf dasselbe durch eine Grenze abzuschneiden und somit die ganze Capkolonie lahm zu legen. Das böse Schicksal sorgte in der That dafür, daß das große gewaltige Mittelstück des südlich der Sahara gelegenen Afrikas nicht zum Object des englischen Einflusses in Zukunft werden sollte, indem es daraus den unter Neutralität gestellten Congostaat schuf. Wenn nun England auch bis jetzt das Aufgehen der Boers in der deutschen Machtsphäre noch nicht erlebte, so hatte doch andrerseits Deutschland seinen vermeintlichen Wahlspruch: „Quer durch Afrika!" nicht aufgegeben, sondern sandte plötzlich die Kunde in die Welt hinein, daß es im

Hinterlande der Suaheliküste, gegenüber also von Zanzibar, ein neues großes Gebiet sich zu eigen gemacht habe. Dessen Besitzergreifung und die Untersuchung über seine Verhältnisse, soweit es das vorhandene Material ermöglicht, soll den Stoff zum vorliegenden Schriftchen bilden, das sich die Aufgabe stellt, aus den vorhandenen Quellen, den bis jetzt veröffentlichten Briefen*), Erlassen, Excursen u. s. w. ein anschauliches Bild zu schaffen.

---

*) Besonders sind hierbei die Briefe und Berichte von Karl Peters hervorzuheben, welcher der Leiter der afrikanischen Expedition war, sowie die Veröffentlichungen der „Deutschen Kolonial-Politischen Correspondenz".

I. Die Occupation.

Als sich nach Gründung des deutschen Reiches das Vorhandensein von Colonien allmählich als nothwendig herausgestellt hatte, fand diese Ueberzeugung in der Begründung des deutschen Colonialvereins beredten Ausdruck. War damit auch eine gewisse Grundlage für ein weiteres Vorgehen geschaffen, so lag doch die Gefahr nahe, daß in einer bloßen Vereinsthätigkeit, wie viele andre deutsche Bewegungen, so auch die Colonialbewegung schließlich verschlammen könne.

Vor dieser Gefahr ist unser Volk durch das thatkräftige Handeln des Herrn Lüderitz und das sich daran schließende Eingreifen der deutschen Reichsregierung gerettet worden. Die Periode der eigentlichen deutschen „Colonialbewegung" war praktisch abgeschlossen in dem Moment, wo eine actuelle deutsche Colonialpolitik einsetzte.

Aus diesen zweiten Stadium der Entwicklung heraus ist im April 1884 die Gesellschaft für deutsche Colonisation entstanden. Die Idee, welche ihrer Begründung zu Grunde lag, ist kurz die: aus den Kreisen unseres Volkes selbst durch kleinere Mitgliederbeiträge die Schaffung eines Actionsapparates zu ermöglichen, diesen Apparat dann aber ausschließlich für praktische Colonisation arbeiten zu lassen. Der Actionsapparat der Gesellschaft für deutsche Colonisation, in welchen die Ausübung der gesammten Gesell-

schaftsenergie mit Bewußtsein und principiell hineinverlegt wurde, war der Ausschuß der Gesellschaft.

Ende Juli 1884 konnte derselbe an die praktische Bethätigung seines Principes schreiten. Zur Colonisation gehört in erster Linie Geld, und, da die Gesellschaft für deutsche Colonisation Colonien gründen wollte, mußte sie demnach Geld schaffen. Wollte sich der Ausschuß nicht in schwächlichen Cirkeln bewegen, so mußte er demnach den moralischen Muth haben, Geld aufzunehmen auch für den Zweck einer erst noch zu gründenden Colonie. Es ward daher eine Ausgabe von 50 Mark-Antheilscheinen veranstaltet, aber nicht etwa an den „armen Mann", sondern nur an Mitglieder der Gesellschaft, und bereits am 15. September 1884 fand der Schluß der Emission statt.

Der zweite zur Begründung der Colonie erforderliche Schritt war die Anschaffung eines entsprechenden Colonisationsgebietes. Da die Gesellschaft unabhängige deutsche Colonien unter deutschem Banner gründen wollte, so war sie für die Auswahl natürlich auf das beschränkt, was zu solcher Auswahl noch vorhanden war. Es kam eigentlich nur Afrika in Frage, und hier erhoben sich zwei Möglichkeiten, entweder man konnte in das leichter zu erwerbende, aber im Großen und Ganzen weniger Aussicht bietende Westafrika gehen, oder den mühsameren Versuch unternehmen, sich im üppigen und wasserreichen Ostafrika niederzulassen. Der Ausschuß hatte sich zunächst für das Erstere entschieden; im letzten Augenblick noch drang indeß die letztere Auffassung durch, und bereits im November 1884 war durch die via Zanzibar entsendete Expedition auch diese zweite Aufgabe im Wesentlichen gelöst. Am 14. December 1884 waren die Vertreter der Gesellschaft für deutsche Colonisation, Dr. Karl Peters, der Vorsitzende der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, Referendar Dr.

Karl Jühlke und Joachim Graf Pfeil im rechtlichen Besitz von 2500 deutschen Quadratmeilen sehr üppigen Tropengebietes im Westen von Zanzibar.

Der Leiter der ganzen Expedition, Dr. Karl Peters, gab darauf im März 1885 einen ausführlichen Bericht



Dr. Karl Peters, Vorsitzender der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

in der „Tägl. Rundschau" heraus, dem wir in der Kürze nur das Wichtigste entnehmen:

„Am 1. Oktober 1884, Nachmittags $3^1/_2$ Uhr, dampften wir als Deckpassagiere „mit zweiter Klasse Verpflegung" an Bord des österreichischen Lloyd-Dampfers „Titania" aus dem Hafen von Triest ab. Ich hatte vom Ausschuß der „Gesellschaft für deutsche Colonisation" als Chef der Expedition unumschränkte Vollmacht für einen Landankauf in Ostafrika. Ich sollte „über die zu thuenden Schritte entscheiden" und „über die mitgenommenen Gelder verfügen". Mit mir war als erster Offizier mein Freund Dr. Karl Jühlke, als zweiter Herr Joachim Graf Pfeil, welcher sich zehn Jahre seines Lebens in Natal aufgehalten hatte. Außerdem war Herrn August Otto, eben-

falls einem alten Colonisten, gestattet, sich auf eigene Rechnung und Gefahr unserer Expedition anzuschließen, so freilich, daß er meinen Entscheidungen ebenfalls unterworfen war.

Die zum Theil hämischen, zum Theil wohl einfach täppischen Indiskretionen eines Theiles der deutschen Presse, welche zu pariren wir nicht immer im Stande waren, zwangen uns zu einigen außerordentlichen Maßregeln. Um die öffentliche Meinung auf falsche Fährten zu locken, reiste ich mit Herrn Dr. Jühlke von Berlin über Hannover nach Wien; in Hannover machten wir demonstrativ noch einige Einkäufe, und es gelang uns so thatsächlich, die Notiz in die Presse zu lanciren, daß wir über Liverpool nach Westafrika abgedampft seien. Diese Notiz waren wir im Stande, sogar in die „Times" und dadurch in die ganze englische Presse zu bringen. Für den Fall, daß indeß unsere Reise nach Ostafrika als solche festgestellt werden sollte, hatten wir Nutzen aus unsern Beziehungen zu den Buern gezogen, um die Anschauung zu erwecken, wir seien nach dem Transvaal gegangen. Zu diesem Zweck vertheilten wir auch noch mehrere hundert propagandistische Schriften des Herrn von Weber für die Buern-Sache im September vorigen Jahres als „geschenkt von der Gesellschaft für deutsche Colonisation" über Berliner Restaurants. Alles in Allem thaten wir Alles, um durch möglichst sich widersprechende Nachrichten, denen alsdann meistens die Widerrufe bald folgten, die öffentliche Meinung völlig in Verwirrung zu bringen und dadurch eine infame Indiskretion, augenscheinlich aus ganz eingeweihten Kreisen, unschädlich zu machen. Im Wesentlichen ist dies ja auch wohl gelungen.

Wie dem auch sei, unter angenommenen Namen und auf dem schnellsten Wege fuhren wir thatsächlich direkt

nach dem Stapelplatz Ostafrikas, dem schnell emporblühenden Zanzibar. Es mag einen oder den anderen meiner Leser interessiren, daß ich durch Deutschland als ein Mr. Kirkman, in Triest als Fred Hunter, an Bord der „Titania" als Mr. Bowman, in Aden und an Bord der „Bagdad" als Herr Baumann und auf der chartered-bank in Zanzibar als Mr. C. F. H. Peters, 81 Portland Road, Notting Hill, W. London, auftrat, daß Jühlke die Reise als Herr Janssen aus Amsterdam machte, Graf Pfeil sich nacheinander in einen Mr. Jim Hunter, (meinen Vetter), Mr. George und Herrn Georg verwandelte und Herr Otto unter der harmlosen Bezeichnung Herr Friedrich mit durchging. Die Reise nach Zanzibar war, abgesehen von diesen Verpuppungen normal; nur bei Bab el Mandeb und bei Guardafui hatten wir Sturm. Von Seekrankheit hatte indeß außer Graf Pfeil Keiner von uns zu leiden. Die Seereise war unbehaglich wegen der intensiven Spannung, in welcher wir uns befanden.

So kamen wir Dienstag den 4. in Zanzibar an. Meine Absicht war, wo möglich schon am zweiten Tage auf den Kontinent hinüberzugehen. Aus diesem Wunsch heraus hatte ich bereits an Bord der „Bagdad" die Aufgaben vertheilt. Graf Pfeil und Herrn Otto sollte das Umpacken unseres Gepäcks zufallen; ich selbst wollte mit Dr. Jühlke die nöthigen Besuche machen, die Tauschartikel und Geschenke einkaufen, sowie die Träger (Pagasis) miethen.

Zunächst ging ich mit Dr. Jühlke auf die chartered-bank of India Australia and China, um so schnell als möglich der Bürde und damit der Verantwortung über die mitgenommenen Geldsummen ledig zu werden. Darauf begaben wir uns ins deutsche Konsulat zu Herrn O'swald. Wir wurden hier als Mitglieder der sich in

Zanzibar gerade damals zusammenfindenden Expedition der société internationale begrüßt. Als wir dies ablehnten, wenn auch nicht eben allzu energisch, meinte Herr O'swald mit verständnißvollem Lächeln, er wolle selbstverständlich nicht in unser Geheimniß dringen. Für Mitglieder der Kongo-Expedition wurden wir zunächst auch von den meisten übrigen Europäern in Zanzibar genommen. So lange diese Anschauung zu halten war, thaten wir selbstverständlich nichts, um sie zu stören; im Uebrigen sprengten wir Engländern gegenüber aus, wir beabsichtigten ein „shooting trip" ins Innere, Deutschen gegenüber stellten wir uns als wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Seengebietes vor. Alles in Allem vermieden wir dabei Alles, was irgendwie die Aufmerksamkeit hätte auf uns lenken können.

Indeß nahm unsere Angelegenheit bereits am ersten Tage eine Wendung, welche wir nicht erwartet hatten und welche unsere Taktik, wenigstens gegenüber einem großen Theil unserer Landsleute als überflüssig erscheinen ließ.

Ich hatte eigentlich die Absicht gehabt, dem Hause Hansing & Co., dessen maßgebender Einfluß besonders auch beim Sultan mir gleich in den ersten Stunden unserer Anwesenheit bekannt geworden war, erst in der allerletzten Stunde vor unserer Abreise einen Besuch abzustatten. Ich konnte ja nicht wissen, wie sich dasselbe zu unserm Unternehmen stellen würde. Indeß wurden Jühlke und ich am Nachmittag bei unsern Bemühungen um Träger, Tauschartikel 2c. von allen Seiten immer wieder gerade auf Hansing's hingewiesen. So entschloß ich mich zuletzt, sofort hier genauere Erkundigungen einzuziehen."

Herr Strandes, der Vertreter des Hauses, konnte in-

deß keinen andern Bescheid geben als den: „Vor 3—4 Monaten werden Sie kaum ins Innere gehen können; einerseits wird Ihre Ausrüstung so viel Zeit beanspruchen, andererseits herrscht auf dem Kontinent eine allgemeine Hungersnoth von Mozambique die ganze Somaliküste hinauf. 3—4 Monate ist überhaupt die normale Zeit für derartige Vorbereitungen."

„Dies klang" fährt Peters in seinem Berichte fort, „keineswegs ermuthigend". Freilich änderte es an unserem Entschluß der sofortigen Abreise Nichts; wohl aber stellte es uns in Aussicht, daß wir eventuell an einer mangelhaften Ausrüstung zu Grunde gehen könnten. Inzwischen nahmen wir Hansing's Anerbieten der Unterstützung dankend an, und Jühlke und ich wurden auf den Abend zu einem Diner eingeladen. Darauf begaben wir uns in unser Hôtel, wo wir erfuhren, daß Graf Pfeil inzwischen eine Dow zur Ueberfahrt nach Bagamojo gemiethet hatte. Die Dow hatten wir also; wenn auch, wie sich hernach herausstellte, zu einem etwa 5fach übertriebenen Preise; es fehlte nur noch die Belastung dieser Dow mit Mannschaft und Gepäck.

Im Verlauf des Abends stellte sich heraus, daß die Herren von Hansing's nicht nur Kenner, sondern scheinbar auch Förderer unserer Absichten waren, wenngleich wir sehr wohl herausfühlen konnten, daß sie ungeheuer wenig Vertrauen in den Erfolg derselben setzten.

Hansing's erklärten sich in sehr liebenswürdiger Weise bereit, uns zu helfen, und es gewährt mir eine besondere Genugthuung, hier öffentlich bekennen zu dürfen, daß wir der thatsächlichen Ausführung dieses Versprechens zum guten Theil die Schnelligkeit unserer Abreise zu danken haben.

Denn nunmehr ging es mit den Vorbereitungen dazu

sehr flott vorwärts, wenn auch die Art derselben den Herren in Zanzibar manches Kopfschütteln abgewinnen mochte. Denn mein Bestreben war, gegen den Rath aller Sachverständigen, so wenig Munition mit hineinzunehmen, wie nur irgend möglich war. So setzte ich die mitgebrachten Vorräthe alle auf etwa ein Viertel bis ein Drittel ihres Gewichtes zurück. Statt 100 Pfund Zucker, die wir gekauft hatten, nahm ich nur 30 Pfund, statt 50 Zinnbüchsen Gemüse nur 15, Mehl gar nicht, Kompots gar nicht u. s. w. Dafür kaufte ich zu den 50 Pfund Pulver, die wir durchgeschmuggelt hatten, noch 50 Pfund hinzu, und vor Allem nahmen wir sehr große Ballen an Tauschartikeln und Geschenken für die Häuptlinge mit. Die Letzteren bestanden aus Talaren, Tüchern, Kattunen, Perlen u. s. w., unter Anderem auch aus 25 Husarenjacken, welche uns manchen heiteren Augenblick im Innern verschafft haben.

In Bezug auf die Mannschaft engagirten wir in Zanzibar nach und nach sechs persönliche Diener, welche bewaffnet wurden; mit einem Hindu aus Saadane kontrahirten wir durch Vermittlung des Hauses Hansing und Compagnie wegen der Gepäckträger (Pagasis). Ich hatte eigentlich beabsichtigt, über Bagamojo zu gehen. Es wurde mir indeß mitgetheilt, dies sei unmöglich, da die Bagamojo-Straße augenblicklich durch die räuberischen Massai-Horden verlegt sei und ich keine Mannschaft für diese Route erhalten würde. Die ganze Geschichte erwies sich nachträglich als Mythe, wie so manches andere Gerücht. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß die Herren in Zanzibar im Allgemeinen merkwürdig schlecht über das Innere von Afrika und seine Verhältnisse orientirt sind.

Am Dienstag waren wir in Zanzibar eingetroffen: am Sonnabend war die Ausrüstung, so, wie ich sie nun

einmal beschlossen hatte, fertig. Das „Unmöglich", welches uns entgegengehalten war, hatte sich also auch diesmal wieder als unbegründet herausgestellt. Ueberhaupt, meine ich, sollte man mit diesem Wort im Allgemeinen vorsichtiger umgehen, als dies geschieht, besonders in Deutschland. Man kann ja niemals wissen, was unmöglich ist, als bis man es thatsächlich versucht hat. Besonders in der Kolonialfrage gilt dieser Gesichtspunkt, und das alte Wort: „Erst wäg's, dann wag's", welches freilich ebenso bequem wie vornehm klingend ist, führt hier in der Regel weit eher zu schwächlichem Gerede als zu energischem Handeln, welches allein den Erfolg garantirt. Es läßt sich eben auch ein Vorgehen denken, wo man wägt, während man wagt. Will man in der Kolonialpolitik nicht wagen, sondern immer nur sicher gehen, wird man überhaupt nichts erreichen, da es absolut sichere Kolonialprojekte nicht giebt.

Doch dies nebenbei.

Wir hatten die Absicht, am Sonntag den 9. November, Mittags 12 Uhr, nach Saadane überzusetzen, wo der Hindu mit den Pagasis unserer wartete. Eine Windstille zwang uns, den ganzen Sonntag Nachmittag noch in Zanzibar zu bleiben. Erst am Montag Morgen bei sinkender Fluth konnten wir hoffen, zu fahren. Ich befahl also unsern Dienern Montag um 3 Uhr Morgens sich einzufinden. Indeß kamen einzelne derselben erst nach 6 Uhr und den Einen von ihnen mußte ich mit dem freundlichen Beistand eines deutschen Kapitäns noch persönlich aufspüren und heranholen. So wurde es gegen 8 Uhr, bis wir an Bord unseres gebrechlichen Fahrzeuges gehen konnten.

Etwa 4 Uhr Nachmittags nach günstiger Fahrt kam Saadane in Sicht. Der Hafen von Saadane ist flach und für große Schiffe nicht zu gebrauchen.

Ich hatte mir vom Sultan von Zanzibar in einer gewissen Art von Ironie noch einen besonderen Empfehlungsbrief an seinen Gouverneur in Saadane verschafft. Mit diesem Schreiben begab ich mich sofort in Begleitung des Grafen Pfeil, ungeduldig wie ich war, zu „Seiner Excellenz". Die ganze Szene war einigermaßen komisch.



Landschaft aus den deutschen Erwerbungen in Ostafrika.

Pfeil und ich, wohlbewaffnet mit Karabinern und Revolvern, in gelben Gamaschen, blauer Uniform und mit englischen Offiziershelmen bedeckt, saßen, zwischen uns den arabischen Gouverneur, inmitten einer dichtgedrängten schwarzen und braunen Menschenmenge, mit welcher wir uns noch nicht verständigen konnten und die bei jeder Bewegung unsererseits die Flucht zu ergreifen begann. Ich überreichte unser Schreiben, worauf der Gouverneur meine Hand schüttelte und uns nach dem Hause unseres

Hindu begleitete. Daselbst wurden wir mit Tscherbet und Milch traktirt und begannen unsere ersten Studien in Suaheli zu machen. Um 3 Uhr Morgens ward gemeldet, die Dow (welche in Folge der Ebbe hatten draußen bleiben müssen) sei an Land; wir sprangen sofort auf und eilten an die Küste, um das Landen des Gepäcks persönlich zu überwachen. Um 5 Uhr war Alles in Sicherheit bei unserem Hindu, und wir konnten sofort mit dem Umpacken in Bündel zu 60—70 Pfund für die einzelnen Träger beginnen. Diese Arbeit beschäftigte unsere Leute den ganzen Dienstag bis Mittwoch Nachmittag hin. Da der Hindu die Garantie für die Sicherheit der Verpackung kontraktlich übernommen hatte, konnte ich ihm die Bewachung ziemlich selbstständig überlassen. Ich ließ Pfeil und Otto indeß an Ort und Stelle zurück und nahm mit Jühlke einige Rekognoszirungen in der Umgegend vor. Die Landschaft ist nicht so übel, wie ich erwartet hatte. Auf jeden Fall sah sie grün und frisch aus: ein welliges Land mit Gras und einzelnem Busch (Mimosen und Palmen) bestanden. Fern im Westen dämmerten am Horizont einige energischere Bergformen auf.

Als am Mittwoch Nachmittag die Verpackung beendet war, beschloß ich sofort in's Innere abzumarschiren trotz der Warnung des Hindu, der mir rieth, bis zum folgenden Morgen zu warten, da gerade zu Anfang einer derartigen Expedition die Gefahr des Davonlaufens der Leute am größten sei.

Vorher badete ich noch mit meinem Freund Jühlke in der haifischreichen See, kaufte alsdann für unsern Diener 200 Pfund Reis, einen Kochkessel und sechs Patronentaschen und ließ Nachmittags 4 Uhr die ganze Mannschaft antreten. Ich hatte an diesem ersten Tage sechsunddreißig Träger mit Speeren bewaffnet, sechs persönliche Diener

mit Vorderladern und die drei europäischen Herren mit modernen doppelläufigen Schrotflinten. Ich selbst führte eine Henry=Martinybüchse mit 500 Patronen Munition, von denen ich selbstverständlich in meiner Patronentasche nur immer 20 bis 25 Stück trug. Außerdem hatten wir jeder einen guten Revolver, Jühlke und Pfeil recht gute Dolchmesser.

So marschirten wir von Saadane gegen 5 Uhr ab; voran ich mit meinen zwei persönlichen bewaffneten Dienern, dann Dr. Jühlke mit seinem Diener, dann die Träger und schließlich Herr Graf Pfeil und Herr Otto mit Graf Pfeil's Diener und dem Koch. Unser sechster Diener, der Dolmetsch, hielt sich meist in der Front auf bei dem Kidongosi, dem eigentlichen Wegführer, seinem Freunde.

Ganz Afrika ist durchzogen von kleinen, etwa 2 Fuß breiten Fußwegen von Kraal zu Kraal. Auf solchen Fußwegen hat Stanley seinen Marsch durch den Kontinent von Afrika gemacht. Auf solchen marschirten auch wir zunächst durch die Landschaft Useguha. Das Wandern ist oft ungeheuer erschwert, da von beiden Seiten dornige Mimosen und scharfrandiges Schilf über den Pfad hängen, durch welches man oft stundenlang ziehen muß und welches Einem Hände und Gesicht unbarmherzig zerschneidet.

Nach dreistündigem Marsch langten wir auf unserer ersten Station, einem wohlbefestigten Kraal, Muduni, an. Hier wollten wir die erste Nacht rasten.

Ich ließ eine Ziege schlachten, die ich kaufte, und um 10 Uhr Abends etwa konnten wir unseren sehr energischen Appetit noch stillen.

Ich darf gestehen, ich bin durch den Mangel an Komfort auf den weiteren Märschen nicht weiter berührt worden. An diesem Abend indeß empfanden wir wohl

Alle mehr oder weniger die Unbehaglichkeit eines Soupers in Zinntellern, auf einer nicht eben übergroßen Kiste servirt und stehend oder in unbequemer Lage sitzend eingenommen. Entschädigt wurden wir Alle durch einen tiefen und sehr gesunden Schlaf in unseren Hängematten, welcher darauf folgte.

Auf dem Marsche hatte sich herausgestellt, daß die Lasten für die einzelnen Träger zu schwer waren. Ich erfuhr, daß der betrügerische Schuft von einem Hindu, welcher mich schon beim Preis der Trägerlast (à 11 Dollars) über das Ohr gehauen hatte, mich auch derart zu betrügen suchte, daß er das mir auf 41 Trägerlasten berechnete Gepäck auf 36 Neger verpackte. Dem mußte ein Ende gemacht werden. Ich machte in Folge dessen am Donnerstag einen Rasttag, schickte den Kidongosi mit dem Dolmetsch nach Saadane zurück und ließ dem Hindu sagen, er möge die fehlenden 5 Träger schicken oder ich würde selbst zurückkommen und den Kontrakt annulliren. Dies half. Schon am Nachmittag 3 Uhr kamen die Zwei mit den fünf Trägern zurück und brachten vermuthlich für mich zur Beruhigung zwei Hühner, eine Flasche Tscherbet und eine Flasche Milch vom Hindu als Geschenk mit, was uns natürlich äußerst willkommen war. Somit konnten wir am folgenden Tage in schnellerem Tempo unsern Marsch fortsetzen.

Für den Donnerstag Abend hatte ich meinen Begleitern noch eine besondere Ueberraschung vorbereitet. Ich hatte nämlich aus der mitgenommenen Suaheli-Grammatik ganz im Geheimen so viel Brocken gelernt, um plötzlich in Suaheli kommandiren zu können. Es gewährte mir ein besonderes Vergnügen, dies nach beendigtem Abendessen bei der Verstauung des Gepäcks für die Nacht in Anwendung zu bringen.

Am Freitag den 14. November brachen wir von Muduni auf, um an diesem Tage einen respektableren Marsch vorzunehmen. Da unsere Tagesmärsche beim Hineinziehen im Wesentlichen ziemlich gleichmäßig verliefen, so gebe ich nur im Allgemeinen eine kurze Skizze. In der ersten Zeit mit Sonnenaufgang, in der Folge mehr und mehr in der Nacht, standen wir auf und weckten durch energischen Zuruf unsere Schwarzen. Dann ward ein Schluck kalten Kaffees genommen, zu dem es, wenn das Glück gut war, ein Stückchen übrig gebliebenen kalten Fleisches gab. Alsdann begab ich mich mit zwei bewaffneten Dienern auf den Weg in der einzuschlagenden Richtung an einen Punkt, wo sich die Träger, jeder mit seinem Bündel, einzufinden hatten. Dr. Jühlke folgte nach kurzer Zeit, und Graf Pfeil und Otto zogen ab, wenn der letzte Pagasi in Bewegung war. Inzwischen hatten wir den Marsch begonnen, und nun zogen wir zunächst 3 bis 4 Stunden ohne Unterbrechung; alsdann ließ ich an einem geeigneten Punkt vorn Halt machen und wartete, bis Graf Pfeil in Sicht kam, worauf der Marsch in gleicher Ordnung bis zum nächsten Halteplatz fortgesetzt ward. Kamen wir an einen Fluß, so wateten resp. schwammen wir hindurch, oft mit größter Schwierigkeit das Gepäck hinübertransportirend. In Bezug auf den mitgeführten Kaffee bestand ein gewisser Ehrgeiz unter uns, möglichst wenig davon zu nehmen und möglichst viel dem Gefährten zu überlassen. So kam es zuweilen vor, daß die ganze Flasche unberührt am Endziel des Marsches mit anlangte, wo ihr Inhalt dann freilich mit unheimlicher Schnelligkeit halb und halb getheilt, zu verschwinden pflegte. Ich für meine Person trank wenigstens prinzipiell in den zwei ersten Stunden des Marsches nie, so sehr der Durst auch mahnen mochte. Es pflegte sich dann wohl eine Art von

Vision einzustellen, insofern mir die Phantasie sehr lebhaft die Vorzüge eines Glases deutschen Bieres ausmalte.

Kamen wir an unserem Lagerplatz an, so galt es zunächst darauf zu achten, daß das Gepäck an einen sicheren Platz kam. Alsdann wurden die Hängematten befestigt, und der willkommene Befehl dem Koch ertheilt: „Kapike koko!“ (Koche Cacao!). Darauf streckten wir uns in unsere Hängematten, nachdem wir uns der lästigen Stiefel und Gamaschen hatten entkleiden lassen. Nun erst pflegte jene feierliche Szene stattzufinden, welche das Staunen und die Bewunderung der Eingeborenen so häufig erregt hat: Ich rasirte mich. Dieses geschah in der That mit einem gewissen feierlichen Ernst. Einer meiner Diener hatte den Spiegel zu halten, ein zweiter schlug den Schaum, und ein dritter handhabte den Streichriemen. Ich selbst verharrte während der ganzen Zeremonie in einem würdigen Ernste, weil ich mir wohl bewußt war, welchen Eindruck dieselbe auf meine bewundernde Umgebung hervorrief.

Das Rasiren vertrat für mich nebenbei die Stelle des Waschens, da wir häufig in der Lage waren, unseren Vorrath an Wasser lieber zum Trinken und Kochen zu benutzen, als zur Kultivirung jener Tugend, welche nach dem englischen Sprichwort der Frömmigkeit am nächsten kommt.

Inzwischen war dann der Kakao fertig geworden und wir schwelgten im Genuß von einer oder anderthalb oder gar zwei Tassen dieses köstlichen Nasses. Hernach galt es, die Anordnung für das Mittagessen zu treffen, wozu häufig der Handel um eine Ziege oder ein Huhn mit dem Sultan nöthig wurde. Bis zum Essen selbst verharrte ein Jeder von uns meist ruhig in seiner Hängematte. Wir träumten von der Heimath oder wir lasen. Ich selbst las

in den Zwischenpausen, wenn meine Freunde Mafungu, Biniani, Mbuela und ihre Standesgenossen mich mit ihrer natürlich stets sehr erfreulichen Gesellschaft nicht beehrten, meist in Lessing's Dramaturgie oder dem Laokoon, häufig dabei umringt von einem ganzen Haufen unserer gaffenden neuen Unterthanen. Wenn die Sonne im Westen zu sinken begann, etwa um 4 Uhr Nachmittags, dann machten wir uns wohl einzeln mit unseren persönlichen Dienern auf zu Jagdstreifzügen oder auch zu Untersuchungsexkursionen in die Umgegend. Freilich nur in der ersten Zeit. Als Jühlke einst eine Zeit lang durch eine Unvorsichtigkeit nach einem Flußübergang, wo er die nassen Kleider nicht gewechselt hatte, krank war, hielt ich mich des Nachmittags meist auf seinem Lager auf. Und wir unterhielten uns in der Regel von der Heimath, von den gemeinschaftlich verlebten Schul- und Studienjahren. Mir selbst nämlich war der Geschmack an derartigen Nachmittags-Exkursionen durch ein eigenthümliches Mißgeschick bald verleitet worden." Herr Dr. Peters war nämlich einer angeschossenen Antilope über Berg und Thal gefolgt und im Wald von der plötzlich hereinbrechenden Nacht überrascht worden. Nach bangen Stunden wurde er endlich von seinem Schwarzen aufgefunden. Sehr bemerkenswerth sind seine Andeutungen über die Art und Weise der Occupation, wobei es allerdings oft eigenthümlich genug herging. Er bemerkt hierzu:

„Es ist bekannt, daß die Suaheli-Neger durchweg unkriegerisch und feige sind. Sie besitzen einen recht gesunden Menschenverstand; man glaube nur nicht, daß es so ungeheuer leicht wäre, sie über's Ohr zu hauen, falls man dies beabsichtigt. Dabei haben sie ein starkes Gefühl für Freundschaft und sind im hohen Grade anhänglich, wo sie ihren natürlichen Herrn erkannt zu haben glauben.

Mir sind sie immer wie treue Hunde erschienen, und wenn nur erst einmal ihre Scheu überwunden war, gelang es in der Regel sehr bald, zu einer gewissen Vertraulichkeit mit ihnen zu gelangen. War diese erreicht, so war damit Alles gewonnen; denn man hatte sie alsdann eigentlich ganz in der Hand. Man wird nicht erwarten, daß ich an dieser Stelle im Einzelnen darlege, wie es geschehen, daß die Beherrscher des Landes oft recht schnell so große Abtretungen an uns Deutsche vornahmen. Das wäre einerseits im Allgemeinen gar nicht möglich, und andererseits liegt es auch gar nicht in unserem Interesse. Zur Erklärung darf im Großen und Ganzen auf die in allen Orten herrschende Noth hingewiesen werden, welche die Eingeborenen besonders geneigt machte, an weiße Männer sich anzuschmiegen. Genau wie Deutschland nach der aktiven, so ist Ostafrika kolonisationsbedürftig nach der passiven Seite hin. Die üppigen Landschaften, verödet durch Jahrhunderte lange Sclavenjagden, liegen da wie die Obstbäume der Frau Holle und harren der Hand, bereit, den Segen zu ernten. Selbst in den Schwarzen dämmert die Erkenntniß auf, daß es besser mit ihnen werden wird, wenn Weiße als Herren des Landes unter ihnen wohnen. Heute leben sie dahin wie Fabrikarbeiter ohne Beschäftigung; sie fühlen selbst, daß es der organisirenden Thätigkeit jener unheimlichen Race bedarf, als deren Repräsentanten wir bei ihnen erschienen, damit auch sie ein wenig mehr von den Schätzen ihres eigenen Landes genießen können.

Nahten wir uns einem Kraal, wo ein Kontrakt zu machen war, so pflegte ich mit dem Dolmetscher und denjenigen von meinen Leuten zusammen zu marschiren, welche irgend etwas von dem betreffenden Herrscher, seinem Charakter, seinen Schicksalen, seinem Besitzstand mittheilen

konnten. Wir hielten uns dichter zusammen, als an anderen Tagen, und der Einzug geschah mit einer Art von Pomp. Waren Araber in der Nähe, von denen wir Gegenintri-



Sultan Bargasch ben Said von Zanzibar.

guen erwarteten, so ließ ich unsere Leute auf gut Glück ihre Büchsen abfeuern, um die „Kanaillen“ einzuschüchtern. Denen traten wir selbst eigentlich stets mit forcirter und oft erkünstelter Grobheit entgegen, und so unbequem unser Erscheinen ihnen war, ich habe nie gefunden, daß sie sich

unterstanden hätten, uns entgegen zu arbeiten. Für diesen Fall wären übrigens auch wir zu Allem entschlossen gewesen. Ich selbst hatte mir, um den Sultanen ebenbürtiger zu erscheinen, eine Reihe von Fahnen mitgenommen, die ich aufziehen ließ, wo dies am Platz schien. Außerdem waren Gerüchte von meiner Macht und meinem Einfluß in Umlauf gesetzt, und schließlich hatte ich mir meine Haare glatt herunterscheeren lassen und sah nun aus, da ich auch meinen Bart anders trug, wie ein alter, ehrwürdiger Mann.

Zogen wir in's Kraal ein, so begaben Jühlke und ich uns zu Seiner Hoheit und fragten, was sonst nie geschah, ob er gestatte, daß auch wir unser Lager aufschlügen. In Mbusine, bei Mbuela, knüpften wir sofort ein recht cordiales Verhältniß an, indem wir dem Sultan mit dem feierlichen Liede: „Was kommt dort von der Höh'", entgegentraten und ihn dann zwischen uns auf ein Lager (Kitanda) nahmen, von beiden Seiten unsere Arme um ihn schlagend. Wir thaten dann einen Trunk guten Grogs und brachten Seine Hoheit von vornherein in die vergnüglichste Stimmung. Als Graf Pfeil erschien, meinte er, daß sei ja schon ein recht vielversprechender Anblick. Alsdann wurden die Ehrengeschenke ausgetauscht, und wir zogen uns zum Mittagessen in unser Lager zurück. Nach dem Essen machte uns der Sultan seinen Gegenbesuch, wobei wir ihn mit süßem Kaffee traktirten. Alsbald begannen denn auch die diplomatischen Verhandlungen und auf Grund derselben wurde der Kontrakt abgeschlossen.

War dies geschehen, so wurden die Fahnen, wenn's ging, auf einer die Umgegend beherrschenden Höhe gehißt, der Vertrag im deutschen Text von Dr. Jühlke verlesen, ich hielt eine kurze Ansprache, wodurch ich die Besitzergreifung als solche vornahm, die mit einem Hoch auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser endete, und drei Salven,

von uns und den Dienern abgegeben, demonstrirten den Schwarzen ad oculos, was sie im Fall einer Kontraktbrüchigkeit zu erwarten hätten. Man wird sich nicht leicht vorstellen, welchen Eindruck der ganze Vorgang auf die Neger zu machen pflegte. In das Hoch auf den Kaiser stimmten sie kreischend und springend, die Sultane voran, mit ein, bei den Salven wichen sie scheu zurück. Unsere Diener bekamen nach der ersten derartigen Szene einen fast dämonischen Respekt, und von da an datirte es, daß sie mich wana makuba (Groß-Sultan) titulirten.

Zwei besonders vergnügte Tage verlebten wir bei meinem Freund und Blutsbruder, dem Sultan Mafungu-Biniani von Nguru. Wir waren am Sonnabend, den 22. November in doppeltem Tagemarsch aus der Landschaft Useguha bei glühendster Sonnenhitze von Morgens 2 Uhr bis in den Nachmittag hinein in die Gebirgslandschaft Nguru marschirt. In einem Kraal Namens Kidudue hatten wir die Nacht zum Sonntag bivouakirt und daselbst erfahren, daß der Hauptsultan dieser Gegend noch einen starken Tagemarsch entfernt wohne. So brachen wir am Sonntag Morgen von Neuem vor Sonnenaufgang auf und zogen nunmehr in der Richtung Süd-Südwest auf Kwindokaniani zu.

Nachdem wir drei schäumende Flüsse überschritten hatten, langten wir in einem Kraal an, dessen Name mir entfallen ist, etwa 11½ Uhr Morgens. Dort hörte ich, daß Sultan Mafungu sich zur Zeit nicht in Kwindokaniani befinde, sondern in einem andern Kraal, westlich von uns, Quatunge. Da nun einmal die Marschordre auf Kwindokaniani gegeben war, so beschloß ich den Marsch daraufhin fortzusetzen und traf 12½ Uhr daselbst ein.“ Zum Empfange des Sultans trat die ganze Expedition unter Waffen und hißte drei deutsche Reichsfahnen. Etwa um

4 Uhr zog derselbe mit großem Gefolge herein. Die Vornahme der politisch für uns so wichtigen Handlungen schildert Peters nun folgendermaßen: „Wir stellten unsere Mannschaften auf und ich trat etwa fünf Schritte vor, um den Sultan zu begrüßen. Darauf stimmten wir Deutschen ein Lied an, das wir in ernster Haltung absangen. Ich schüttelte Sr. Hoheit kräftig die Hand, wir nöthigten ihn auf einen Schemel zu sitzen, zwischen Jühlke und mir, und einige Tassen süßen Cacaos stellten alsbald ein freundliches Verhältniß zwischen mir und dem jungen Fürsten her. Nach einer halben Stunde wagte ich es, Sr. Hoheit Freundschaft anzubieten. Er geruhte nicht nur, diese anzunehmen, sondern trug mir sogar Blutsbrüderschaft an. Ich zog mich zu einer kurzen Berathung zu meinen Gefährten zurück und ging alsdann auf seinen Vorschlag ein. Unsere Oberarme wurden entblößt; wir traten, jeder seine Mannschaften hinter sich, von zwei Seiten auf einen freien Platz; es ward ein tiefer Ritz in beide Oberarme geschnitten, und nun sogen wir gegenseitig von jenem rothen Naß, welches nach Mephistopheles „ein ganz besonderer Saft" ist.

Nachdem wir uns so verbunden hatten, und ein neues Händeschütteln erfolgt war, traten wir in die diplomatischen Verhandlungen ein, welche nach etwa einer Stunde zu Aufsetzung und Zeichnung jenes ersten Vertrages führten, dessen Wortlaut hier Platz finden möge:

„Mafungu Biniani, Herr von Quatunge Quaniani 2c., Sultan von Nguru, tritt hiermit durch sein Handzeichen und unter Zuziehung der mitunterschriebenen Zeugen das ihm widerspruchslos als alleinigem Souverain gehörige Land Quaniani, Quatunge in Nguru mit allen ihm widerspruchslos und unbestritten gehörigen Rechten für ewige Zeiten und zu völlig freier Verfügung an Herrn Dr. Peters

als dem Vertreter der Gesellschaft für deutsche Colonisation, Herrin von Useguha, ab. Die Rechte, welche mit dieser Abtretung auf Herrn Dr. Karl Peters als den Vertreter der Gesellschaft für deutsche Colonisation, Herrin von Useguha, übergehen, sind die dem Sultan von Nguru einzeln und mündlich dargelegten Rechte, welche nach den Begriffen des deutschen Staatsrechtes die Staatsoberhoheit, sowie den privatrechtlichen Besitz des Landes bedeuten; unter anderm: das Recht, überall, wo es Herrn Dr. Karl Peters oder der von ihm vertretenen Gesellschaft für deutsche Colonisation gefällt, Farmen, Häuser, Straßen, Bergwerke u. s. w. anzulegen; das alleinige Recht, Grund und Boden, Forsten und Flüsse u. s. w. in jeder ihm beliebigen Weise auszunutzen; das alleinige Recht Colonisten in's Land zu führen, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, Zölle und Steuern aufzulegen. Dafür übernimmt die Gesellschaft für deutsche Colonisation, Herrin von Useguha, und verspricht das durch ihren Vertreter Dr. Karl Peters, den Sultan Mafungu Biniani und sein Volk zu schützen gegen jedermann soweit es in ihren Kräften steht, sein ihm privatrechtlich reservirtes Eigenthum als solches zu respectiren und ihm außer den am heutigen Tage übermittelten Geschenken eine jährliche, mündlich vereinbarte Rente, in Vieh und Handelsartikeln zahlbar, zu gewähren. Dieser Vertrag ist unter den in Nguru üblichen Rechtsformen und nachdem Herr Dr. Karl Peters mit dem Sultan Mafungu Biniani Blutsbrüderschaft gemacht hatte, unter Zuziehung rechtsgiltiger Zeugen, als für ewige Zeiten giltig und beide Theile ohne Widerruf bindend, am 23. November Eintausend achthundert und vierundachtzig in Quaniani abgeschlossen und von beiden Theilen durch bindende Unterschrift gezeichnet worden, nachdem er dem Sultan Mafungu Biniani durch den

Dolmetscher Ramassau sachgemäß und wortgetreu mitgetheilt war.

Dr. Karl Peters.

Handzeichen des Sultans Mafungu Biniani.

Zeugen: Handzeichen von Ali, Begleiters Cambier's. Handzeichen von Sururu, Schöler's Begleiter. Handzeichen von Hamissi, Bruder Ramassan's. Handzeichen des Semidi, Neffen Sr. Hoheit des Sultans von Nguru. Osmani (arabisch geschrieben). Handzeichen des Mariko, Schwagers Sr. Hoheit des Sultans von Nguru. Handzeichen des Sekeromo, Schwagers Sr. Hoheit des Sultans von Nguru. Zeugen: Dr. Karl Jühlke. J. F. Graf Pfeil. August Otto.

Kwindokaniani, den 24. November 1884.

Alsdann erfolgten drei feierliche Scenen. Zunächst führte mein Bruder Mafungu mir seine Frauen vor, mit der Bitte, mir davon auszuwählen; ferner schenkte er mir eine Ziege. Darauf erfolgte unsererseits die Besitzergreifung des Landes in pomphaftester Form vor Hunderten von Schwarzen mit Fahnen und Gewehrsalven. Endlich trat jene besonders ergreifende Zeremonie ein, durch welche der Freundschaftsbund zwischen Mafungu Biniani und mir dauernd besiegelt worden ist. Das Bündel mit den Husaren-Jacken ward geöffnet, dem Sultan mitgetheilt, daß ich diese Tracht nur meinen besten Freunden zum Geschenk mache, und ihm alsdann unter lautloser Stille eine Zieten-Husaren-Jacke angezogen. Mafungu gewann augenscheinlich ungeheuer an Selbstrespekt und Achtung vor seinem treuen Volk.

Den folgenden Tag sind wir in Kwindokaniani auf besonderen Wunsch Mafungu's geblieben: der einzige Ruhetag, den wir uns bei dem ganzen Hinmarsch gestatteten."

Mehrfache gemeinsame Mahlzeiten, Spaziergänge und Schwimmpartieen gestalteten die Freundschaft zwischen Mafungu und Dr. Peters immer inniger. Dies führte zur Vollziehung des nachstehenden zweiten Vertrages.

Zweiter Vertrag zwischen Sr. Hoheit dem Sultan Mafungu von Nguru, Besitzer von Kwamkungu, Kwindokaniani ꝛc. ꝛc. und Herrn Dr. Karl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Colonisation, Herrin von Useguha und Nguru. Der Sultan von Nguru, Mafungu, nachdem er gestern, Sonntag den 23. November 1884, sein Land mit allen Hoheitsrechten an Herrn Dr. Karl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Colonisation auf ewige Zeiten abgetreten hat, fühlt das Bedürfniß, mit seinem Blutsfreunde und Bruder Dr. Karl Peters, Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, eine noch engere Verbindung zu schaffen. Zu diesem Zweck erklärt er am 24. November 1884, Abends 6 Uhr vor versammeltem Volk, in seiner Nebenresidenz Kwindokaniani, daß er die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, welche er als Herrin von Useguha anerkennt, in deren Vertreter, seinem Blutsfreund und Bruder Herrn Dr. Karl Peters, auf ewige Zeiten als alleinige und ausschließliche Oberherrin seiner selbst und seines ganzen Volkes anerkennt. Insbesondere verspricht er, die Bestrebungen des Herrn Dr. Karl Peters und der von ihm vertretenen Gesellschaft in Ostafrika mit allen Mitteln und in jeder Weise zu unterstützen. Er verspricht auf Wunsch Arbeitsleistungen und militairische Gefolgschaft gegen Jedermann. Dafür verspricht Herr Dr. Karl Peters im Namen der von ihm vertretenen Gesellschaft Sr. Hoheit dem Sultan von Nguru, seinem Blutsfreund, nach Kräften Schutz und dauernde Freundschaft."

Unser wackerer Gewährsmann fährt nun fort:

„Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle unsere Beziehungen zu den einzelnen Sultanen in dieser ausführlichen Weise darlegen wollte. Mit dem Aufenthalt in Nguru war auf jeden Fall der Höhepunkt der ganzen Expedition erreicht. Wir waren noch alle ziemlich gesund, litten noch nicht Hungers, und unsere Aufgabe hatte noch den ganzen Reiz des Neuen und Ungewohnten an sich.

Von da an trieben wir diese Angelegenheiten mehr und mehr automatisch; unsere Märsche wurden länger, weil wir befürchteten, der Sultan von Zanzibar könnte die von uns in's Auge gefaßten Gebiete inzwischen annektiren lassen, oder die Kongo-Expedition uns auf kürzerem Wege in Usagara zuvorkommen. Die Kost ward schmaler, weil die mitgenommenen Vorräthe einer nach dem andern zu Ende gingen. Zunächst war dies der Fall mit einigen Konserve-Gemüsen, dann folgte der Zucker, und damit war der Genuß des Cacaotrinkens vorbei. Dies war schon der Fall, als wir nach Süden marschirend, den Wami überschritten. Als wir am 4. Dezember das Mkondogua-Thal hinaufziehend in Muininsagara, dem Hauptort von Usagara, anlangten, waren wir alle Vier durch die Strapazen und die Entbehrungen mehr oder weniger aufgerieben.

Den Vertrag in Muininsagara, mit dem alten Sultan von Usagara, habe ich von meiner Hängematte aus abgeschlossen. Dies geschah am 4. Dezember. Am selben Tage entließ ich den größeren Theil unserer Leute. In Muininsigara sollte zunächst das Hauptquartier der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bleiben. Graf Pfeil und Herr Otto sollten sich in dem gesunden Bergland von den Strapazen erholen und alsdann an den Bau eines ersten Hauses gehen.

Zu dem Behufe ließ ich drei unserer persönlichen

Diener und vier Pagasis bei den Herren zurück; Sultan Muininsagara versprach überdies, einen Theil seiner Sklaven zum Hausbau zu stellen. Ferner blieben fast alle unsere Tauschartikel und der größere Theil des noch nicht verbrauchten Proviants oben. Am 6. Dezember stellte ich den Beiden ihre Vollmachten aus. Herr Otto sollte von Gesellschafts-wegen Verpflegung erhalten und dafür unter Graf Pfeil am Hausbau mitwirken.

Ich selbst mit meinem Freunde Jühlke hatte die unerquickliche Aussicht auf einen erneuerten Parforcemarsch hinunter an die Küste: einen Marsch mit unzulänglichen Proviant, mit einer Wunde am Fuß und dem Fieber in den Adern. Ich behielt acht der Träger und persönliche Diener zurück. Dr. Jühlke sollte mich begleiten, um von Zanzibar aus eine große Proviantkolonne nach Muininsagara hinaufzubringen.

So zogen wir in der Frühe des 7. Dezember bei feinem Regen an einem Sonntag Morgens aus, um zunächst in das Mkondogua-Thal zurückzuziehen.

Am ersten Tage marschirten wir bis Mkondogua zurück, wo wir einige Tage zuvor einen Kontrakt abgeschlossen hatten. Welch ein Kontrast! Damals waren wir selbstbewußt und gebieterisch eingezogen; jetzt erschienen wir matt, krank und fast mitleidenswerth, wie ein geschlagenes Heer. Wir langten erst gegen 1$^1/_2$ Uhr an, stundenlang durch unerträgliche Sonnengluth belästigt. In der Hängematte, wo es kaum einen Schutz dagegen gab, da wir unsere Helme nicht tragen konnten, wirkte dieselbe fast wahnsinnig machend. Dazu kam, daß man sich in den Hängematten eigentlich gar nicht gegen die Dornen der Mimosen von beiden Seiten, gegen die Baumwurzeln von der Erde aus schützen konnte. Der Körper blutete aus vielen kleinen Wunden, und Tausende von blutgierigen

Insekten aller Art, die wir nicht immer abwehren konnten, sorgten dafür, daß diese Wunden sobald nicht zuheilten.

Am Montag auf dem Marsch brach Dr. Jühlke zusammen, und nun war die Verlegenheit groß; denn ich mußte Träger beschaffen, um auch ihn tragen zu lassen.

Am Dienstag Morgen vermochten wir unseren Marsch in zwei Hängematten fortzusetzen. So ging es über Berg und Thal, durch Flüsse und Wälder rastlos fort. Oft marschirten wir von Morgens 1 Uhr — bei vorausgetragenen Talglichtern — bis Mittags 1 Uhr, und von Nachmittags 3 wieder bis des Abends um 8 Uhr. Zuweilen, wenn die Träger nicht aufstehen wollten so früh in der Nacht, mußte ich mich mit gezogenem Revolver unter sie führen lassen und zum Aufbruch zwingen.

Die Rettung unseres Lebens danken wir vornehmlich der Treue und Hingebung unseres Dolmetschers Ramassan und einem französischen Jesuiten bei Simbamwene, welcher uns durch Ramassan eine ganze Ladung Kohlrabi, Steckrüben, Wirsingkohl und Mohrrüben schickte. Davon haben wir vier Tage lang uns genährt und daraus die Widerstandskraft geschöpft, die drei letzten Tage der Rückreise völlig ohne Nahrung zubringen können. Am 14. Dezember trafen wir in Ukami, und zwar dem Hauptkraal davon, in Kangasi ein. Hier haben wir noch einmal verhandelt, noch einmal darauf einen Kontrakt zu Stande gebracht. Damit war die herrlichste Gebirgslandschaft, welche bis etwa 5 Meilen an die Küste reicht, ebenfalls in deutschen Besitz gebracht. Aber die Anstrengung und die damit verbundene Aufregung hatten meinen Zustand aufs Aeußerste verschlimmert. Am Abend hatte ich 140 Pulsschläge, und ich sah für die Nacht meinem Ende entgegen. Ich traf nun Anordnungen für diese Eventualität. Zwischen Sterben und Leben verrannen die folgenden fünf Tage.

Düster und niedergeschlagen, fast apathisch gegen einander, zogen wir dahin.

Am Abend des 17. Dezember, nachdem wir in der Mittagssonne den Kingani überschritten hatten, tauchte plötzlich die See vor uns auf. Unsere Träger und Diener brachen in ein betäubendes Freudengeschrei aus. Vor uns

lag Bagamoyo — vor uns stand ein Weißer, ein Weißer, welcher mich französisch anredete und nach kurzer Unterhaltung in deutsch zu mir sprach. Es war ein Bruder des Klosters in Bagamoyo, welcher einen Spaziergang machte und uns freundlich im Namen seiner Brüderschaft zu sich einlud. Nun ging es in beschleunigtem Trabe bergab. Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu marschiren und so wurde es 7 Uhr Abends, bevor wir in die breite Allee, welche zum Kloster führte, einlenkten.

In Bagamayo haben wir uns dann zwei Nächte und einen Tag aufgehalten. Das Kloster birgt zwölf Brüder und zwölf Schwestern, welche sich vornehmlich nach alter bewährter jesuitischer Taktik, mit der Erziehung der Jugend befassen. Mag man über den Jesuitenorden sonst denken wie man will, so viel steht außer Frage, daß derselbe in Ostafrika eine Kulturarbeit im wahren Sinne des Wortes vollführt. Seine Stationen bilden sozusagen die ersten mächtigen Klammern, an denen die weiße Race in diesen üppigsten Theil des spröden schwarzen Kontinents sich hineinzwängt. Die Bedeutung dieser Mission für Ostafrika ist etwa dieselbe wie die der christlichen in Deutschland vor tausend Jahren.

Wir selbst fanden, wie alle Reisenden, die liebenswürdigste Aufnahme im Kloster. Dies gab mir Gelegenheit mich bei den Brüdern nach einer Reihe von Dingen, die uns sehr nahe angingen, zu erkundigen. Insbesondere war es ein junger, aus Deutschland vertriebener Mönch, der uns manchen beherzigenswerthen Wink gab über die Art, wie sein Orden mit der Kultur des Landes vorgehe, in welcher Weise sie ihre Karawanen ausrüsteten, überhaupt über ihr ganzes Leben und Treiben in Ostafrika.

Am Freitag Nachmittag besorgte unser deutscher Freund eine Dow und holte mir außerdem von einem Araber gegen einen Chek auf Hansings 200 Ruppees, so daß ich den Rest meiner Leute ablohnen konnte.

Am Morgen 6 Uhr wurden wir auf zwei Sesseln an's Meer und in unser Fahrzeug getragen, welches mit der Ebbe in See ging. Die Fahrt über den Kanal verlief ebenso günstig, wie die vor sechs Wochen. Etwa um 5 Uhr Nachmittags kam Zanzibar in Sicht, und gegen

6 Uhr legten wir an, genau an der Stelle, wo wir ausgefahren waren, gegenüber unserm Hotel, unter einem ungeheuren Zulauf von schwarzen und braunen Volkshaufen.

Ueber die nächsten Tage in Zanzibar gehe ich hinweg. Ich erfuhr, daß im Hafen gerade ein arabisches Schiff lag, welches am 24. Dezember nach Bombay in See gehen sollte. Es war die „Avoca“ des Sultans von Zanzibar. Ich beschloß sofort, diese Fahrgelegenheit zu benutzen, da ich sicher erwarten durfte, daß ich in Bombay Anschluß nach Europa erreichen würde, und mir die Luft in Zanzibar aus mancherlei Gründen, die ich nicht darlegen will, bis zur Ankunft von Rohlfs und des deutschen Kriegsschiffes einigermaßen schwül und unbehaglich vorkam.

Am Nachmittag des 24. Dezember, etwa um 5 Uhr, brach ich auf um an Bord der „Avoca“ zu gehen und hatte dort die freudige Ueberraschung, einen deutschen Kapitän und zwei deutsche Offiziere zu entdecken. Der Sultan von Zanzibar hat nämlich auf allen seinen fünf Schiffen deutsche Offiziere. Der erste Offizier an Bord der „Avoca“ war zufälliger Weise ein Graf Pfeil aus Berlin, ein Vetter meines Reisegefährten und der Kapitän Clyhn und der Ingenieur stellten sich sozusagen als nähere Landsleute heraus, nämlich als Hamburger.“

Am 8. Januar kam der wackere Leiter der deutschen Expedition in Bombay an und dampfte, nachdem er sich einige Tage ärztlicher Pflege hatte unterziehen müssen, am 16. Januar an Bord der Massilia nach Europa ab. Sonntag den 1. Februar traf er in Venedig ein und fuhr über den Brennerpaß nach Deutschland zurück. Die Expedition hatte gerade 4 Monate gedauert.

Es kam nun vor allen Dingen darauf an, für die neuen Erwerbungen die Anerkennung des Reiches zu erzielen. Dies gelang nach kurzen Verhandlungen und bereits am 27. Februar 1885 ward ein kaiserlichen Schutzbrief, der erste in der deutschen Geschichte ertheilte, durch das Staatsoberhaupt der Gesellschaft für deutsche Colonisation verliehen, durch welchen dieselbe oder deren Rechtsnachfolgerin auch mit der Ausübung von Hoheitsrechten betraut wird. Derselbe lautet:

„Wir Wilhelm u. s. w. Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Colonisation, Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr, Graf Behr-Bandelin, Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika westlich vom Reiche des Sultans von Zanzibar außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte nachgesucht und Uns die vom besagten Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Usegulia und Ukami im November und Dezember vorigen Jahres abgeschlossenen Verträge, durch welche ihnen diese Gebiete für die deutsche Colonisations-Gesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bethätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer, Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung die Befugniß zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und andern Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dies Unseres Schutzbriefes. Zu Urkunde dessen haben wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unserm Kaiserlichen Insigel versehen lassen."

Gegeben Berlin, 27. Februar 1885.

Wilhelm. v. Bismarck.

Der inzwischen als Deutscher Generalkonsul in Zanzibar angekommene Hofrath Rohlfs machte den übrigen dortigen Vertretern der europäischen Mächte von diesem Akt des Deutschen Kaisers Anzeige, sowie daß der derzeitige erste Beamte der Gesellschaft in Ostafrika, Dr. Karl Jühlke, mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den von der Gesellschaft erworbenen Gebieten betraut und dem Kaiserlichen Generalconsulat in Zanzibar unterstellt sei.

Als solche im Schutzbriefe erwähnte Rechtsnachfolgerin der Gesellschaft für deutsche Colonisation hatte sich bereits im Anfang Februar auf Grund seiner unumschränkten Vollmachten der Ausschuß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft constituirt. Dieser Schritt ward gethan einerseits aus der rein staatsmännischen Ueberlegung, daß sich

mit einer Gesellschaft, deren Mitgliedschaft einem Jeden für 5 Mark offen steht, und deren Ausschuß alljährlich wechselt, eine Politik, welche praktische Erfolge erstrebt, nicht treiben läßt, sodann aber vornehmlich aus der juridischen Erwägung, daß die neuerworbenen Länder ja nicht den Einzahlern der 5 Mark gehörten, sondern vielmehr den durch den Ausschuß zusammengebrachten Capitalisten, welche jetzt den eigentlichen Stock der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bildeten. Es wurde nun vom Ausschuß mit der eigentlichen Verwaltung und Ausübung der erworbenen Rechte ein Directorium von 5 Personen auf zunächst 15 Jahre betraut.

Dasselbe besteht aus Dr. Karl Peters (Vorsitzender der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft), Dr. Friedrich Lange (Schatzmeister und Vertreter des Vorsitzenden), Consul Roghé aus Lorenzo Marques (Schriftführer), Graf Behr-Bandelin und Hofgartendirector Jühlke-Potsdam. Daneben ist eine finanzielle Controllkörperschaft eingesetzt, bestehend aus Generalmajor und Chef der Landesaufnahme Regely, Oberpostsekretär Ebel, Justizrath Haentschke, Ministerialpräsident a. D. Dr. Grimm und v. Sydow-Dobberphul, der das Directorium alljährlich calculatorisch Rechenschaft abzulegen hat. Dasselbe hat sich juristisch als eine Commanditgesellschaft: „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Karl Peters und Genossen" constituirt und ist mit den Abnehmern der Betheiligungsscheine in ein Vertragsverhältniß getreten. Beide Gruppen bilden die Gesammtgesellschaft.

Die Antheilscheininhaber der Gesellschaft für deutsche Colonisation werden als Gegenleistung der bereits gewährten Gelder Land erhalten zur Rate von 75 Ar pro gezeichnete Mark, also etwa 3 preußische Morgen, und sich dieses Land selbst wählen können. Im Falle der Verzichtleistung auf Land können sie Interessenten werden der constituirten „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft", mit einem Antheilrecht an die durch letztere Gesellschaft zu vertheilenden Dividenden. Nach dem § 1 der Statuten bezweckt diese Gesellschaft auf Basis der bereits erworbenen und noch zu erwerbenden Länder und Rechte die Verwaltung und Verwerthung von Ländereien und die Aus-

beutung von Handel und Schifffahrt durch Selbstbetrieb oder Uebertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Colonisation im Osten Afrikas.

In dieser Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft sind alle Garantien für eine nachdrückliche Weiterentwicklung der in Ostafrika geschaffenen Grundlagen gegeben. Sie ermöglicht eine einheitliche straffe und discrete Leitung und gestattet auf der anderen Seite so viel Leuten den Zutritt zur Ausbeutung, als sie ihr Geld in den überseeischen Erwerbungen productiv anlegen zu können glauben, ohne sie für mehr als ihre Einlage haftbar zu machen.

Das Directorium der genannten Gesellschaft gab in der Zeit zwischen 15. März und dem 1. Mai d. J. bis zur Höhe einer halben Million Mark Antheilscheine à 500 und à 1000 Mark aus und zwar mit der Maßgabe, daß für jede gezahlte Mark 50 Ar (2 Morgen) landwirthschaftlich geeignetes Land verkauft werden. Die Besitzer solcher Antheilscheine erhalten das Recht, entweder (und zwar bis zum 1. März 1890) sich ihr Land zu freier Verfügung an Ort und Stelle zumessen zu lassen, oder entsprechend ihrer Landerwerbung als calculatorische Unterlage an dem Gesammtertrag der ganzen Colonie theilzunehmen.*)

Der Gesellschaft für deutsche Colonisation aber bleibt neben der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft genau dieselbe Aufgabe wie früher: nämlich die kühnere und energischere Richtung in der deutschen Colonialbewegung daheim darzustellen und zu vertreten, draußen aber durch Anlegung neuer nationaler und unabhängiger Colonien und Hinlenkung eines Theiles unserer Auswanderung in solche Colonien, welche sich für die europäische Ansiedelung als tauglich erweisen werden, auch praktisch zu bethäthigen.

Was nun die Größenverhältnisse der deutschen Erwerbungen in Ostafrika betrifft, so betrugen diese bei Pe-

---

*) Interessenten wird auf Wunsch alles Nähere gern mitgetheilt. Darauf bezügliche Anfragen und alle für die Gesellschaft bestimmten Geldsendungen sind zu richten an das Direktorium der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, zu Händen des Schatzmeisters Dr. Friedrich Lange, Berlin SW., Kochstraße 3, II.

ters' Heimkehr nach seinem eigenen Berichte in der „Tägl. Rundschau" ungefähr 2500 deutsche Quadratmeilen. Ueber die seitdem gemachten Gebietserweiterungen sei der freundliche Leser auf den politischen Nachtrag verwiesen.

II.

Klima, Pflanzen, Thierwelt.

In einem großen Theile der deutschen Presse wurde mit ziemlicher Heftigkeit der Werth der deutsch-ostafrikanischen Landerwerbungen bezweifelt und vor allem die Behauptung aufgestellt, es herrsche daselbst ein sehr ungesundes Klima. Dieser Ansicht steht nun das Zeugniß Stanley's entgegen welcher sich in seinem Werke „How I found Livingstone" auf S. 225 der deutschen Ausgabe folgendermaßen über die betreffenden Gebiete äußert:

„Erstens ist, wie mir scheint, der Fluß Wami für den Handel benutzbar. Ich weiß, daß man ihn durch leichte Dampfschiffe von einem niedrigeren Tiefgang von 2—3 Fuß eine Strecke von 2 Grad in gerader Linie oder fast 200 Meilen zu Wasser vom Hafenorte Whinde nach Mbumi in Usagara befahren kann. Mbumi liegt nur ein paar Meilen vom Fuße der Usagara-Berge, dem gesündesten Theile Ostafrikas. Die Entfernung von Whinde nach Mbumi ließe sich mit einem Dampfer leicht in vier Tagen zurücklegen. Wer Afrika zu civilisiren wünscht, wer direkt mit Usagara, Useguha, Ukutu, Uhehe Handel zu treiben wünscht, Elfenbein, Zucker, Baumwolle, Orseillewurzel, Indigo und Korn aus diesen Ländern beziehen will, dem eröffnet sich hier eine schöne Gelegenheit. Vier Tage bringen den Missionär auf einem Dampfer in die Hochlande von Afrika, wo er unter den sanften Wasagara ohne Furcht und Unruhe leben und sich alle Genüsse des civilisirten Lebens gönnen kann, ohne Angst, ihrer beraubt zu werden, inmitten der schönsten, malerischsten Scenen, die eine poetische Phantasie auszumalen vermag."

Die nun in den folgenden Zeilen gegebene Natur- und Menschenschilderung läßt nicht verkennen, daß dieser Bericht etwas optimistische Färbung besitzt. That-

sache ist, daß das theilweise 1000—1500 Fuß, theilweise auch 3000—4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Land allseitig als fruchtbar anerkannt ist und an Wasser keinen Mangel leidet; die Unregelmäßigkeit der jährlichen Regenmengen verursacht allerdings, dem Ackerbau einige Schwierigkeit und die Fieber, welche den Europäer bei seiner Reise quer durch Wildniß befallen können, beeinträchtigen den Reiz der Schönheit der Landschaften. Auf die Auslassungen des Herrn Dr. Fischer in Berlin, welcher mit Nachdruck mehrfach daraufhin wies, daß in dem deutschen Berglande von Usagara ꝛc. bösartige Fieber zu Hause seien, nämlich die am Kongo so gefürchteten Gallenfiber, entgegnete ein Vorstandsmitglied der Gesellschaft, Dr. Fr. Lange sehr treffend, daß die Gallenfieber am Kongo zwar gefürchtet werden, aber thatsächlich nur selten Leute von mäßiger Lebensweise befallen, viel seltener beispielsweise als in unseren lieben Vaterlande Personen von der „so gefürchteten Schwindsucht“ und dem „ebenso gefürchteten“ Nervenfieber befallen werden. „Das ist der größte, aber häufigste Fehler bei unserer Betrachtung fremder klimatischer Verhältnisse, daß wir die Heimath als unbedingt krankheitsfrei voraussetzen und jede hier ungewöhnliche Krankheitserscheinung fremder Klimate als einfachen Zuwachs an Krankheitsmöglichkeiten hinstellen.....“ Uebrigens sei gleich hier erwähnt, daß die Gesellschaft Ende März eine Expedition entsandte, in der ein mitgesandter Gärtner den Auftrag hatte, gleich nach seiner Ankunft in Usagara alle europäischen Gemüse pflanzen zu lassen.

Das tropische Klima dieser von 5°—8° s. Br. sich erstreckenden Gebiete ist bei deren oben angeführten Höhe für Europäer erträglich und auf dem Boden können die meisten Kulturpflanzen Javas angebaut werden. Die Landschaften schildert Peters als üppig, frisch und grün, das Küstenland als welliges Hügelland mit saftigen Graswuchs und Buschbestand. Gegenwärtig wachsen auf unseren Gebiete Mimosen, Palmen, Mangos, Bananen, Manglebäume, Tamarinden, Kopalbäume, Brodfruchtbäume ꝛc. und die französische Mission zieht in ihren Anlagen Wirsingkohl, Kohlrabi, Steckrüben und Mohrrüben von vorzüglicher

Güte. Ganz trefflich gedeihen würden hier Kaffee, Baumwolle, Zucker, Orseille, Indigo, Tabak, kurz die meisten tropischen Producte und die Gegner vergessen, daß wenn ein Land wenig ausführt, weil es sehr wenig angebaut ist, der Boden deßhalb noch nicht ein schlechter ist, und der Boden unsres Gebietes ist anerkanntermaßen ein vortrefflicher, der bei gehöriger Behandlung den reichsten Ertrag zu liefern im Stande ist, zumal es an Wasser nicht mangelt. Die mehr als hitzigen Gegner verwechseln den gegenwärtigen Ertrag mit der Ertragsfähigkeit überhaupt.



Es dürfte gegenwärtig von allgemeinem Interesse sein, näheres über den Handelsverkehr Deutschlands mit Zanzibar zu erfahren. Im Jahre 1883 kamen im dortigen Hafen 11 deutsche Schiffe mit einem Gehalt von 7783 Tonnen an; übertroffen wurde diese Zahl nur durch britische und arabische Schiffe. Der Werth der wichtigsten Artikel, welche von deutschen in Zanzibar ansässigen Firmen eingeführt wurden, betrug 1,033,088 Dollars, davon 231,694 Doll. für rohe und gebleichte Baumwolle, 423,140 Doll. für Manufakturwaaren, 77,185 Doll. für Perlen, 73,882 Doll. für Waffen u. s. w. Der Einfuhr gegenüber stand eine Ausfuhr derselben Firmen im Werthe von 472,365

Doll., davon 53,160 Doll. für Nelken, 48,221 Doll. für Orseille, 53,207 Doll. für Häute, 66,662 Doll. für Sesamsaat, 76,553 Doll. für Gummi elastikum, 107,566 Doll. für Elfenbein u. s. w.

Der deutschen Kraft und Unternehmungslust ist hier auf jeden Fall ein weites Feld eröffnet, wenngleich man zugestehen muß, daß von einer deutschen Kleinbauern-Ackerwirthschaft vorläufig und in den geringeren Höhen nicht die Rede sein kann, da die Hitze einen Europäer verhindert, den ganzen Tag im Freien schwere Arbeit zu verrichten, sondern ihm dazu nur einige Morgen- und Abendstunden gestatten würde.

Was diejenige Thierwelt betrifft, welche hauptsächlich zur menschlichen Ernährung dient, so ist die Küste mit Rindern, Schafen, Ziegen und Hühnern wohl versehen, doch im Innern des Landes werden von den Mitgliedern der Expedition d. d.-ostafr. G. nur Schafe, Ziegen und Bienen besonders erwähnt, doch wahrscheinlich nur zufällig.

III.

Bewohner.

Die Eingeborenen der neuen Erwerbungen gehören zur weitverbreiteten Nation der Suaheli.

Das Gebiet der Suaheli-Sprache erstreckt sich ungefähr südlich von Angoxe in der Portugiesischen Colonie Mozambique bis nördlich in die Gegend von Tula. Dort fängt ungefähr das Somali-Sprachgebiet an und erstreckt sich bis nach Abessinien. Die zwei Hauptsprachen im Gebiete des Sultans von Zanzibar sind also, außer der Arabischen, die Suaheli- und die Somali-Sprache, beides grundverschiedene Sprachen. Während jedoch die Somali-Sprache nur in dem eigenen Gebiet gesprochen wird, erstreckt sich die Suaheli-Sprache einerseits ganz bis auf die von Said Bargasch abhängige Somaliküste und andrerseits bis nach Madagaskar, ja tief ins Innere Afrikas hinein. Sie ist also die Hauptverkehrssprache und unumgänglich nothwendig für Jeden, der an der Ostküste Afrikas als Kaufmann oder Forschungsreisender etwas ausrichten will.

Da die große Anzahl der Schilderungen eine ausführliche Besprechung der Neger und ihrer Verhältnisse hier unnöthig macht, so sei nur ganz kurz an diesem Orte erwähnt, daß der Suaheli-Neger im großen Ganzen unkriegerisch, ja geradezu feig ist. Dabei ist er aber doch mit einem gewissen Grade von Pfiffigkeit ausgerüstet. Indessen will der Neger im Allgemeinen ganz eigenartig behandelt sein. Man muß ihm imponiren und Vertrauen einflößen zu gleichen Zeit. „Vor Allem aber", schreibt Peters in seinem Berichte, „kommt es auch hier darauf an, der Individualität als solcher gerecht zu werden. Es würde ungeheuer thöricht gewesen sein, den jovialen Mbucla (Sultan in Useguha), den etwas täppischen Sultan Mafungu Biniani, den egoistisch schlauen Magungo und den sie alle überragenden Muinin-Sagara auf eine Stufe zu stellen. Wo auf der einen Seite eine gewisse burschikose Art des Auftretens am Platze war, da wirkte auf der andern eine Art von ernster Freundlichkeit und auf der dritten mußte man zu herrischer und brüsker Hochfahrenheit greifen."

Nicht selten tritt bei ihm ein ganz gesunder Menschenverstand zu Tage und hat es jemand einmal verstanden, sein Vertrauen zu gewinnen, so ist er von großer Anhänglichkeit. Das Gefühl für Freundschaft ist in sehr hervorragender Weise bei ihm entwickelt. Im Allgemeinen ist der freie Neger sehr faul, daher in seinen Ansiedelungen der Ackerbau noch auf ziemlich tiefer Stufe steht. Ueber die Kopfzahl der Bevölkerung des neuen deutschen Gebietes liegen bis jetzt noch keine neuen Angaben vor, nur so viel hat sich bis jetzt erkennen lassen, daß die Dichtigkeit derselben eine geringe ist. Es ist eine sofort in die Augen fallende Erscheinung, daß die Resultate der Agrikultur, verglichen mit den reichen Erwerbsquellen und Bodenerzeugnissen, welche das einen Treibhause gleichende Land zu liefern im Stande wäre, sehr minimale sind. Der Grund für die thatsächlich geringe Production liegt in verschiedenen, leicht erklärlichen Umständen. Vornehmlich hat der Reichthum den Tropen und der mühelose Erwerb der nöthigsten Lebensbedürfnisse dem Bewohner dieses gesegneten Erdstriches nie den Zwang eines energischen Wirkens und Schaffens auferlegt und darum den Landbau zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen lassen.

Der Neger zieht nur wenige Produkte in der Nähe seiner Hütte, treibt ein wenig Viehzucht und bleibt im Allgemeinen arm und geistig zurück.

Die Ursachen der schwachen Bevölkerungsziffer sind in erster Linie die vielen Stammesfehden und blutigen Kriege, welche die Völkerschaften seit Jahrhunderten unter einander geführt und wodurch sie sich gegenseitig allmählich fast aufgerieben haben. In zweiter Instanz hat die Sklavenausfuhr der früheren Zeiten die Bevölkerung der Negerländer mehr als decimirt, wovon sich die verschiedenen Stämme lange nicht erholen werden. Sollen doch durchschnittlich circa 200,000 Negersklaven alljährlich ihrer Heimath entrissen und von der Westküste Afrikas hinweg nach Amerika verschifft worden sein. Zieht man dabei in Betracht, daß diese Ausfuhr ziemlich 400 Jahre gewährt hat, so ist klar, daß dieselbe der größte Massenmord, das systematische Ausrottungsmittel war, denen gegenüber die größten Blutbäder der alten Nationen nichts sind. Aber eine noch viel größere Ausrottung verursachte der Sklavenhandel des Nordostens. Seit circa 5000 Jahren wird das östliche und mittlere Afrika von den furchtbarsten Menschenjagden heimgesucht, die als Gewerbe und Geschäft auch heute noch von wohlbewaffneten Banden unternommen werden, welche ihre Beute das Nilthal hinabschaffen und „das schwarze Elfenbein“ auf dem ägyptischen Markte losschlagen.

IV.

Die gegenwärtige Lage des Landes und seine nächste Zukunft.

Der Ackerbau liegt in seiner Eigenschaft als schwere Arbeit dem weiblichen Geschlechte ob. Da Thierarbeit und Pflug unbekannt sind, so werden in den mit einer Hacke leicht aufgeritzten Boden die Körner mit der Hand eingelegt; die Erde wird wieder darauf geworfen und leicht zugetreten. Das Uebrige überläßt man der Sonne. Daß der Neger in verschiedenen Zweigen des Handwerkes, z. B. im Weben, Flechten, selbst Schmieden und im Töpfergewerbe ziemlich beträchtliche Fertigkeit besitzt, ist eine allgemein

anerkannte Thatsache, und die großen Kriegsflotten der mächtigen ostafrikanischen Seen legen auch Zeugniß ab für Kenntnisse im Baue der Wasserfahrzeuge. Leider hat noch kein Negerstamm ein Transportmittel zu Lande erfunden, sondern das ausschließliche Transportmittel ist Menschenkraft und zwar durch Beförderung auf dem Kopfe. Der Mangel an Kommunikationswegen und geeigneten Verkehrsmitteln ist vor allem ein bedeutendes Hinderniß für das Emporkommen des Ackerbaues und seine ausgedehntere Pflege. Wenn einmal Schutz und Sicherheit in jenen Ländergebieten sich dauernd niedergelassen haben werden, wird auch die Kopfzahl der Bevölkerung sich rasch heben; haben doch die Neger, ob ihrer Fertilität, einen großen Namen in der Welt.

Zur Einführung von Waaren eignen sich fast alle Erzeugnisse europäischer Kunst und Industrie, als da sind: gewobene und gewirkte Zeuge, Flanelle, wollene und baumwollene Wäsche, Decken, Moskitogewebe, Bandeisen und Werkzeuge, Eisen- und Stahlwaaren, wie z. B. die verschiedensten Messer, Angelhaken, Näh- und Stecknadel, Scheeren, Arm- und Fußspangen, Flaschen, Gläser, Spiegel, Teller, Schüsseln, Töpfe, Krüge, Salz, Provisionen, Kleider, Schuhwerk, Hüte, Schirme, Uhren, Schmucksachen, Leder- und Galanteriesachen, Toilettengegenstände, Petroleum, Zündhölzer (NB. schwedische), Haaröle und Pomaden — vor allen aber Rum, Schießwaffen, Munition, Korallen und Glasperlen, kurz alles was Europa producirt und sei es der obligate Frack und Cylinder, in denen häufig Neger — Gentlemen paradiren. Der Handel ist entweder Tauschhandel oder Handel in Baargeld, in diesem Falle mit arabischen oder englischen Silber- und Goldmünzen. Die Kauris, das früher gebräuchliche Muschelgeld, kommen mehr und mehr außer Cours und werden ins Innere hineinverbracht, wo sie noch hoch im Werthe stehen.

Der Export oder die Ausfuhr der afrikanischen Rohprodukte beschränkt sich hauptsächlich auf Palmöl und Palmkerne, Elfenbein, Affenfelle, Kopal, Ebenholz, Camwood oder Rothholz, Kalabar-Bohnen (eine giftenthaltende kastanienartige Nuß) und etwas Kautschuk.

Ein Schiffbarmachen für größere Fahrzeuge eines der 3 großen Flüsse Pangani, Wami und Rufidji oder eine Eisenbahn in einem dieser Flußthäler in das Innere hinein würde für die schnelle Entwicklung des Landes von außerordentlichen Nutzen sein, doch liegt dies einstweilen noch in weiter Ferne. Wenn wir uns fragen, wozu das Land bei einer Bearbeitung unter deutscher Pflege und Verwaltung verwendet resp. was darauf getrieben werden solle, so ist schon oben erwähnt, daß an eine deutsche Bauernwirthschaft nicht zu denken ist, wenigstens könnte ein Deutscher den Tag über in den geringeren Höhen ganz unmöglich Feldarbeit verrichten, aber sehr wohl bietet das Land treffliche Gelegenheit zur Viehzucht, und ist vor allem zum Plantagenbau geeignet. Unsre ostafrikanischen Besitzungen könnten so recht ein deutsches Java werden.

Der ziemlich lebhaften Opposition, welche von den deutsch-ostafrikanischen Besitzungen nichts wissen will, weil sie gegenwärtig ziemlich werthlos seien, da ihnen eine große und reiche Bevölkerung, lebhafter Import und Export sowie Eisenbahnen und große Hafenplätze fehlen, läßt sich nun entgegen halten: Wenn die anerkannt fruchtbaren Gebiete auch heute noch keinen Gewinn abwerfen, sondern erst in 20 oder gar erst in 30 Jahren, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß wir verpflichtet sind uns die schöne Gelegenheit entgehen zu lassen, reichen Besitz zu erwerben. In der ganzen Welt gilt der Grundsatz: Beati possidentes! Ist dann die Zeit gekommen, wo man ein Aufblühen constatiren kann, so wird der Widerspruch von ganz allein verstummen. Hat Holland etwa aus Java sofort Nutzen gezogen? Hat es nicht jahrelang die kostspieligsten Kriege mit mächtigen Sultanen führen müssen und würde Holland seine reichen Besitzungen im malagischen Archipel gegenwärtig lieber nicht haben wollen? Seien wir doch lieber vielmehr froh, daß wir ohne Mühe ein großes fruchtbares Gebiet erworben haben, das ja überdies dem Kaiserreiche Deutschland keine laufenden Kosten verursacht, sondern mit der Zeit, Geduld muß man freilich haben, bedeutenden Nutzen abwerfen wird.

Da an dieser Stelle das Plantagenwesen einer ausführlichen Betrachtung nicht unterworfen werden kann, so

sei hier auf den vorzüglichen Aufsatz von Hermann Soyaux verwiesen „Staatliche Versuchsplantagen in unseren Colonien", den derselbe im 12. Heft (15. Juni 1885) der deutschen Colonial-Z. S. 387—293 veröffentlichte und in welchem er dieses Thema in instruktivster Weise behandelte. Da alle Nichteingeborenen unter der Jurisdiction ihrer Konsuln stehen, der weitaus größte Theil der Kaufleute jedoch aus Indiern besteht, so besitzt der englische Konsul einen ungeheuren Einfluß, den er natürlich auch mit der üblichen englischen Energie zur Geltung bringt. England fühlt sich gewissermaßen im Geheimen schon Protektor der Herrschaft von Zanzibar. Die Insel Zanzibar an sich ist nur 85 km. lang und durchschnittlich 16—22 km. — an der breitesten Stelle 33 km. — breit. Die Stadt selbst hat circa 80,000 Einwohner. Hat der Sultan, der gegenwärtig 40—45 Jahr alt ist, nur erst gemerkt, daß England ihn zum brittischen Vasallen herabdrücken, wo nicht gar bei Gelegenheit ihn in seiner militärischen Ohnmacht ganz bei Seite schieben will, so wird er mit Freuden Anlehnung an Deutschland suchen und zur Erwerbung dieses Rückhaltes gern einem billigen Verlangen und vernünftigen Vorschlage ein offenes Ohr entgegenbringen. Gegenwärtig freilich scheint er sich noch nicht in dieser Stimmung, sondern vielmehr noch unter dem Einflusse derer zu befinden, welche durch ein Einnisten der Deutschen in jenen Gegenden Schaden in ihrem Handel zu erleiden glauben.*)

Die Einflüsterungen über das Auftauchen eines Eroberers an seiner Seite versetzten den Sultan von Zanzibar in Angst um das Fortbestehen seines Reiches. Bis zum Frühling des Jahres 1885 war der Sultan Said Bargasch den Deutschen durchaus nicht feindlich gesinnt.

Seitdem ist er indessen aus Sorge um seine Souveränität anderer Ansicht geworden und protestirte im Mai officiell gegen die Erwerbungen der Deutschen in seiner Nachbarschaft. Der Bericht der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft lautet darüber (Deutsche Colonialzeitung 11. Heft) folgendermaßen: „Der Sultan von Zan-

*) Es sei schon an dieser Stelle auf den beigefügten politischen Nachtrag verwiesen.

zibar hat in der That gegen die Erwerbungen der Gesellschaft protestirt, noch mehr, er hat in völliger Hinwegsetzung über die rechtsgültig abgeschlossenen Verträge der Gesellschaft etwa 300 Soldaten unter dem Befehle seines Generals Mathews in die deutsche Colonie einrücken lassen und u. a. den uns gehörigen Ort Mkondgwa, in dessen Nähe sich Joachim Graf Pfeil befindet, besetzen lassen. Ob der Sultan diesen Schritt auf Anrathen irgend eines europäischen Bevollmächtigten in Zanzibar unternommen hat, muß dahingestellt bleiben. Soviel aber steht fest, daß, wenn er dabei von einem Europäer berathen wurde, ihm nicht leicht ein schlechterer Rath hätte gegeben werden können. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat jedenfalls nicht den geringsten Grund, das Vorgehen des Sultans zu beklagen; wir hoffen vielmehr, daß sie Gelegenheit finden wird, sich dieses Schrittes und seiner Folgen zu freuen. Was der Sultan gethan hat, ist nichts weniger, als ein gewaltsamer Eingriff in fremde Rechte. Denn die Rechte der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sind in jeder Beziehung unbestreitbar. Sie sind erlangt durch rechtsgültige Verträge mit Häuptlingen, deren Souveränität von dem Sultan bisher nicht angefochten war. Im Gegentheil hat der Sultan dadurch, daß er von den aus dem Innern kommenden Waaren an der Küste Zölle erhob, völkerrechtlich anerkannt, daß jenes Gebiet dem seinigen gegenüber Ausland sei. (?!) Ueberdies hat ein im Innern lebender Agent des Sultans dem Herrn Dr. Karl Peters gegenüber schriftlich bestätigt, daß sein Herr, der Sultan, auf jene Landestheile keinen Anspruch irgend welcher Art erhebe, wie denn auch thatsächlich den Häuptlingen des Binnenlandes der Sultan von Zanzibar meist nicht einmal dem Namen nach bekannt war. (?!) Auf Grund dieser Thatsachen hat seine Majestät der Kaiser seinerzeit für die Erwerbungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft den Allerhöchsten Schutzbrief ausgestellt, und hieraus ergeben sich gegenüber der Rechtsverletzung des Sultans nunmehr von selbst Abwehrmaßregeln, über welche nähere Mittheilungen zu machen einstweilen nicht zweckmäßig erscheint. So viel ergiebt sich bei Erwägung der gegebenen Umstände wohl von selbst, daß die Situation

des Sultans bei einem Konflikte mit dem Deutschen Reiche auf seiner ringsum von der See her leicht zugänglichen Insel keine besonders günstige sein kann, und daß er seinen etwaigen Widerstand gegen die Bestrebungen deutscher Colonisation leicht zweckmäßiger hätte einleiten können, als durch diesen gewaltthätigen Eingriff, der selbstverständlich zu Repressalien und Garantien für die Zukunft herausfordert. Für das Direktorium der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ergeben sich aus den gegenwärtigen Verhältnissen in Zanzibar weiter keine Hemmnisse, als daß sie bis zur Beilegung des Konflikts weitere Auswanderer nicht zur Uebersiedelung ermuthigt."



V.

Das Nachbarreich Zanzibar.

Da es also nicht ausgeschlossen ist, daß Deutschland noch mehrfach in ernste Beziehungen zu seinem afrikanischen Nachbar treten muß*), so dürfte es hier wohl am Platze

*) Man vgl. den politischen Nachtrag.

sein einiges über die Verhältnisse und den Zustand des Sultanats von Zanzibar zu bringen. Den Stoff hierzu entnehmen wir mehreren Aufsätzen, die im 11. und 12. Hefte der Colonialzeitung (Juni 1885) erschienen:

Das jetzige Reich Zanzibar bildete bis zum Tode des Imans von Maskat Seyd Said einen Bestandtheil des letzteren Staates. Nach dessem Tode fielen die afrikanischen Besitzungen an seinen Sohn Seyd Majid, während die Arabische Herrschaft an einen andern Sohn überging. Beim Tode des Sultans Seyd Majid übernahm dann ein andrer Bruder desselben, der jetzige Herrscher Seyd Bargasch, die Regierung von Zanzibar. Der Titel „Sultan“ wird den Herrschern von Zanzibar und Maskat ganz willkürlich von den Europäern beigelegt. Sie haben keinen Anspruch auf diesen Titel und es würde auch keinem Araber einfallen, ihnen diesen Titel zu geben. Als sunnitische Mohammedaner erkennen die Araber nur dem Oberhaupte ihrer Religion, dem Kalifen, also dem Sultan der Türkei, diesen Titel zu. Der dem Herrscher von Zanzibar zukommende Titel ist „Seyd“, Herr, oder Seydina, unser Herr, und so wird derselbe auch von seinen Unterthanen im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr angewendet.

In den Augen der gläubigen Mohammedaner giebt es kein Erbrecht auf den Thron. Der älteste Verwandte oder der Mächtigste in einer Fürstenfamilie ergreift beim Tode des regierenden Fürsten die Zügel der Regierung. Infolge dieser Anschauung geht ein Thronwechsel selten ohne innere Unruhen ab. Die Stütze jeder Regierung sind die Anführer der Söldner und diese letzteren selbst, und werden dieselben daher auf alle mögliche Weise durch Versprechungen und Drohungen für den einen und den andern Thronprätendenten zu gewinnen gesucht. Beim Tode von Seyd Majid waren zwei Prätendenten vorhanden: Seyd Bargasch, der den größeren Theil der Soldateska für sich gewonnen hatte, und Seyd Frasch, der von jeher der Lieblingsbruder des verstorbenen Sultans gewesen war und daher berechtigte Ansprüche zu haben glaubte. Wie die Sache geschlichtet wurde, ohne daß eine offene Rebellion ausbrach, entzog sich den Augen der Europäer. Genug, Seyd Bargasch proklamirte sich zum Herrscher und Seyd Frasch wanderte ins Gefängniß. Kaum waren die Konsulate benachrichtigt, wer der Nachfolger geworden, als sich auch schon die Vertreter Frankreichs, der Vereinigten Staaten und Deutschlands beeilten, dem neuen Herrscher ihre offiziellen Anerkennungsbesuche zu machen, zum großen Verdrusse des Britischen Vertreters, der die Anerkennung noch von verschiedenen Bedingungen abhängig zu machen wünschte, welchen sich der Sultan schwerlich entziehen konnte, unter diesen auch gewisse Zugeständnisse in der Sklavenfrage. Trotzdem weigerte sich Seyd Bargasch nach seiner Anerkennung einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, nach welchem die Ein- und Ausfuhr von Sklaven in seinem Reiche verboten war; erst nach vielen Repressalien und schließlich unter dem Drucke eines Englischen Geschwaders ward ihm die Unterzeichnung des neuen Vertrages widerwillig abgezwungen.

England hatte ihn seine Macht in empfindlicher Weise fühlen lassen, die andern Vertragsmächte hatten die Englischen Forderungen mehr oder weniger unterstützt; von der Zeit an ließ sich Seyd Bargasch vollständig von dem Englischen Vertreter leiten, doch bemühte er sich redlich, soweit es seine Kräfte erlaubten, die Regierung seines Landes auf eine vernüftigere und ehrlichere Weise zu leiten als sein Vorgänger, welcher, ein kränklicher schwacher Mann, das Regieren gänzlich seinem Vezier Soliman ben Ali überließ, einem Manne von geringer Herkunft, der hauptsächlich danach trachtete, seine eigene Tasche zu füllen und die Staatsgelder verlotterte. Infolge dessen hinterließ Seyd Majid trotz seiner großen Einnahmen, sehr bedeutende Schulden.

Der erste Regierungsakt des neuen Herrschers war die Absetzung Soliman ben Ali's. Dieser hatte nichts eiligeres zu thun, als sich unter englischen Schutz zu stellen, und verschwand dann mit seinem Harem nach Indien, um in Bombay die Zinsen seines Raubes zu verzehren. Dann einigte sich der Sultan mit den Gläubigern seines Bruders, welche wohl nicht zu viel erhalten haben werden und fing an, die Regierung so sparsam wie möglich zu führen. Sein Prinzip war, sich auf niemanden zu verlassen, niemanden in seiner arabischen Umgebung den geringsten Einfluß zu gewähren, und speziell seine Geldangelegenheiten selbst zu verwalten. Er verstärkte überall, wo es nöthig war, die Garnisonen, wodurch die Staatsausgaben erhöht wurden; dafür erhöhte er aber auch seine Einnahmen durch Einführung neuer Steuern, wobei er so vorsichtig zu Werke ging, daß er den Wortlaut der fremden Verträge, die nur fünf Prozent Zoll auf alle ein- und ausgehenden Waaren gestatten, nicht verletzte. Seine Finanzwirthschaft ist jetzt derartig, daß er jedes Jahr einen bedeutenden Ueberschuß hat und sich einen ordentlichen Staatsschatz in seinem Palaste ansammelt.

Die Art und Weise, wie der Sultan die Eingangssteuern erheben läßt, ist jedenfalls danach angethan, den Handel und den Verkehr in keiner Weise zu erschweren und zu belästigen und könnten sich die Portugiesen daran ein Beispiel nehmen. Wer von Zanzibar nach der portugiesischen Colonie Mozambique kommt, wird eingestehen, daß die arabische Herrschaft weit rationeller in der Erhebung der Zölle ist, als die portugiesische. Der Unterschied zwischen beiden Zollsystemen ist wie Tag und Nacht. Während in Zanzibar das ganze Jahr hindurch mit Ausnahme einiger weniger hohen muhammedanischen Feiertage, das Zollhaus von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geöffnet ist und ein reges Leben vom Morgen bis Abend herrscht, erscheinen die portugiesischen Beamten erst gegen 11 Uhr in ihrem Zollhause und verschwinden schon wieder gegen 4 Uhr. Außerdem sind alle Zollhäuser an Sonntagen und allen katholischen Feiertagen geschlossen, trotzdem die dortigen Kaufleute mit verschwindenden Ausnahmen entweder indische Götzenanbeter, Mohammedaner und persische Feueranbeter sind. Ein höchst unpraktischer Zolltarif, Schreibereien ohne Ende und ein gleichgültiges, schläfriges Beamtenpersonal, die Höhe der Zölle selbst u. s. w. erschweren das Geschäft dort im höchsten Grade. Trotz der hohen Zollabgaben kostet die Colonie

Mozambique dem Mutterlande noch Geld, indem der ganze Verwaltungsapparat viel zu komplizirt und zu kostspielig ist, was für Neger und ähnliche Menschenrassen ganz überflüssig ist und auch in diesem Punkte ist der Sultan von Zanzibar den Portugiesen weit überlegen, indem er seine Art und Weise zu regieren viel billiger ist und den Bedürfnissen eines afrikanischen Staates weit besser entspricht.

Ursprünglich war die Stellung der Herrscher von Maskat den andern mächtigen und reichen arabischen Familien gegenüber wohl nur eine solche, daß sie sich als die Mächtigsten unter ihresgleichen ansehen konnten, etwa wie die Fürsten in früheren Zeiten bei uns ihrem Feudaladel gegenüber standen. Erst während der Regierung des Sultans Seyd Majid ist die Macht der großen Araberfamilien in Zanzibar nach vergeblichen Versuchen von Widerstand gebrochen worden und kann sich Seyd Bargasch in der That als ein Despot ansehen, der keinerlei Rücksichten auf seine Unterthanen zu nehmen braucht. Die Verwaltung des Landes wird, mit Ausnahme der Insel Unguja, auf welcher der Sultan selbst residirt, durch von dem letzteren ernannte Gouverneure (Walis) besorgt. Da bei den Arabern keinerlei Rangunterschiede existiren, so kann ein Gouverneur ebensogut ein im Koran bewanderter Gelehrter, wie ein Kaufmann oder Soldat sein. Ein wohlhabender oder reicher Mann wird selten zu diesem Posten ausgewählt, dagegen muß stets ein solcher, soweit zu ermitteln, von väterlicher Seite aus, aus einer freien Familie stammen. Die Gouverneure erhalten je nach Wichtigkeit der Plätze die sie verwalten, oder auch je nachdem es Seiner Hoheit paßt, ein monatliches Gehalt von 40—80 Mark. In den meisten Plätzen giebt es Forts, in welchen sie freie Wohnung haben, sonst bewohnen sie ein Haus für Rechnung des Sultans, der die Miethe entweder bezahlt oder im Staatsinteresse von den Bewohnern des betreffenden Ortes freie Benutzung einer Wohnung verlangt. Sie führen den Oberbefehl über die Garnison des Platzes, zuweilen in der Weise, daß ein Agida (Hauptmann) oder mehrere Agidas mit ihren Truppen unter sie gestellt werden, zuweilen in der Weise, daß sie selbst beauftragt werden, so und so viele Truppen anzuwerben und so in einer Person Agida und Wali sind. Ein Agida bekommt 20—40 Mark per Monat und hat je nachdem 25 bis 150 Mann oder noch mehr unter seinem Kommando. Ein Gouverneur resp. die betreffenden Hauptleute bekommen für jeden Soldaten, der ihnen anzuwerben gestattet worden, 11—12 Mark per Monat. Für diesen Sold, von welchem der Befehlshaber auch noch einen Theil einzubehalten pflegt, muß sich der Soldat selbst kleiden, beköstigen und bewaffnen. Ein Soldat muß daher ein sehr genügsames Gemüth haben und das haben auch diese armen Teufel, die der Hunger aus Arabien forttreibt. Sie sind durchschnittlich harmlose, fröhliche Menschen, die überglücklich sind, wenn ihnen dann und wann Gelegenheit geboten wird, sich einmal ordentlich satt zu essen.

Außer den Walis, die mit den Regierungsbefugnissen im Namen des Sultans betraut sind, befinden sich in allen Plätzen einer oder mehrere Kadis (Richter), die bei schwierigen Sachen zu entscheiden

haben, wer im Rechte ist. Wenn ein Schuldner nicht zahlen kann, so kann der Wali in der Sache nichts thun, wenn er aber irgend etwas besitzt, worauf der Gouverneur die Hand legen kann, so kann der fremde Kaufmann sich meistens auch darauf verlassen, daß dies geschieht. Man muß nur Geduld und immer wieder Geduld haben, denn der Schatz, daß Zeit Geld ist, ist bis jetzt von den Arabern wie von den Mohammedanern im allgemeinen noch nicht begriffen worden.

Im Großen und Ganzen arbeitet die Staatsmaschine des Sultans ganz leidlich und seine unwissenden, schlecht bezahlten Gouverneure mit ihren halbverhungerten Truppen genügten bisher vollkommen, um an allen Küstenplätzen die Oberhoheit des Sultans und damit Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten (?). Die **Truppen** werden aus vieler Herren Länder rekrutirt. Die Hauptmasse wird aus Arabern von der Omanküste am persischen Golf und aus Arabern aus Hadramaut gebildet. Seit mehreren Jahren hat der Sultan auch angefangen, eine Truppe von Negern und Komoroleuten durch einen Englischen Offizier eindrillen zu lassen und damit den Anfang zu einer wirklichen disziplinirten Armee gemacht. Außer seiner Armee besitzt der Sultan auch eine Kriegsmarine, aus mehreren größeren und kleineren Dampfern bestehend. Dieselbe ist aber praktisch für die Verwaltung seines Landes von fast gar keiner Bedeutung, sondern eigentlich nur eine luxuriöse Spielerei, die seine Mittel ihm gestatten. Selten werden diese Dampfer zu Truppensendungen benutzt, in der letzten Zeit läßt der Sultan einen seiner ziemlich regelmäßig als Frachtdampfer zwischen Bombay und der Insel Zanzibar fahren. Der Grund, daß seine Marine sogar keinen Werth hat, liegt darin, daß keine Araber aufzutreiben sind, die befähigt wären, die Dampfer in Ordnung zu halten und der Sultan daher genöthigt ist, die Posten der Kapitäne, Steuerleute und Ingenieure mit Weißen oder Indiern zu besetzen. Da er aber über letztere, da sie fremde Unterthanen sind, nicht die Disziplinargewalt hat, wie über seine eigenen Unterthanen, so kann er eben als arabischer Despot nichts mit ihnen anfangen.

In der Hauptstadt Zanzibar ist ein **Telegraphenamt** und ein **Postamt** unter Englisch-Indischer Leitung.

Die **wichtigsten Plätze** des Zanzibarstaates sind wohl Kiloa, Duale, die Insel Unguja mit der Hauptstadt Zanzibar (wie auch gewöhnlich die ganze Insel genannt wird), Bagamoijo, Saadani, Pangani, die Insel Pemba, von den Arabern auch Djesira genannt, Malindi, die Insel Mombas, Takaunga, die Insel Lamu, die Insel Tula, Kismaju, Brawka, Marka und Modogischo. **Bagamoijo** (auf Suaheli: „Mitten ins Herz hinein") ist wohl von sämmtlichen Plätzen fast der wichtigste.

Nächst Bagamoijo ist **Pemba** wohl der werthvollste Besitz des Sultans. Pemba ist das einzige Land in der Welt, außer der Insel Zanzibar, wo die Gewürznelke wächst. Dieser Artikel ist ziemlich werthvoll und Pemba ist daher eine sehr reiche Insel. Lamu und Mombas sind nur von Wichtigkeit, weil sich der Handel in ihrer Nähe auf diesen beiden Plätzen konzentrirt. Der Theil der Küste, welcher fast gar keinen kommerziellen Werth hat, liegt zwischen Lamu

und Kismaju. Nur die Insel Tula auf dieser Strecke ist von Bedeutung ihrer Kaurimuscheln und ihrer Orseille wegen. Schließlich sind die Städte Brawa, Marka und Mogodischo, an der sogenannten Benadirküste zu nennen. Vor ca. 20 Jahren kaum bekannt, nimmt der Handel dieser Plätze jährlich zu und hier sollten unternehmende Kaufleute ihre Augen hinwerfen: drei fieberfreie Küstenplätze und ein fast noch unbekanntes Hinterland, ein Land, wo Gewehre und Pulver noch fast unbekannte Dinge sind und selbst der allgewaltige Branntwein, dank dem strengen Islam, noch keinen Eingang gefunden hat. Allerdings, die Deutsche Flagge können wir dort nicht aufpflanzen, denn das Küstenland gehört einmal dem Sultan, aber deutsche Kaufleute können dort Geld verdienen und wenn sie andern Nationen hierin zuvorkommen, so ist dies doch auch ein patriotisches Beginnen und zugleich kein unmögliches, sondern ein praktisch ausführbares Unternehmen. Eine große Schwierigkeit für die Entwickelung eines direkten europäischen Handels mit den Küstenplätzen des Zanzibargebietes ist die von den wenigsten Leuten richtig gewürdigte, daß außer der Insel Unguja kein einziger Platz einen natürlichen Hafen besitzt, in welchem bei jedem Winde und zu jeder Jahreszeit große tiefgehende Schiffe sicher zu Anker gehen können und ohne Risiko Waaren löschen und empfangen können. Es genügt nicht, daß ein Schiff einen Platz überhaupt ansegeln kann, es soll sich so nahe ans Ufer legen können, daß eine schnelle, sichere Verbindung mit dem letzteren möglich ist. Diese für den Handel absolut nothwendigen Bedingungen erfüllt kein einziger Küstenplatz. Einige Plätze sind überhaupt gar nicht von größeren Schiffen zu benutzen und die übrigen nur während einer kurzen Zeit, zwischen Oktober und Dezember, sowie zwischen März und April, in welchen Monaten die regelmäßigen Nordost-, resp. Südwestwinde derartig abschwächen, daß Schiffe auf offener Reede und in sicherer Entfernung vom Strande zu Anker gehen können und eine allerdings immerhin noch sehr schwierige Verbindung mit dem Ufer aufrecht erhalten können. Es unterliegt keinem Zweifel, daß einige der Küstenplätze zu sicheren Häfen gemacht werden können, so lange das aber nicht bewerkstelligt werden wird, wird der Hauptverkehr sich auf der Insel Unguja konzentriren, und der Handel der Küstenplätze wird durch die Küstenfahrzeuge, sogenannte Dhows (kleine Schiffe, die so wenig Tiefgang haben, daß sie überall hingehen können), über die erstgenannte Insel vermittelt werden."

Aus allem Gesagten geht immer und immer wieder hervor, daß es von einem Jünger Merkurs stammt, der es nicht begreifen kann, daß Deutschland seine Fahne auf einem fruchtbaren, ertragfähigen Boden aufpflanzt, der keinem Staatskörper angehört, der aber dabei den Fehler besitzt gegenwärtig nicht Gewinn abzuwerfen. Freuen wir uns lieber des Besitzes, denn erstens bringen uns die Erwerbungen keinen Schaden und zweitens mit der Zeit Nutzen also beati possidentes!

In Kismaju, südlich vom Juba, hat der Sultan ein Fort mit einer Garnison von einigen hundert Soldaten unter einem Gouverneur (Wali), ein Zollhaus und einen Zollagenten. An der Mündung des Juba liegt die verlassene und in Ruinen liegende Stadt Djumbo. Da dort keine Menschen wohnen, also kein Verkehr ist, so hat der Sultan dort keine Beamte; von Kismaju können zu jeder Zeit, falls es erforderlich, Truppen hingeschickt werden. Nördlich folgt dann der Hafenplatz Barawa. Die Stadt ist auf Befehl des Sultans mit einer Mauer umgeben worden, einige der größeren Häuser dienen den zanzibarianischen Truppen als Kasernen. Der Gouverneur, welcher in früherer Zeit nur über einige zwanzig Mann verfügte und von dem Gouverneur von Lamu eingesetzt war, wird seit 1876 direkt vom Sultan eingesetzt und hat mehrere hundert Mann und einige Kanonen zur Verfügung. Selbstverständlich ist dort ein Zollhaus und ein Zollagent. Etwas nördlicher liegt die kleine Stadt Torre; ohne Hafen und nur von wenigen Menschen bewohnt, hat sie zu wenig Interesse für den Sultan, um dort Besatzung oder Zollamt hinzulegen.

Der nächste nördliche Hafenplatz ist Marka, eine mit einer Mauer versehene Stadt, in welcher ein Fort mit einem Gouverneur und einer ebenso großen Besatzung wie Barawa gelegen ist. Zollhaus und Zollagent sind vorhanden. Zwischen Marka und dem nächsten Hafenplatze Makdischu liegen mehrere kleine Flecken ohne Bedeutung, weil ohne Häfen. In Makdischu hält der Sultan wiederum einen Gouverneur mit Besatzung, die eher etwas stärker sein dürfte als in den südlichen Plätzen. Ein Fort ist ebenfalls seit 1879 gebaut. Zollhaus und Zollagent selbstverständlich vorhanden.

Nördlich von Makdischu liegt der Hafen Orschech oder Warschech, in welchem der Sultan seit einer Reihe von Jahren den Zoll durch einen Beamten aus Makdischu einziehen läßt, ohne bis zu dem eben erwähnten Zeitpunkte dort eine Garnison zu halten. Später hat der Sultan auch noch nördlicher in den sogenannten Imrutihäfen, den letzten Häfen, welche überhaupt an diesem Theile der Somaliküste existiren, seine Flagge aufgehißt. Diese Plätze, welche wohl kaum den Namen Hafen verdienen, sind selbst von kleinen arabischen Fahrzeugen nur während einer ganz kurzen Zeit im Jahre, wenn der Südwestmonsum zu Ende ist und der Nordostmonsum noch nicht angesetzt hat (Oktober-November) ohne Gefahr anzulaufen. Nördlich von diesen Plätzen giebt es, soweit bis jetzt bekannt, keine Häfen an der Küste bis nach Ras-Hafun hinauf und ist diese öde und gefährliche Küste der Schrecken aller Fahrzeuge, die von Arabien herunterkommen, da ein Scheitern an derselben sicheren Untergang bedeutet, denn wer dem Ertrinken entginge, würde sein Leben durch die wilden und blutgierigen Küstenbewohner sicher verlieren.

Nach den angeführten Einzelnheiten ist der Sultan berechtigt, das Küstengebiet zwischen der portugiesischen Colonie Mozambique und dem nördlichen unzugänglichen Theile der Somaliküste als sein rechtmäßiges Gebiet anzusehen. Sein Recht auf die ganze Küste stützt sich nirgens auf papierne Verträge, sondern dieselbe gehört ihm nach dem Rechte des Stärkeren, dem einzigen bisher in Afrika gelten-

den Rechte. Unser Gewährsmann, der seinen Bericht Mitte Mai einreichte, fährt an der diesbezüglichen Stelle fort: „Er hat in seinem Gebiete Macht genug, um Europäer zu schützen und seine Gouverneure sind stets angewiesen, diesen höflich zu begegnen und sie in jeder Weise zu stützen, wenn solche Unterstützung verlangt wird. Es wird daher in Zanzibar große Verwunderung erregen, daß nach einem Berichte des Herrn Jühlke, eines der Leiter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, der Gouverneur von Lamu eine etwas provocirende Haltung dem Kapitain des deutschen Kriegsschiffes „Gneisenau“ gegenüber angenommen habe, als derselbe den Hafen von Lamu besucht hat. Da in Lamu schon seit ungefähr 20 Jahren eine europäische Firma durch einen Europäer vertreten war, da englische Kriegsschiffe unzählige Male in Lamu gewesen sind, so ist die Bevölkerung schon an den Anblick von Weißen gewöhnt.

Zu der Thatsache, daß der ganze Zanzibarhandel in Händen der Indier ist, kommt nun noch, daß die Dampferverbindung zwischen Zanzibar und Aden in Englischen Händen ist und daß die Englische Regierung jährlich eine Subvention an die betreffende Dampfergesellschaft zahlt. Die Telegraphenverbindung ist ebenfalls in englischen Händen und der Indier, an welchen der Sultan jährlich gegen 600,000 Dollars die Einnahmen seiner sämmtlichen Zollhäuser verpachtet hat, ist natürlich ebenfalls Englischer Unterthan. Der Sultan kann sich dem englischen Einflusse gar nicht entziehen, und wird derselbe stets ein bedeutender sein, so lange Indien den Engländern gehört.“

Nachtrag.

Sehr bald nach Abfassung der vorliegenden Broschüre haben sich (Anfang August) auf dem ostafrikanischen Schauplatze Ereignisse von weittragendster Bedeutung abgespielt, so daß ein Nachtrag erforderlich wurde, der den Leser in der Kürze darüber orientiren soll, welchen Verlauf die Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Colonisation genommen und welches Resultat die mittlerweile zwischen dem Sultan von Zanzibar und Deutschland ausgebrochene politische Differenz ergeben hat.

Nach der Rückkehr des Führers der deutsch-ostafrikanischen Expedition beeilten sich seine zwei Vertreter, Graf Pfeil und Dr. Jühlke, im Norden wie im Süden die benachbarten Häuptlinge durch Geschenke zu gewinnen und zum Abschluß von Verträgen zu veranlassen, wodurch der

Umfang unserer Besitzungen ganz bedeutend vergrößert, ja fast verdoppelt wurde. Im Süden von Usagara war Graf Pfeil für die Interessen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft thätig und brachte bis über den 8° s. Br. hinaus, bis zum Rufidji-Flusse, das Land unter deutsche Botmäßigkeit, indem er seine Thätigkeit damit begann, die bis dahin völlig unbestrittene Landschaft Chutu durch zwei Verträge zu erwerben*). In derselben Zeit, d. h. etwa Mitte Juni, unternahm Dr. Karl Jühlke in Begleitung des Prem.-Lieutenant Weiß eine andre Expedition nördlich von Usagara, wodurch das gesammte Kilimandscharo-Gebiet vom Küstenpunkte Pangani ab nordwestlich bis zum 2½° s. Br., insbesondere die Landschaften Usambara, Pare, Aruscha und Dschagga, durch neun rechtsgültige Verträge mit neun unabhängigen Sultanen auf ewige Zeiten für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft erworben ward.

Durch deutschfeindliche Einflüsterungen in hochgradige Erregung gebracht und in Sorge um eine Minderung seiner Macht hatte der Sultan von Zanzibar bereits Ende Mai seinen General Mathew mit einigen hundert Soldaten in das Innere abgesendet, um überall seine rothe Fahne aufziehen, alles erreichbare Land als ihm unterthänig erklären und die unabhängigen Häuptlinge durch Geschenke zur Annahme seiner Schutzherrlichkeit bewegen zu lassen, damit auf diese Weise das Umsichgreifen der deutschen Macht soweit als irgend möglich verhindert würde. Selbstverständlich mußte sich aus solchem Beginnen ein scharfer politischer Zwiespalt entwickeln, der in Kurzem Veranlassung zum Blutvergießen ward. Der Jühlke'sche Bericht beweist indessen, daß rechtsgültige Abtretungen an General Matthew nicht erfolgt sind, sondern daß die Sultane es vielmehr vorgezogen haben, sich an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, resp. an Deutschland anzuschließen:

Mochi, 19. Juni 1885.

Nachdem mir am gestrigen Tage der Häuptling von Mochi, Mandara, Blutsbrüderschaft angeboten hatte und nachdem dieser Akt

*) Sein Bericht über diese Expedition wird in einem besonderen Hefte von unserm Verleger veröffentlicht werden.

in feierlicher Weise vollzogen war, ließ mich derselbe heute in sein Haus bitten; dann gab mir Mandara folgende Erklärungen bezüglich seines Landes, seiner Besitzungen und seines Verhältnisses zum Sultan von Zanzibar:

„Ich bin ein freier, unabhängiger Fürst gleich dem Sultan von Zanzibar, und besitze vielleicht die gleiche Macht wie er. . . . . . Es ist hier keine arabische Ansiedelung, am allerwenigsten aber gar ein Fort oder eine Besatzung des Sultans. Vor etwa zehn oder zwölf Tagen ist nun plötzlich und ohne jeden Grund ein General des Sultans von Zanzibar, Mathews, gekommen mit einer Truppenmacht von einhundertundachtzig Mann und einhundert Trägern. Derselbe übergab mir sechshundert Rupees und einige Geschenke nebst zwölf rothen Fahnen, und bat mich, dieselben in den mir unterthänigen zwölf Landschaften aufzupflanzen, um dadurch zu zeigen, daß ich ein Freund des Sultans von Zanzibar sei. Auf das Letztere ging ich ein. Das Erste habe ich nicht gethan, sondern die Fahnen fortgelegt. Darauf hat mir Mathews mehr geboten und ich habe ihm erwidert, daß ich, wenn er es sende, mir die Sache überlegen wolle. Sodann hat mich der General Mathews aufgefordert, ich solle, wenn ich Weißen ins Land zu kommen gestatte, dies nicht den Deutschen, sondern nur den Engländern gestatten, und wenn Deutsche kämen, ihnen sagen, daß sie erst einen Erlaubnißbrief vom Sultan von Zanzibar zu bringen hätten. Ich habe darauf dem General erwidert, daß ich ein freier Sultan und unumschränkter Herr von zwölf Landschaften bin und in meinem Lande thun könne, was ich wolle. Jenes Ansinnen habe ich abgelehnt."

Ich machte den Sultan Mandara sodann darauf aufmerksam, daß, weil die rothe Fahne jetzt hier wehe, der Sultan von Zanzibar vielleicht sagen werde, daß das Land Mandara's nun ihm gehöre. Darauf gerieth Mandara außer sich und sagte, dies solle einzig und allein ein Akt persönlicher Freundschaft gewesen sein, ebenso wie die Zeichnung seines Namens unter das ihm vom General Mathews vorgelegte Schriftstück.

Sodann habe ich anschließend, folgenden Vertrag abgeschlossen:

„Der Sultan Mandara tritt mit dem heutigen Tage unter den Schutz der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Dafür tritt er sein Land mit allen Rechten, welche nach europäischer Staatsmacht den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen, an Dr. Carl Jühlke als Vertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ab."

Jühlke und sein Begleiter Weiß sind bald darauf laut der am 7. August in allen größeren deutschen Blättern veröffentlichten Nachrichten wohlbehalten in Zanzibar angekommen und der Leiter der Expedition hat daselbst von dem ihm nach obigen Vertrage zustehende Rechte des Protestes Gebrauch gemacht. Die Jühlke'sche Erwerbung ist deßhalb so besonders wichtig, weil das Kilimandscharo-Gebiet, welches in seiner bedeutendsten Erhebung bis etwa 20,000 Fuß ansteigt, recht eigentlich die Perle des ganzen

tropischen Afrika ist, eine großartige Alpenlandschaft, die alle Zonen der Erde umspannt, von vorzüglichem Klima, ein Sanatorium für die Deutsche Bevölkerung der Zukunft in Ostafrika.

Das deutsche Gebiet, das bei der Rückkehr des Dr. Peters etwa 2500 deutsche Quadratmeilen betrug, ward durch diese eben erwähnten Gebietserweiterungen auf eine Größe von etwa 4000 deutsche Quadratmeilen gebracht. Da jedoch genaue Vermessungen bis jetzt noch nicht stattfinden konnten, so können derartige Angaben keinen Anspruch auf absolute Sicherheit erheben. Die Westgrenze ward ungefähr vom 53° östlicher Länge von Ferro gebildet, die Südgrenze vom Rufidji-Flusse etwas südlich vom 8° s. Br., die Nordgrenze vom 2½° s. Br. und die Ostgrenze von dem schmalen dem Sultan von Zanzibar zugehörigen Küstensaume. Gegenwärtig dürften die Expeditionen zur Erwerbung neuer Bundesgenossen und Unterthanen im Südwesten über den 53° s. Br. westwärts hinausgegangen und bereits am Leopold-See angelangt sein, womit dann die Handelsstraßen zum oberen Congogebiet in deutschen Händen wären.

Die deutsche Regierung sah sich durch das Vorgehen des Sultans von Zanzibar, dessen Truppen eine deutsche Expedition auf neutralem Boden angegriffen hatten, genöthigt, den Interessen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft den nöthigen Schutz zu gewähren und am betreffenden Orte einen geharnischten Protest gegen die Vergewaltigung zu erheben. Natürlich kamen die Nachrichten von derartigen Vorgängen in Folge der räumlichen Entfernung und zeitweiligen Geheimhaltung erst ziemlich spät zur Kenntniß der deutschen Leserwelt. Am 19. Juni schloß Jühlke seinen Vertrag am Kilimandscharo ab und reiste dann zurück nach Zanzibar. Erst am 7. August gelangte dies in den größeren deutschen Blättern zur Veröffentlichung. Von da ab häuften sich auf einmal die Nachrichten mit jedem Tage.

Im Interesse des deutschen Colonialvereins war ein Comité bemüht, das nördlich von der Tanamündung gelegene Sultanat von Witu, das sich nicht nur lang an der Küste hinzieht, sondern auch weit hinein in das In-

nere reicht, für den Anschluß an die deutsche Machtsphäre zu gewinnen. Am 13. August veröffentlichte die Weserzeitung in Bremen einen Bericht aus Berlin, welcher wie folgt lautet:

„Für die Witugesellschaft sollen wichtige Nachrichten hier eingetroffen sein. Es ist begreiflich, daß jetzt, wo das Reich die Abwickelung der Zanzibarhändel in seine Hand genommen hat, mit denselben zurückgehalten wird. Die Hörnecke'sche Expedition wird nicht zurückgezogen werden, sie wird zu neuen Landerwerbungen in der Richtung des Negri (Kenia), also den Tana hinauf, vorgehen. Man hat die Zurückziehung der Expedition aus der Rückkehr der Lieutenants v. Anderten und v. Carnap-Quernheimb nach Zanzibar schließen wollen. Dieselben sind indessen für die Leitung einer anderen Expedition bestimmt. Bei den Verhandlungen, die mit dem Sultan eingeleitet werden oder bereits eingeleitet sind, wird von der ostafrikanischen Gesellschaft Werth darauf gelegt, Bagamojo und die Rufumündungen in ihren Besitz zu bekommen."

Diese Hörnecke'sche Expedition ward, als sie den Tana entlang stromaufwärts zog, sich also auf neutralem Gebiet befand, von den Soldaten des Sultans von Zanzibar widerrechtlich angegriffen und sah sich gezwungen von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Trotz der Uebermacht ward der Feind gezwungen mit einem Verluste von 4 Todten sich schleunigst rückwärts zu konzentriren und die Expedition förderhin unbehelligt zu lassen*). Eine andre Expedition, deren Leiter uns bis jetzt nicht genannt sind aber nur in der Person jener eben erwähnten „für die Leitung einer andern Expedition" bestimmten Lieutenants v. Anderten und v. Carnap-Quernheimb gesucht werden können, begab sich in das östlich und nordöstlich der Tanamündung gelegene Sultanat von Witu, das zwar für das deutsche Interesse gewonnen zu gleicher Zeit aber vom

---

*) Die Expedition erwarb alles Land zwischen dem Tana-Flusse und dem Kilimandscharo-Gebiet in nordwestlicher Richtung bis zum 20,000 Fuß hohen Kenia-Gebirge, wodurch den deutschen Besitzungen große, fruchtbare und für Europäer gesunde Gebiete hinzugefügt wurden. Ihr Flächeninhalt ist dadurch auf ungefähr 5000 deutsche Quadratmeilen gestiegen.

Sultan von Zanzibar als von ihm abhängigen Vasallenstaat reklamirt wurde. Said Bargasch hat indessen niemals auf dem östlichen Ufer etwas zu sagen gehabt, sondern hat erst auf Einflüsterungen seiner ihm nicht unterthänigen Rathgeber hin sich Besitzrechte über Witu angemaßt. Im Uebrigen datirt der englische Einfluß auf Zanzibar erst seit dem Jahre 1874.

Der Sultan Simba von Witu ist der Nachkomme einer alten Dynastie, welche früher auf den Inseln von Witu regierte, aber in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts von den Arabern Omans vertrieben wurde und sich nach dem freien Festlande zurückzog, wo sie in Witu ein selbständiges Sultanat begründete, „dessen Unabhängigkeit," wie der Grenzbote sich ausdrückt, „bisher noch keines Beschützers bedurfte."

Die deutsche Regierung fand sich durch eben erwähnte Vorgänge genöthigt zu zeigen, daß sie sehr wohl im Stande sei ihre Unterthanen und deren Interesse zu schützen und zog deßhalb ein ziemlich ansehnliches Geschwader von Panzerschiffen zusammen, dessen Sammelpunkt Mauritius war. Am 21. August kam die Depesche nach Deutschland, daß bis zum 31. Juli vier deutsche Kriegsschiffe in Port Louis (Mauritius) angekommen seien, mit der wahrscheinlichen Bestimmung nach Zanzibar. Man vermuthete darunter „Elisabeth", „Stosch", „Prinz Adalbert" und „Bismarck", welches letztere einige Tage vorher in Capstadt eingetroffen war und dadurch neuen Combinationen Veranlassung bot, weil sich an seinem Bord der Geschwader-Chef Contreadmiral Knorr befand. Ein fünftes Schiff, der „Gneisenau", befand sich bereits seit einiger Zeit an der Zanzibarküste. Natürlich ward jede Nachricht über derartige Zurüstungen und kriegerische Bewegungen möglichst geheim gehalten.

Etwa am 8. August erschien das deutsche Geschwader unter Führung des Commodore Paschen auf der Höhe von Zanzibar und bestand aus den beiden Kreuzerfregatten der Bismarckklasse „Stosch" und „Gneisenau" mit je sechszehn Geschützen und vierhundertundvier Mann Besatzung, der etwas größeren Kreuzerfregatte „Prinz Adalbert" mit zwölf Geschützen und vierhundertundzweiunddreißig Mann

Besatzung und der kleinsten Kreuzerfregatte „Elisabeth" neunzehn Geschützen und dreihundertundsechsundachtzig Mann. Der Chef des Geschwaders, der seine Flagge an Bord der Kreuzerfregatte „Stosch" gehißt hatte, verfügte also über dreiundsechzig Geschütze und eintausendsechshundertundsechsundzwanzig Mann.

Hierzu kam noch die Tender „Ehrenfels", „Adler" und der Kreuzer „Möve". Nachdem am 11. August die deutsche Flotte vor der Stadt Zanzibar angelangt war, übermittelte ihr Befehlshaber dem Sultan die vorläufigen Forderungen Deutschlands mit der Erklärung, daß im Falle der Nichtgewährung derselben die freundlichen Unterhandlungen abgebrochen werden würden. Nachdem 24 Stunden ohne den Empfang einer Antwort verstrichen waren, nahmen die Schiffe des Geschwaders eine Stellung vor dem Palaste des Sultans ein. Die Forderungen sollen in Folgendem bestanden haben:

1) Zurückziehung der Truppen des Sultans aus den deutschen Schutzgebieten und Anerkennung der deutschen Oberhoheit daselbst. 2) Abtretung der Rufidji-Mündung mit dem Küstenpunkt Bagamoyo. 3) Abtretung des Juba-Flusses. 4) Abschließung eines für Deutschland günstigen Handelsvertrages. 5) Herausgabe des vom Sultan konfiszirten Eigenthums seiner Schwester, welche als Wittwe in Deutschland lebte und mit ihrer Familie auf dem „Ehrenfels" mit vor Zanzibar ankam.

Als nach Verlauf von 24 Stunden der Sultan noch keine Antwort auf die deutsche Forderung gegeben hatte, nahm die deutsche Flotte vor seinem am Ufer liegenden Palast eine kriegerische Stellung ein. Dies half sofort. Völlig außer Stande der feindlichen Macht auch nur den geringsten Widerstand entgegen zu setzen, willigte Said Bargasch in sämmtliche Bedingungen ein. Unangefochten weht nun die deutsche Flagge, resp. diejenige der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auf einem Gebiete, das ungefähr halb so groß wie Deutschland ist. Sie hat folgende originelle Zeichnung:

Je 2 eng neben einander liegende schwarze Streifen laufen, sie durchschneidend, parallel den 4 Kanten des weißen Flaggentuchs, so daß sich in jeder Ecke ein kleines

weißes Quadrat bildet, in dem ein schwarzes Kreuz steht. Das ganze Feld innerhalb der vier Doppelstriche ist roth und zeigt in weißer Zeichnung einen gehenden Löwen, der zu einer links stehenden Palme blickt, während die rechte obere Ecke durch 5 weiße Sterne ausgefüllt ist.

Die „Col. pol. Corr." äußert sich:

„Dieser schnelle und durchschlagende Erfolg wird nicht nur die D.-Ost. Ges., er wird allen Deutschen in Ostafrika, überhaupt dem Prestige unseres großen Vaterlandes auf der ganzen Erde zu gute kommen. Zum ersten Male in der Geschichte haben sich auch die Eingeborenen an den westlichen Gestaden des Indischen Oceans durch Augenschein davon überzeugen können, daß das mächtige centraleuropäische Reich im Stande ist, mit starker Faust über die Weltmeere hinüberzugreifen. Der Sultan von Zanzibar, zu dem die Muhammedaner Ostafrika's als zu ihrem geistlichen Oberhaupt emporzuschauen gewohnt sind, hat sich den berechtigten Forderungen der hohen Deutschen Regierung ohne weiteres bedingungslos unterworfen: der moralische Eindruck dieser Thatsache wird ein gewaltiger sein und er wird weit über die Zanzibar-Gestade hinaus reichen. Damit ist Deutschland zum ersten Mal als Weltmarkt im Indischen Ocean etablirt."

Während des Druckes der Brochüre gelangt noch die Depesche zur Veröffentlichung, daß unser Besitz in Ostafrika eine willkommene Abrundung empfangen habe durch die Erwerbung von Usaramo, einer Küstenlandschaft am unteren Rufidji mit dem Hafenplatz Dar-es-Salam. Das deutsche Gebiet hat dadurch eine Größe von etwa 5500 deutsche Quadratmeilen erlangt.

Von Dar-es-Salam führt heute schon eine wenn auch rohe Fahrstraße von etwa 70 engl. Meilen ins Innere hinein. Die dahinter liegende Landschaft Usaramo wird von Reisenden, so u. A. vom Engländer Thompson, wegen ihrer Ueppigkeit, insbesondere an Kopalharzen, gelobt, und hier wird demnach wohl am ehesten ein wirklicher Gewinn aus dem Gesammtunternehmen erzielt werden können. Hoffentlich ist die zur Abtretung führende Gesinnung des Sultans der Anfang zu einem dauernden freundschaftlichen Verhältniß zwischen beiden Theilen.



Die Deutschen Besitzungen in Ost-Afrika.

Druck von Bruno Zechel in Leipzig.

DIE BEWIRTHSCHAFTUNG

TROPISCHER GEBIETE.

VORTRAG

GEHALTEN AM 22. SEPTEMBER 1885

IN DER

58. VERSAMMLUNG

DEUTSCHER NATURFORSCHER UND ÄRZTE

ZU

STRASSBURG

VON

E. PECHUEL-LOESCHE.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1885.

DIE BEWIRTHSCHAFTUNG

TROPISCHER GEBIETE.

DIE BEWIRTHSCHAFTUNG
TROPISCHER GEBIETE.

VORTRAG

GEHALTEN AM 22. SEPTEMBER 1885

IN DER

58. VERSAMMLUNG

DEUTSCHER NATURFORSCHER UND ÄRZTE

ZU

STRASSBURG

VON

E. PECHUEL-LOESCHE.

STRASSBURG.
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER.
1885.

Immer hat die Phantasie des Menschen sich gern dem Unbekannten zugewendet und es nach Bedürfniss ausgeschmückt. In die Ferne, die mit zauberhaftem Reize wirkt, verlegt der Mensch die Erfüllung dessen, das ihm unter den vertrauten Verhältnissen der Umgebung unerreichbar dünkt.

Getrieben von der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, verlockt von der Hoffnung, in sagenhafter Ferne ein Glück zu gewinnen, sind die Einzelnen wie die Völker ausgezogen. So wurden Länder und Erdtheile entdeckt und erkämpft. So ist die Geschichte der Menschheit auch die Geschichte der Colonisirung der Erde.

Mannigfaltig hat sich das Schicksal der Ausgezogenen und ihrer Nachkommen gestaltet! Wohl drängt zu Grossem die Phantasie, aber die übermächtige steht nur lose im Bunde mit Willenskraft und Beharrlichkeit. Vor die strenge Wirklichkeit gestellt, wirkt sie eher hemmend denn fördernd ein. Machtlos vor allem haben sich Wunsch und Wille gegenüber der Eigenart der Länder erwiesen.

Darum ist es erste Aufgabe eines Volkes, dessen Geschicke eine Meisterhand in neue Bahnen gelenkt hat, die Lehren der aus Geschichte und Naturwissenschaft emporwachsenden Culturgeschichte zu beherzigen. Und wenn Parteien in zunehmend warmer Erörterung sich extremen Anschauungen nähern, hat zwischen hinreissendem Glauben und lähmendem Zweifel die besonnene Thatkraft einzutreten.

Begeisterte Schilderungen der durch räumliche Erfolge in ihrem Ansehen gehobenen Entdecker sind darum nicht zuverlässiger als die auf Forschung gestützten massvollen Urtheile, weil sie die Phantasie bestechen. Sie müssen jedoch einen Optimismus erzeugen, der sich den unvermeidlichen Täuschungen gegenüber schwerlich bewähren wird.

Entdeckung und Forschung schliessen einander beinahe aus. Die Erforschung eines Gebietes erfordert reichlich Zeit. Denn eine Unzahl von fremdartig anmuthenden Einzelheiten müssen gleich sorgsam beobachtet, in ihren Beziehungen zum Ganzen erfasst, die aussergewöhnlichen Erscheinungen von den gemeingültigen gesondert werden. Der Entdecker aber hat keine Zeit, weil er um seiner rasch dahinschwindenden Mittel willen sich rücksichtslos beeilen muss. Im Allgemeinen ist daher Niemand weniger geeignet, den Werth eines grossen Gebietes zuverlässig zu beurtheilen, als der Entdecker, der Pionierreisende, der unter Beschwerden nnd Gefahren es durchzog. Sein Weg sei noch so lang gewesen: er sah doch nur Weniges und das Wenige nur flüchtig. Dazu erscheint es ihm in der Färbung persönlicher Erlebnisse. Die Eigenart des Ganzen erkennt er nicht.

Anders wird das Urtheil dessen lauten, der in unserem Vaterlande vornehmlich die Oedländereien durchwanderte; anders das Urtheil dessen, der die gesegneten Gefilde betrat. Und doch sind Beider Urtheile richtig, obwohl sie sich widersprechen müssen; unrichtig werden sie erst durch allzu kühnes generalisiren. Wie bedenklich, sogar gefährlich letzteres ist, wie vieldeutig Reisebeschreibungen sind, lehrt die Gegenwart, da, oft aus den nämlichen Quellen, von den nämlichen Gebieten die Einen erweisen wollen, dass sie fruchtbar und reich, die Anderen, dass sie öde und arm seien.

Viele Entdecker müssen ein Gebiet in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, die mannigfaltigen Mittheilungen

derselben müssen eingehend kritisch verarbeitet werden, ehe die allgemeine Beschaffenheit des Gebietes wenigstens in grossen Zügen erkennbar wird. Nahe bei einander liegen die Elbaue, der Fläming, die Lüneburger Haide; an den Bergen des Rheines gedeiht der edelste Rebensaft — wer dürfte aus der Eigenart eines einzelnen Theiles auf das Ganze schliessen, ohne sich jeglicher Vertrauenswürdigkeit zu begeben? Dennoch wird dieser Fehler immer wieder begangen bei der Beurtheilung von Gebieten, welche weit grösser als unser Vaterland und kaum in dürftigsten Umrissen bekannt sind.

Noch gilt, obwohl die Grenze bereits erreicht sein dürfte, Entdeckung für wichtiger als Forschung. Daher besitzen wir von fernen Ländern mehr eine oberflächliche und stückweise Kenntniss, wie Entdecker sie heimbringen, als ein gründliches und umfassendes Wissen, wie es von Forschern beschafft werden kann. Wenn aber deren Bewirthschaftung beginnen soll, die unter aussergewöhnlichen Verhältnissen zu geschehen hat, muss nothgedrungen an Stelle der extensiven die intensive Forschung treten. Und diese sollte den praktischen Unternehmungen vorangehen oder, da dies im Drange der Umstände kaum noch zulässig, mindestens gleichzeitig mit ihnen begonnen werden. Denn für das Unbekannte lassen sich wohl viele Pläne entwerfen, aber nur im Bekannten sind sie zu verwirklichen.

In der Gegenwart wird eine Theilung, wohl die letzte friedliche Theilung der Erde vollzogen. Deutschland erhält in letzter Stunde, was noch zu haben ist. Wir können nicht behaupten, dass es die besten Theile unseres Planeten seien, wir können aber auch nicht voraussagen, dass sie ohne Bedeutung für unseren Volkswohlstand sein werden. Die deutsche Flagge ist über weiten Landstrichen entfaltet worden; der deutsche Fleiss hat dieselben zu erobern. Hier beginnt die unserem Volke gestellte grosse Aufgabe: daher im Vorgehen weniger Phantasie, aber desto mehr ruhige Erwägung;

weniger kühne Pläne, aber desto mehr ernste Arbeit; keine Ueberhastung, aber unverzagte Ausdauer.

Vieldeutig ist das Wort «Colonie». Ein Jeder mag sich dabei das Seine vorstellen; daher ist eine Verständigung geboten. Colonien können sehr verschiedener Art sein. Sie sind in Bergwerks-, Handels-, Pflanzungs- und Ackerbau-Colonien geordnet worden; es liessen sich noch Viehzuchts-Colonien anführen. Indessen haben sich, seitdem jene Viertheilung aufgestellt wurde, die Verhältnisse des Völkerlebens derartig umgestaltet, dass im wesentlichen, im wirthschaftlichen Sinne eine Zweitheilung genügt, wonach Betriebscolonien und Besiedelungscolonien zu unterscheiden wären.

In den letzteren finden die Einwanderer innerhalb eines gewissen Spielraumes die gewohnten klimatischen Bedingungen wieder, und können sich den gewohnten Beschäftigungen hingeben. Darum vermögen sie für sich und ihre Nachkommen durch eigene körperliche Arbeit auf der Grundlage des Ackerbaues eine Existenz, also für ihre Familien eine zweite Heimath zu schaffen.

In den Betriebscolonien vermögen sie dies nicht. Die Einwanderer bleiben Fremdlinge und müssen sich bescheiden, die Arbeit zu überwachen, die Andere mit einer dem Klima angepassten Consitution, also vornehmlich die Eingeborenen selbst, ihnen leisten.

Der hervorragenden Beispiele sind nur wenige zu nennen: auf der einen Seite die Nordstaaten der amerikanischen Union; auf der anderen englisch Indien und die niederländisch-ostindische Inselwelt.

Die Deutschland zugefallenen Gebiete liegen, mit Ausnahme eines wüstenartigen, theilweise erzreichen Landstriches in Südwestafrika, innerhalb der Wendekreise und besitzen ein von dem unseren sehr abweichendes Klima. Daher sind

sie nicht geeignet, unseren Auswanderern eine zweite Heimath zu werden, es wäre denn, dass im Unbekannten schnell erreichbare Hochländer mit entsprechend gemässigtem Klima auftauchten. Die deutschen Besitzungen sind lediglich als Betriebscolonien zu behandeln, welche durch ein in angemessenen Zeiträumen sich ablösendes Beamtenpersonal verwaltet werden. Wir können ihre etwa über oder unter der Erde vorhandenen Reichthümer ausbeuten, in ihnen Handel treiben, Pflanzungen anlegen; müssen jedoch zu den angreifenden Verrichtungen einheimische oder unter ähnlichen Bedingungen entwickelte eingeführte Arbeitskräfte verwenden.[1])

Das wird der Umfang unserer Thätigkeit sein, den wir nach dem gegenwärtigen Stande der Erfahrung nicht erweitern können. Jedenfalls muss dies der Anfang sein; Weiteres mag die wachsende Erkenntniss lehren.

So werden uns die Gebiete im Austausch für die Erzeugnisse unserer Industrie Producte für den Weltmarkt senden und unserer thatenfrohen Jugend Raum für die Erprobung ihrer Kräfte bieten. Wir dürfen auch nicht zagen, wenn der Procentsatz der Erkrankungen und Todesfälle höher steigt, als daheim: er wird nicht grösser sein, als er bisher war, da unsere Landsleute vornehmlich in fremden Diensten wirkten. Wer wohl unterrichtet hinauszieht, den Kampf mit eigenartigen Verhältnissen zu wagen, weiss, dass er sich neuen Anforderungen anzubequemen, vorsichtiger als daheim zu leben hat. Dies bedenkend, mag

---

[1]) Eingeführte Arbeiter, auch wenn sie aus ähnlich gearteten Gegenden stammen, müssen sich dennoch erst acclimatisiren. Sie gewöhnen sich zwar schneller als der Europäer an die Verhältnisse, scheinen aber während der Uebergangsperiode eine geringere Widerstandsfähigkeit als dieser zu besitzen. Daher ist gerade in den ersten Monaten eine besondere Vorsicht in der Behandlung der Fremdlinge zu beobachten, um ungewöhnlich zahlreichen Erkrankungen und Todesfällen vorzubeugen.

er manches Jahr in der Ferne dem Gemeinwohl dienen und sich dereinst in der Heimath der Vergangenheit freuen.[1])

---

[1]) Die wichtige Aufgabe ist nicht, Krankheiten zu heilen, sondern Erkrankungen so viel als möglich zu vermeiden. Das einzige Mittel ist eine vernünftige Lebensweise: Beherrschen der Leidenschaft, Freihalten von entnervender Aengstlichkeit wie von unnützer Bravour. Jede übermässige Anstrengung, jede Ausschweifung schwächt die Widerstandsfähigkeit der Constitution und bringt entsprechende Gefahr. Sie rächt sich härter als daheim. Man trage Sorge für Erhaltung der körperlichen und geistigen Frische durch anregende Beschäftigungen: Jagen, Reiten, Spielen, Pflege eines Gartens, Zeichnen, Malen, Anstellen von Beobachtungen, Anlegung von Sammlungen etc.; man gewöhne sich nicht an beschaulichen Lebensgenuss und mache es sich zur Regel, keine Stunde des Tages im Nichtsthun zu verbringen, niemals am Tage zu schlafen.

Man sorge für reichliche, schmackhaft zubereitete und wechselnde Nahrung, nehme die Mahlzeiten regelmässig ein und geniesse dazu, wenn möglich, einen leichten oder mit Wasser gemischten Rothwein. Auch ein gutes Bier ist zu empfehlen. Ueberhaupt sind mässige Mengen von Spirituosen durchaus nicht schädlich; gänzliche Enthaltsamkeit ist nur Denjenigen zu empfehlen, welche nicht fähig sind, ihre Gelüste zu beherrschen.

Man kleide sich bequem, je nach Gewohnheit in Wolle oder Baumwolle, aber warm genug, um gegen Erkältungen geschützt zu sein, und bediene sich an kühlen Abenden, nach grösseren Anstrengungen eines wärmeren Kleidungsstückes. Man halte den Körper peinlich sauber, wechsele fleissig die Wäsche und lege selbst auf unbedeutende Wunden englisches Pflaster. Die Kopfbedeckung sei luftig, leicht, aber undurchdringlich gegen Sonnenstrahlen; ein schmiegsamer Filzhut mit grossem Kopfraum, in welchen man bei sehr starker Insolation öfters zu wechselnde frische Blätter legt, oder eine breitrandige Mütze wird den Meisten bequemer sein, als der steife englische Sonnenhelm. Wer ohne Sonnenschirm nicht existiren zu können vermeint, bleibe daheim; dieses Geräth verträgt sich nicht mit einer thätigen Lebensweise. Der Regenschirm ist von wesentlicherem Nutzen.

Ein ungestörter Schlaf erhält die Kräfte; darum verwende man grosse Sorgfalt auf die Bereitung der Lagerstätte und umgebe dieselbe mit einem gut schliessenden Moskitonetz.

Die Erfahrung lehrt, dass man bei ruhigem Leben in Wohnungen, in Ansiedelungen leichter erkrankt, als in der freien Natur. Am wohlsten wird man sich bei Märschen, auf Reisen fühlen, wenn Geist und Körper durch immer neue Eindrücke und gleichmässige Bewegung angeregt werden. Ein gutes Zelt ist von grossem Werthe, sowie eine bequeme

Wo nicht gegebene Reichthümer: Mineralien, Nutzhölzer auszubeuten, ist bei dem Betriebe unserer Colonien das Hauptgewicht auf Handel und Pflanzungen zu legen. Die letzteren festigen die Beziehungen zu dem Lande und bereichern den Handel nicht bloss unmittelbar, sondern auch mittelbar, indem sie die Eingeborenen zur Nachahmung anregen und zur Verbreitung von Culturgewächsen beitragen.

Vorbedingung für jedweden Betrieb bilden grosse Capitalien, und zwar Capitalien, die bedeutend genug sind, um auf Jahre hinaus die Unternehmungen zu sichern, die doch zunächst mit vielen unbekannten Grössen zu rechnen haben.

Bettstelle. In Fiebergegenden vermeide man den Aufenthalt, namentlich aber das Schlafen an Stellen, wo die Luft stagnirt und die Sonne nicht hinscheint, sei es in engen Schluchten, im Walde, in Gebäuden. Ueberfluthet gewesene und eben auftrocknende Gebiete scheinen am gefährlichsten zu sein.

Das Wohnhaus errichte man an einem luftigen Orte, nicht unmittelbar zwischen Bäumen mit dichtem Unterholz, nicht in Vertiefungen und nicht auf der Leeseite (besonders nicht hinsichtlich der Nachtwinde) von Sümpfen, überhaupt nicht in der Nähe von morastigen Flächen mit wechselnder Wasserbedeckung. Man führe nicht Mauern von Steinen oder Lehm auf, sondern stelle Holz- oder Schilfwände her und gebe ihnen innen wie aussen einen Kalkanstrich, welcher nach Bedürfniss erneuert wird. Wenn irgend möglich, errichte man das Haus auf einer hölzernen Plattform, die mindestens zwei Meter über dem Boden erhöht ist, so dass die Luft frei darunter hinstreichen kann. Das steile Dach mit freiem Innenraum, mit Asphaltpappe oder Schilf, Gras, Blattschindeln gedeckt, greife weit genug über, um die Wände gegen Sonne und Regen zu schützen. Werden noch grosse, verschliessbare Lichtöffnungen angebracht, so besitzt man ein gut ventilirtes, trockenes und gesundes Wohnhaus, welches für eine Reihe von Jahren allen billigen Anforderungen genügt. Das Schlafzimmer sei nicht an der Wetterseite gelegen; bei einem etwa eintretenden Fieber wechsele man den Bettraum.

Hinsichtlich vieler untergeordneter Verhaltungsmassregeln, welche trotzdem von Wichtigkeit werden können, ist zu bedenken, dass deren Werth nach Zeit und Ort veränderlich ist, dass, was dem Einen nützlich, darum dem Anderen noch nicht zuträglich, und dass ein Jeder selbst zu beobachten hat, was für die eigene Constitution sich am besten bewährt.

Dem Kaufmann ist ein schnellerer Erfolg zu versprechen, als dem Pflanzer. Jener findet allerwärts mindestens Anfänge, die er benutzen kann, die ihn auf die nächste zweckentsprechende Einrichtung des Geschäftsbetriebes hinweisen. Dieser steht vorläufig gewissermassen vor dem Nichts, da ihm sowohl Erfahrung als auch die wichtige Kenntniss der Eigenart des Landes mangelt und über Werth oder Unwerth des hoffnungsvoll Begonnenen erst nach bedenklichem Zeitverlust entschieden werden kann. Daher sind namentlich für ihn die Untersuchungen von höchstem Werthe, welche die Beschaffenheit und beste Behandlungsweise des Bodens betreffen, sowie Beobachtungen über das Klima, die ihn über den Gang der Temperatur, über die Menge und besonders über die wahrscheinliche Vertheilung der Niederschläge im Verlaufe des Jahres belehren. Die Anordnung seiner Arbeiten, die Wahl der zu cultivirenden Gewächse, überhaupt seine gesammte Thätigkeit muss durch die erst zu erlangende Kenntniss geregelt werden, wenn er nicht den Ausschlag gänzlich dem Zufall, dem Glück anheimgeben will. Unter den obwaltenden Umständen können die Untersuchungen kaum anders als gleichzeitig mit praktischen Versuchen stattfinden, und nicht jedes Beginnen wird als ein Erfolg zu verzeichnen sein. Eine Reihe von Jahren ist von vornherein als eine Lehrzeit anzusehen, und namentlich grössere Plantagen-Unternehmungen werden die ersten sechs bis zehn Jahre nicht schon als eine Erntezeit in Rechnung ziehen dürfen.

Unrichtig ist die Vorstellung, dass Tropenländer eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit besitzen. Sie ist lückenhafter Beobachtung, dem voreiligen Schluss entsprungen, dass die in begünstigten Gegenden bemerkte üppige Vegetation überhaupt eine auszeichnende allgemeine Eigenthümlichkeit heisser Zonen sei; — als ob sich die Fülle des Pflanzenwuchses einfach mit den Wärmegraden steigere, anstatt in zunehmend

strengerer Abhängigkeit von der Vertheilung der Niederschläge zu stehen. Ein an sich fruchtbarer Boden hat zu gefährlichsten Feinden Luft und Sonne, und bedarf um so reichlicherer dauernder Bewässerung, je schutzloser er diesen ausgesetzt ist. Wird er regelmässig bewirthschaftet, so erfordert er gleich sorgfältige Pflege, wie irgend ein Feld unter höheren Breiten, und viel mehr Arbeit zum Vertilgen der Unkräuter. Was ihm an Nährstoffen entzogen wird, muss ihm wie anderswo durch Düngung zurückgegeben werden. Ferner ist dem Ackerlande in tropischen Gebieten die durch den Verlauf der Witterungserscheinungen bedingte natürliche Ruhezeit etwa ebenso nachtheilig, wie sie in unseren Breiten ihm zuträglich ist. Hier wird der Boden im Winter durch Nässe und Frost gelockert, unter der Schneedecke gewissermassen verjüngt; dort bäckt er während der regenlosen Zeit unter der Einwirkung von Hitze und Trockenheit zusammen und vermag nicht neue Kraft zu gewinnen.

In Tropenländern, wie überhaupt in Gebieten mit streng geschiedener Regen- und Trockenzeit, finden sich als vorherrschende Bodenart die Laterite — wenigstens glaube ich es auf Grund meiner Untersuchungen annehmen zu dürfen. Es sind lebhaft gelb oder roth gefärbte sandige Lehme, Verwitterungsproducte verschiedener Felsarten; mürbe, bröcklich, ausserordentlich porös und durchlässig. Das Regenwasser wird von ihnen begierig aufgesaugt, sinkt jedoch schnell durch sie hinab in die Tiefe und tritt erst auf den unterliegenden festeren Gesteinsschichten wieder zu Tage. In Lateriten entspringen keine Quellen; es mangelt ihnen die wasserhaltende Kraft. Sie bedürfen, um einen kräftigen Pflanzenwuchs hervorzubringen, einer wenn nicht sehr starken, so doch möglichst häufigen Bewässerung. Sie sind nicht unfruchtbar zufolge ihrer chemischen Zusammensetzung, sondern vermöge ihrer physikalischen Beschaffenheit. Die letztere ist aber ein besonders schwerwiegender Nachtheil in Ländern, welche

nicht Regen zu allen Jahreszeiten empfangen, dagegen einer starken Insolation ausgesetzt sind.

Jedem Tropenlande ist im Allgemeinen eine Trockenzeit beschieden. Theoretisch soll sie die kleinere, die Regenzeit hingegen die grössere Jahreshälfte umfassen. Die schweren tropischen Regen wandern mit der Sonne, werden daher Zenithalregen genannt; sie fallen während der heissesten Monate und entstammen vornehmlich Gewittern, welche bald täglich, bald nach grösseren Pausen auftreten. Bei normalem Verlaufe der Witterungserscheinungen würden unter gleichen Breitengraden auch annähernd gleiche Niederschlagsverhältnisse herrschen, wenn nicht namentlich die kalten und warmen Meeresströmungen an den Küsten, vorherrschende Winde und die senkrechte Gliederung des Landes oft überraschend grosse Abweichungen bedingten.

Ausser diesen gleichsam örtlich gebannten Abweichungen, welche gewissen Gebieten günstig oder ungünstig sind, ergeben sich noch viel allgemeinere Schwankungen in dem Verlaufe der Zenithalregen, so dass behauptet werden darf: dieselben fallen in gleicher Vertheilung und Menge weder in entsprechenden Gebieten noch in verschiedenen Jahren.

Wie in unseren Breiten sogenannte nasse und trockene Jahre unregelmässig auf einander folgen, so wechseln auch in den Tropen normale Jahre mit anderen ab, welche bei überaus ergiebigen Regen eine verkürzte Trockenzeit, bei mangelhaften oder auch gänzlich ausbleibenden Niederschlägen eine übermässig verlängerte Trockenzeit mit sich bringen. Die einen sind die reichen, die fetten Jahre; die anderen die schrecklichen Jahre. Denn bei anhaltender Dürre kommen die übeln Eigenschaften der Laterite zur verderblichsten Geltung. Wie die immer wiederkehrenden furchtbaren Ereignisse in Indien, Brasilien, Afrika lehren, werden Lateritgebiete in kürzester Zeit zu Hungergebieten ersten Ranges.

Im Grossen und Ganzen empfangen Tropenländer bloss die periodischen Zenithalregen. Bevorzugte Theile derselben erhalten indessen auch unperiodische, nicht von Gewittern stammende Niederschläge. Diese werden wiederum durch die bereits angeführten Ursachen bedingt, vornehmlich von warmen und feuchten Seewinden gebracht, welche an Erhebungen aufsteigen und dabei ihren Ueberschuss an Feuchtigkeit abgeben. Da nun diese unperiodischen Regen auch vor dem Anfange sowie nach dem Ende der eigentlichen Regenzeit fallen, verkürzen sie nicht nur erheblich die Trockenzeit, sondern verwischen sie nahezu in manchen Landschaften. Solche Landschaften sind meistbegünstigte Gebiete.

Die Zeugungskraft des Bodens wird erst durch das Wasser geweckt. Daher wird die Vertheilung der Niederschläge in bedeutsamer Weise durch die Anordnung der natürlichen Vegetation bekundet.

Diejenigen Gebiete, welche lediglich durch Zenithalregen befruchtet, also durch eine Trockenzeit geschädigt werden, während welcher die Laterite steril sind, bilden die Heimath der Gräser, die ihre Vegetationsperiode während einer Regenzeit vollenden. Diejenigen Gebiete, welche ausser den Zenithalregen noch unperiodische Niederschläge empfangen, also die meistbegünstigten, sind die Heimath der Bäume, der Dauergewächse.

Die tropischen Grasarten, welche den Steppen und Savanen ihr landschaftliches Gepräge verleihen, bilden keinen Rasen, ihr Nährwerth ist grösstentheils recht gering und als Futter sind nur die jungen Schossen zu verwenden. Ihre starren Halme wachsen in isolirten Büscheln, in Garben, die bald dichter, bald lockerer vertheilt, zwischen ihren erhöhten Wurzelstöcken stets den nackten Boden freilassen. Allenthalben verstreut fristen neben ihnen genügsame Holzgewächse ihr Dasein, die sich niemals zum Walde vereinigen, in diesem vielmehr zu Grunde gehen würden. Die etwa vorhandenen,

räumlich ganz untergeordneten Wälder sind auf Bodenstrecken beschränkt, wo ihre Wurzeln das Grundwasser erreichen, somit ihre Entwickelung unabhängig stellen von meteorologischen Vorgängen. Sie sind demnach an die Ufer der Wasserläufe oder an unterirdische Wasserzüge gebunden und zeigen, wie etwa unsere Weiden- und Erlenbestände, eine charakteristische Zusammensetzung. Wir nennen sie, nach dem Vorgange Piaggias und Schweinfurths, aber in erweitertem Sinne: Galleriewälder.[1]

In den meistbegünstigten Gebieten hingegen ist der Waldwuchs nicht auf bestimmte Bodenstrecken beschränkt. Sie grünen in kraftstrotzender Fülle, obwohl auf Kosten grösserer Hinterländer, denen sie vermöge ihrer Meeresnähe und Erhebung die Feuchtigkeit der vorherrschenden Winde entziehen. Ueberall gedeihen in ihnen gesellig wachsende

---

[1]) Der Galleriewald tritt zuweilen ohne jegliche Unterbrechung in sehr bedeutender Längenausdehnung auf, besitzt dagegen eine überraschend geringe Breite, wenn er nicht streckenweis das erweiterte Inundationsbett eines Flusses, eine von Wasseradern durchzogene Niederung einnimmt. In der Regel bildet er nur einen schmalen Saum, etwa einen Steinwurf breit, der auf der einen Seite von dem Wasser, auf der anderen vom Grasland begrenzt wird. Seine Eigenart ist besonders in Lateritgebieten so scharf ausgeprägt, dass man aus gewissenhaften Landschaftsschilderungen von Reisenden, welche die geologischen und meteorologischen Verhältnisse nicht weiter beachteten, mit entsprechender Sicherheit auf die Beschaffenheit des Bodens und die Vertheilung der Regen zu schliessen vermag.

Wer freilich während einer langen Flussfahrt lediglich die Fronten der auf den Uferleisten entwickelten üppigen Vegetation betrachtet, und dieselbe nicht seitlich durchbricht, um zu untersuchen, was dahinter liegt, wie das Pflanzenkleid höherer Gelände geartet ist, der kann leicht der Täuschung verfallen, ein grosses reiches Waldland passirt zu haben, während er doch in Wirklichkeit ein ödes Steppengebiet durchkreuzt haben mag.

Das Vegetationsbild ist der bedeutsamste Ausdruck des mittleren Werthes der Regenvertheilung; sein Verständniss ist weit lehrreicher als die zeitlich wie räumlich beschränkten meteorologischen Beobachtungen eines Reisenden, welche sich auf zufällig ganz abnorme Vorgänge beziehen können.

Bäume, die sich zu Urwäldern zusammenschliessen. Diese sind auf Grund ihres Entstehens im Gegensatze zu den Gallerie-wäldern als Regenwälder zu bezeichnen.

So ist in grossen Zügen die Anordnung der Vegetationsformen das Spiegelbild der allgemeinen Vertheilung der Regen, während die Dichtigkeit der sich periodisch entwickelnden Gewächse je nach dem Ausfalle der einzelnen Regenzeiten zu- oder abnimmt. Im Kleinen wirkt, namentlich in den Uebergangsgebieten zwischen Wald- und Grasland, vielfach auch der Mensch verändernd ein und befördert mit Eisen und Feuer die Entwaldung. Diese Uebergangsgebiete bilden die echte Savane, das Mittelglied zwischen Wald und Steppe. Dem ersteren ist sie durch das Auftreten reiner Grasbestände untergeordnet, der letzteren durch Zulassung des Baumwuchses auf trockengrundigen Bodenstrecken überlegen. Der landschaftliche Charakter der Savane wird umgestaltet durch weidende Heerden und durch die Eingriffe des Menschen. Letzterer brennt nicht selten Grasbestände nieder und vernichtet den Anwuchs waldbildender Gewächse. An den Waldrändern und durch Abholzung von Waldresten sucht er ausserdem humusreichen Boden für einmalige Bepflanzung zu gewinnen. Das nicht mehr beschattete Erdreich verliert die Kraft, bestandbildende Bäume zu ernähren; es wird zum Grasland. Was in kurzer Zeit vernichtet wurde, ist kaum in Generationen wieder zu erneuern.

In der Regel sind die von Nässe triefenden Waldländer von weit geringerem Umfange als die in ihrem Regenschatten liegenden und periodisch verschmachtenden Grasländer. Entsprechend dem Aufbau der Continente dehnen sich die letzteren vorwiegend im Inneren, während die ersteren sich vorwiegend an den Rändern derselben finden, — wo nicht der nachtheilige Einfluss kalter Meeresströmungen die Küstenstriche der Verödung überliefert.

Dass dies der Fall, ist ein Gewinn für den Pflanzer,

für welchen Entfernung doch gleichbedeutend ist mit Erhöhung der Betriebskosten. Nicht in das Innere wird er gehen, nicht in die Grasländer, sondern das Nächstliegende in Angriff nehmen, in den meistbegünstigten Gebieten seine Kräfte einsetzen. Denn dort bieten sich ihm alle Vortheile, die er überhaupt erhoffen darf. Er hat wohl zu unterscheiden zwischen Galleriewäldern und Regenwäldern. Er darf sich auch nicht durch Baumbestände täuschen lassen, die hier und da in der Savane auftauchen. Diese verdanken, wie eine Musterung der Arten erweist, vornehmlich dem Menschen ihr Dasein. Ich habe sie Siedelhaine genannt; denn sie umkränzen die Wohnsitze, wo mancherlei Abfallstoffe ihr Gedeihen befördern, oder kennzeichnen wie bei uns Ruinen noch die Stätten, auf welchen einst Menschen gehaust haben.

Zunächst bedarf der Pflanzer einer zuverlässigen Wasserverbindung mit dem Meere, da doch nicht sogleich Kunstwege angelegt werden können und jene unter allen Umständen die billigste ist. Ferner braucht er: Baumaterial, hinreichendes Wasser und guten Boden. So ist der geeignetste Platz für seine Plantagen an oder in dem Regenwalde. Das Ausroden des letzteren darf indessen nur theilweise geschehen, damit das gute Erdreich nicht seinen schlimmsten Feinden preisgegeben werde. Der entblösste Boden, welcher ohnedies während der Trockenzeit zusammenbäckt, steril wird, verarmt nämlich unter der Einwirkung von Sonne, Wind und schwerem Regen ungemein schnell, und zwar in dem Grade, wie das ihn durchziehende und bindende Wurzelgeflecht sich zersetzt. Es findet ein Saigerungsprozess vornehmlich nach der Tiefe statt, zufolge dessen der Humus, die Gebundenheit und wasserhaltende Kraft schwindet und schliesslich nur der ursprüngliche poröse Laterit zurückbleibt.

Welche Fülle von verwesenden Stoffen in den unteren Schichten desselben verborgen liegen, wird dem Geruchsinn sehr auffällig, wenn die schnell versinkenden Wassermengen

eines Platzregens die mit Fäulnissproducten geschwängerte Luft aus der Tiefe verdrängt. Aehnliches wiederholt sich, obwohl in geringerem Grade, bei dem Wechsel des Luftdruckes, wenn das Erdreich gleichsam athmet. Diese Vorgänge stehen zweifellos mit einem häufigeren Auftreten endemischer Krankheiten in ursächlichem Zusammenhange.

Um dem drohenden Verarmungsprozess des Bodens entgegen zu wirken, sind zeitweilig Gewächse anzubauen, welche tief wurzeln und Jahre lang aushalten oder doch wenigstens das Erdreich decken und durchweben. Zu diesem Zwecke liessen sich wegen ihrer doppelten Nutzbarkeit Futterkräuter versuchen: Luzerne, Esparsette, weisser Klee, Lupinen, Serratella (Ornithopus); vielleicht auch Grasarten wie das südamerikanische Philippsgras (Panicum spectabile), das nordostafrikanische P. tomentosum und das westafrikanische Mohagras (P. jumentorum [altissimum]), dessen Anbau sich in Südamerika vorzüglich bewährt hat. Mit besonderem Glücke möchten einheimische Unkräuter, analog dem bei uns so bewährten Wagner'schen Futterbau, herangezogen werden. Wird schliesslich die erzielte Pflanzendecke in ihrem vollen Bestande mit untergearbeitet, so wäre ein entkräfteter Boden recht wohl wieder zu bereichern — zumal es dem Pflanzer an Dünger gebrechen dürfte, der geeignet wäre, zugleich die physikalische Constitution der Laterite zu verbessern. Auf saueren humusreichen Geländen entholzter marschiger Niederungen, also auf Standorten der Galleriewälder, könnte zunächst der umgekehrte Weg eingeschlagen, besonders ein Versuch mit Lein gewagt werden.

Manche gute Lehre mag der Anfänger aus der Feldwirthschaft der Eingeborenen entnehmen. Diese cultiviren vorzugsweise solche Nutzpflanzen, welche während der Regenzeit zur Reife gelangen oder eine normale Trockenzeit ungeschädigt überdauern. Zu diesen gehören vornehmlich: Maniok, Pisang, Mais, Negerhirse, Sesam, Erdnüsse (Arachis), Erd-

erbsen (Voandzeia), Straucherbsen (Cajanus), Bohnen, Bataten, Yams (Dioscoroea).

Bedeutung für den Weltmarkt besitzen bloss Erdnüsse und Sesam. Wichtig könnte indessen auch der genügsame, reiche Erträge liefernde Maniok als ein neues, vielleicht der Kartoffel überlegenes Nahrungsmittel für civilisirte Völker werden. Die Wurzelknollen sind an Ort und Stelle zu grobem Mehl zu zerreiben oder zu schroten. Stärkemehl liesse sich ebenfalls reichlich daraus gewinnen. Die leicht zu cultivirenden Bataten eignen sich nach neueren Erfahrungen vorzüglich zur Spritfabrication.

Unsere bekannten Küchengewächse, als da sind: Rothkohl, Wirsing, Grünkohl, Kohlrabi, Kohlrüben, Carotten, rothe Rüben, Mangoldwurzel, Rettige, Radieschen, Saubohnen, Gurken, Melonen, Salat, Zwiebeln, Petersilie, selbstverständlich auch Tomaten, Eierpflanzen (Solanum esculentum) gedeihen willig in Tropenländern. Nur ist es gerathen, sie während der kühleren Jahreszeit zu ziehen und fleissig zu begiessen. Während der heissen Regenzeit werden Sonnengluth und massenhaft erscheinendes Ungeziefer den jungen Pflanzen zu gefährlich. Rathsam ist es ferner, öfters Samen aus der Heimath zu beziehen, weil der im Lande erzielte gewöhnlich ausartet. Unsichere Erträge geben: Kohlrabi, Kartoffeln, Erbsen, Sellerie, Blumenkohl.

Von Fruchtbäumen gedeihen allenthalben: Melonenbäume (Carica), Mangos, Orangen, Limonen, Feigen, Guayaven (Psidium), Cajubäume (Anacardium), Spondias, die köstlichen Anonaceen: A. muricata, squamosa, cherimolia, triloba, Aguacate oder Avocate (Persea) und andere. Die rankende Passiflora edulis lässt sich zu schattigen Lauben ziehen und selbst der Weinstock lohnt eine sorgsame Pflege. Die sehr grosse Mengen von essbaren Früchten liefernden Opuntien würden sich zu hohen, undurchdringlichen Zäunen verwenden lassen, gewissermassen lebende Palissaden bilden.

Sonach fällt es dem Pflanzer nicht schwer, den eigenen Bedarf grösstentheils zu decken, zumal er ohne besondere Schwierigkeiten auch mancherlei Hausthiere zu züchten vermag, als da sind: Tauben, Hühner, türkische Enten, Kaninchen, Ziegen, Schafe, Schweine.

Weit schwieriger ist seine eigentliche Aufgabe zu lösen: Gewächse zu cultiviren, deren Erträge auf dem Weltmarkte mit Vortheil zu verwerthen sind. Unter Umständen mag er Reis und Weizen anbauen. Im Uebrigen hat er die Wahl zwischen Oelfrüchten, vornehmlich Erdnüssen und Sesam, sowie Gespinnstpflanzen, etwa Baumwolle, Jute, neuseeländischem Flachs (Phormium), Musa textilis und etlichen Bromeliaceen wie Malvaceen. Von grosser Bedeutung könnten einige, eine weisse, seidenglänzende, feine und feste Faser liefernde Nesselarten werden, besonders die sogenannte chinesische Nessel: Urtica (Boehmeria) nivea und die indische: Urtica heterophylla. Mit Erfolg mag er anderseits Indigo und Zuckerrohr cultiviren, sowie Cocospalmen vorzugsweise in Küstenstrichen, Oelpalmen in Hinterländern. Die günstigsten Theile seines Besitzthums mag er dem Anbau von Tabak, Kaffee, Cacao, in entsprechender Höhenlage vielleicht auch dem des Theestrauchs, der Cinchonen und auch der Coca widmen, wenn diese die vorausgesetzte grosse Bedeutung in der Heilkunde erlangt. Bei gründlicher Durchforschung der Gebiete werden wahrscheinlich noch Gewächse gefunden werden, welche eine grosse Bedeutung für den Weltmarkt erlangen können. Eine Untersuchung der bei den Eingeborenen bemerkten Gewebe und Geflechte, überhaupt der in Gebrauch genommenen Pflanzenstoffe, kann zu sehr wichtigen Entdeckungen leiten.

Wenn der Pflanzer Dauergewächse cultiviren will, wird er, um seiner Ernten sicher zu sein, in den meisten Gebieten auch künstliche Bewässerung einführen und im Hinblick darauf geneigten Geländen den Vorzug geben. Denn die Wasserläufe

der Lateritgebiete schneiden ihre Betten bis auf den Grund des mürben Gesteines ein und namentlich in flachen Gegenden muss das Wasser erst mühsam gehoben werden,[1]) während es in Hügelländern unmittelbar abgefangen und fortgeleitet werden kann. Im Allgemeinen ist für Pflanzungen von Dauergewächsen der Satz aufzustellen, dass die Grundlage jeder derartigen Cultivation in den Tropen die künstliche Bewässerung ist — wenn das Eintreten genügender unperiodischer Niederschläge nicht mit Sicherheit zu erwarten. Kein Culturgewächs vermag in trockenem Boden die Sonnengluth zu ertragen, ohne zu verkümmern oder abzusterben. Unter allen Umständen wird es sehr vortheilhaft sein, den Boden im Wurzelbereiche der Bäumchen und Sträucher mit dem ausgegäteten Unkraut und zu dem besonderen Zwecke herbeigeschafften Grünzeug möglichst zu bedecken, selbst wenn beim Roden des Waldes Schattenbäume gespart worden sind.[2])

Wie und wo diese Vorsichtsmassregeln anzuwenden sind, muss die Erfahrung lehren. Unbekannten complicirten Verhältnissen gegenüber können bloss allgemeine Grundsätze aufgestellt werden. Will und kann der Anfänger nicht vorher sich bei tüchtigen Pflanzern unterrichten, so muss er seinem Glücke, seinem Scharfblicke vertrauen.

Eine übel angebrachte Sparsamkeit wäre es, ihm nicht zu Hülfe zu kommen. Soll colonisirt werden, so sind auch

---

[1]) Windmühlen neuerer Construction würden nicht nur diesem Zwecke dienen, sondern auch zu viel mannigfaltigerer Arbeitsleistung benutzt werden können.

[2]) Wo diese nicht hinreichen, liesse sich in schnellster und sicherster Weise Ersatz schaffen durch die Anpflanzung des sogenannten brasilianischen Pflaumenbaumes (Spondias lutea), welcher an Lebenszähigkeit und Leichtigkeit der Vermehrung wohl durch keinen anderen Baum übertroffen wird. Jedes in die Erde geschobene Bruchstück eines Zweiges, selbst theilweise behauene Zaunpfähle pflegen wieder auszuschlagen. Das Laub wird von den Ziegen begierig gefressen; die nicht unangenehm schmeckenden, besonders für Limonade verwendbaren Früchte sind fast allen Hausthieren, besonders aber Schweinen willkommen.

Opfer zu bringen. Die nächstliegende Aufgabe wird sein, geeignete Persönlichkeiten auszusenden, welche den unter analogen Verhältnissen bewährtesten Plantagenbetrieb in anderen Colonien studiren und darüber kurz und klar einen sofort praktisch verwerthbaren Bericht erstatten. Den nämlichen Bevollmächtigten würde auch obliegen, die Beschaffung von Sämereien und Pflänzlingen zu vermitteln. Im Anschluss an dies die Bestrebungen einleitende Vorgehen würde dann eine eigene Centralstelle nebst Laboratorium für die Pflege empfehlenswerther Handelsgewächse und für Versuche mit neuentdeckten einzurichten sein, welche Rathschläge zu ertheilen, Samen und Stecklinge zu versenden hätte. Schliesslich wäre ein Colonialmuseum zu schaffen, in welchem sich Jedermann sowohl über die Erzeugnisse der deutschen Schutzländer, als auch über die der ganzen Erde unterrichten könnte.

Am schwierigsten zu lösen ist die alle übrigen an Bedeutung überragende Aufgabe: die Beschaffung der Arbeitskräfte. Die Colonien, welche durch Sklavenarbeit zur Blüthe gelangten, und diejenigen, in welchen die Besitz ergreifenden Europäer eine vorgeschrittene Cultur und eine an regelmässige Arbeit gewöhnte Bevölkerung vorfanden, können nicht zum Muster dienen. Sklaverei ist nicht wieder einzuführen, und in allen unter deutschen Schutz gestellten Ländern leben die Eingeborenen in sehr primitiven Verhältnissen.

Sie arbeiten nicht. Ihnen Allen ist vielmehr eine entschiedene Arbeitsscheu gemeinsam. Die Anforderungen, die uns selbst erst mit unserer Cultur erwachsen, vermögen sie nicht zu begreifen. Sie sind sich überhaupt einer Verpflichtung zur Arbeit nicht bewusst, weil die Zustände, in denen sie leben, ihnen eine solche nicht auferlegen, weil das eigene Wohl wie das Gemeinwohl in sehr einfacher Weise gewahrt werden kann. Nur so viel schaffen sie, als zu ihrer baren Existenz nothwendig erscheint. Haben ihre nächsten Bedürfnisse Befriedigung gefunden, so sind sie nur sehr schwierig

zu einer Mehrleistung zu bewegen, besonders nicht zu einer anhaltenden, und am wenigsten von Fremdlingen.

Die dem Menschen von der Natur verliehene Mitgift besteht nicht in der Lust zur Thätigkeit, sondern in der Freude am Nichtsthun, in dem Behagen, schlechthin zu leben und zu geniessen, ohne zu schaffen. Regelmässige Arbeit ist dem auf niederer Gesittungsstufe Stehenden etwas so Ungewohntes, dass sie ihm wie eine Strafe, wie eine unerträgliche Plage erscheint, die ihm das Leben verleidet. Diese urwüchsige Arbeitsscheu ist von grosser Beständigkeit und als unliebsames Beispiel von Atavismus noch bei Angehörigen hochentwickelter Völker zu beobachten. Sie zu überwinden gilt es einen langen, geduldigen Kampf.

Die Unternehmungen der Culturvölker sind nicht selbstlos, können es nicht sein. Das Wohlbefinden der Eingeborenen ist nicht ihr erstes Ziel. Wir bedürfen der Eingeborenen, müssen uns ihre Kräfte nutzbar machen, wenn nicht bloss Handel getrieben, sondern auch der Boden urbar gemacht werden soll. Gestehen wir dies nur ehrlich ein: es ist besser, als das Vorgehen mit dem Nimbus selbstloser civilisatorischer Bestrebungen zu umgeben.

Der Handel ist zweifellos ein wirksames Mittel, um unentwickelte Völker für die Cultur zu gewinnen, auch ein einfaches und unmittelbar lohnendes, aber doch nur ein sehr langsam wirkendes. Der Eingeborene wird sich an der Gewinnung der Handelsproducte mit jählings wechselndem Eifer betheiligen. Er hat Freude am Erworbenen, aber nicht Freude am stetigen, mühevollen Erwerben. Er wird sich rühren zur Erreichung eines naheliegenden Zwekes, aber sein Hauptbestreben wird dahin gehen, selbst den Herrn zu spielen, in seiner Art ein selbstständiger Händler oder Makler zu sein und Andere für sich arbeiten zu lassen. So entsteht eine Sippe sich für sehr wichtig und gleichsam für privilegirt

haltender Müssiggänger, die keineswegs ein gutes Beispiel für ihre Mitbürger sind und den Tauschverkehr zwischen Erzeugern und Abnehmern erschweren.

Der Handel vermag allerdings die Productionskraft eines vorher unentwickelten Gebietes zu wecken und allmählich sogar in bedeutendem Masse zu steigern, aber noch hat er allein, trotz langer Einwirkung, es in keinem Falle vermocht, eine primitive Bevölkerung zu einer allgemeinen regelmässigen Thätigkeit, zu einer ausgedehnten zweckvollen Bodenkultur anzuspornen. Die Feldwirthschaft der Eingeborenen bleibt ein roher Raubbau und auf kleinste Flächen beschränkt, denn die Anlegung umfangreicher Pflanzungen erweist sich nutzlos, wenn die Regenzeit unergiebig ausfällt. Der Wunsch, zu besitzen, ist in jedem Individuum nur zeitweilig stärker als die angeborene Lässigkeit. So lange nicht in irgend welcher Form eine Herrschaft, ein organisirter und auf Macht gestützter Einfluss ausgeübt wird, werden Volk und Land in den ursprünglichen Zuständen verharren.

Sollen daher irgend welche Gebiete in intensiverer Weise als bisher ausgenutzt, sollen sie regelrecht bewirthschaftet werden, so müssen die Eingeborenen zu Dienstleistungen herangezogen werden. Freiwillig werden sie in absehbarer Zeit sicherlich nicht in wünschenswerthem Grade arbeiten: d a r u m m ü s s e n s i e z u r A r b e i t e r z o g e n, s o g a r g e n ö t h i g t w e r d e n. Es ist ein verständiger Zwang anzuwenden, derselbe Zwang, der die Schulkinder, die zur Verlotterung neigenden Angehörigen eines Culturstaates an ihre Pflichten bindet. Während jedoch dieser Zwang in unserer Mitte bereits von den Verhältnissen selbst ausgeübt wird, gleichsam als ein stetig wirkender Druck in selbstverständlicher Weise Jedermann zu jeder Zeit beherrscht, muss er bei den auf niederer Gesittungsstufe stehenden Gemeinschaften im natürlichen Widerspruch mit den gegebenen Verhältnissen eingeführt und zweckmässig geregelt werden.

Nichts Anderes wird übrig bleiben, als mit einigen Abänderungen das uralte Institut der Hörigkeit, der Frohndienste einzuführen, von dem selbst hochcivilisirte Völker sich erst sehr spät befreit haben. Wer vor diesem Gedanken zurückschreckt, darf keine Betriebskolonien anlegen oder muss sie als einen sehr kostbaren Luxus betrachten.

Den Eingeborenen wird kein Unrecht gethan, wenn sie in entsprechender Weise zu einer angemessenen Betheiligung an der Weltwirthschaft angehalten werden.

Es ist nicht abzusehen, warum ihre Kräfte wie die von ihnen besetzten Gebiete noch länger brach liegen sollten; warum sie gerade ihr Leben grösstentheils in Müssiggang verbringen sollten, während wir Alle arbeiten! Nur die Wahl der Einrichtung kann in Frage kommen, durch welche die Erreichung des Zweckes zugleich mit dem Wohle der Eingeborenen befördert wird.

Nichts Anderes wird übrig bleiben, als ein System der Bevormundung einzuführen: dem Schlendrian, dem gewohnheitsmässigen Umhertreiben der Individuen zu steuern, und von ihnen eine vorgeschriebene Arbeitsleistung gegen ein angemessenes Entgelt zu beanspruchen.[1]) Für den Anfang wird dies nur durch kluge Anpassung an gegebene sociale und politische Verhältnisse zu erreichen sein, indem man einheimischen Machthabern die Verantwortung für die Arbeitsleistung der Ihrigen, die Ueberwachung derselben überträgt. Eine gleich grosse Arbeitsleistung wie von geschulten Arbeitern in gemässigten Klimaten wird nicht zu erzielen sein; namentlich darf im Anfang nur wenig verlangt und die Forderung nur allmälich auf ein verständiges Mass gesteigert

---

[1]) Ausführliches darüber enthalten meine früheren Arbeiten: « Handel und Producte der Loangoküste und Unterguineas. » Geographische Nachrichten, Heft VI—VIII, Berlin 1879 und « Das centralafrikanische Problem. » Oesterreichische Monatsschrift für den Orient. 1884.

werden. Von besonderem Vortheil wird es sich erweisen, das weibliche Geschlecht zu leichten Arbeiten heranzuziehen, weil es in der Regel an Feldarbeit gewöhnt ist, weil in Frauen und Mädchen eher ein Begehren nach dem Lohne, eingeführten Tauschwaaren erweckt wird, stark genug, um sie mit dem Mittel zum Zwecke zu versöhnen. Auch bei den sogenannten Wilden ist die Mode eine mächtige Herrscherin.

Ausser der Arbeitsscheu ist ein anderer Uebelstand von grosser Tragweite zu bekämpfen, welcher der Hebung der Betriebsamkeit und des Volkswohlstandes ernstliche Hindernisse bereitet. In primitiven Gemeinschaften giebt es keinen hinreichenden Schutz für das Eigenthum. Wer nicht durch seine Stellung, durch weitverzweigte Familienverbindungen mächtig ist, für den ist es unnütz, sogar gefährlich, mehr als Andere zu besitzen. Nach altem Herkommen wird es als Gemeingut betrachtet, mit List oder Gewalt ihm abgenommen. In der Regel sind auch alle Glieder einer Sippe, oft des ganzen Stammes für einander haftbar. Demzufolge hat der Besitzende für den Nichtbesitzenden aufzukommen; ohne auf Ersatz hoffen zu dürfen, das Seine hinzugeben. So lange derartige Zustände herrschen, so lange das persönliche Eigenthum nicht gewährleistet ist, wird sich der etwa erwachte Erwerbseifer immer wieder bald abkühlen.

Wer da erfolgreich reformatorisch eingreifen will, darf freilich nicht sogleich die uralten socialen Institutionen antasten oder gar ausrotten wollen. Das Volksthümliche will mit feinem Sinn erfasst, mit feinem Takt geleitet sein. Ohne ein tiefes Verstehen seiner Eigenart ist ihm nicht beizukommen. Erst hat der Reformator zu lernen, ehe er reformiren kann. In einer innig verwachsenen Gesammtheit von Erscheinungen ist eine Einzelheit nicht willkürlich abzuändern; und die im Uebereifer einem auf niederer Gesittungsstufe stehenden Volke jählings aufgedrängten Errungenschaften der Cultur würden verheerend wie eine Seuche und zwar in körperlicher wie in

geistiger Beziehung wirken. Es würde ebenso widersinnig sein, als wenn wir unsere Schulkinder zwingen wollten, sogleich das zu leisten, was wir bestenfalls von Erwachsenen verlangen dürfen. Auch bei hochentwickelten Nationen vollziehen sich Aenderungen der ihnen eigenthümlichen Zustände nur sehr langsam, und immer sind die guten Gesetze die Kinder der Ereignisse gewesen.

Selbst Derjenige, welcher die nothwendige Kenntniss erlangt hat, muss genügende Autorität besitzen, um mit Erfolg einwirken zu können. Von den Eingeborenen ist nicht zu erwarten, dass sie flugs den guten Willen an sich begreifen, auch nicht, dass sie in ihrer Einfalt sogleich eine Autorität anerkennen, die für sie nicht existiren kann, so lange sie nicht mit dem für sie einzig Fassbaren und Ueberzeugenden vor sie tritt: mit einer genügenden Macht.

Die sogenannten Wilden sind Menschen, die ausser Weib und Kind, Heimath und Habe, auch einen bestimmten Vorstellungskreis besitzen, der ihre Handlungen beherrscht und seine Berechtigung hat, mag er noch so verschieden von dem unseren sein. Das Neue, das Unbegreifliche beunruhigt sie, erweckt ihr Misstrauen, erscheint ihnen als etwas Feindseliges. Das hat der ihnen an Intelligenz überlegene Mensch wohl zu bedenken und darum sorgfältig zu erwägen, was er beginnt. An ihm ist es, ihnen gegenüber Vorsicht anzuwenden, ihre Gesittungsstufe in Rechnung zu ziehen; nicht aber darf er ihrem Begriffsvermögen das Widernatürliche zumuthen, sein ihnen unverständliches Wollen und Wirken, welches nicht ohne Eingriffe in ihre hergebrachten Rechte geschehen kann, als eine heilsame Neuerung zu begrüssen. *Darum sind die Machtmittel, auf welche die Autorität sich stützt, von Anbeginn derartig vorzuführen, dass die Autorität überhaupt gar nicht in Frage gestellt werden kann, dass ernstliche Conflicte nicht aufkommen können.*

Es ist dies sowohl eine einfache Forderung der Humanität wie auch der geschäftlichen Klugheit, weil Blutvergiessen vermieden und in Folge dessen der gedeihliche Fortgang der Unternehmungen nicht auf lange Zeit geschädigt wird.

Wer über genügende Machtmittel gebietet und rechtzeitig Sorge getragen, dass sich die Eingeborenen von deren Vorhandensein durch den Augenschein überzeugt haben, kann von ihnen mit einigem Geschick durch friedliche Verhandlung sehr Vieles, wenn nicht Alles erreichen, was billiger Weise zu verlangen ist; und er wird ein hohes Ansehen, einen Einfluss über die Leute gewinnen, wie niemals sonst durch Anwendung von Waffengewalt. Wer hingegen dem Begriffsvermögen derselben das Widersinnige zumuthet, darf nicht sie für die daraus sich entwickelnden Misshelligkeiten und ernstere Vorgänge verantwortlich machen. Die Schuld fällt vornehmlich auf den intelligenteren Menschen zurück.

Eine stetige, umfassende Verbesserung in den Zuständen der Eingeborenen können wir nur von der Beeinflussung der heranwachsenden Generationen erhoffen. Die Kinder zu pflichtbewussten arbeitsamen Menschen heranzubilden, würde die dankbare Aufgabe einer Culturmission sein, die freilich nicht als Gegensatz, sondern als Schwester, als Vorläuferin der Religionsmission aufzufassen ist. Es wäre nicht angebracht, hier in diesem besonderen Sinne den pädagogischen Werth der christlichen Religion zu erörtern, da die Abschätzung desselben Sache des Glaubens, nicht des Wissens ist. Darüber wird aber wohl Einhelligkeit herrschen, dass zunächst colonisirt, nicht bekehrt werden soll, dass also vor dem Glaubensboten der Arbeitslehrer zu wirken haben wird. Seine Aufgabe ist die ungleich schwierigere: denn viel eher werden die Eingeborenen geneigt sein, sich zum Christenthum zu bekennen, als zu arbeiten. Der Unterricht in der Religion wäre darum nicht auszuschliessen, aber die reinsten und höchsten Lehren desselben müssen den Eingeborenen vor-

enthalten werden, bis sie, nach Jahrzehnten und Generationen eine Gesittungsstufe erreicht haben, welche ein würdiges Verständniss derselben sichert. Sonst zeitigt die ihnen naheliegende unmittelbare Anwendung auf die sie umgebenden Verhältnisse eine Verwirrung, die zu bedenklichen Conflicten führen muss. Die Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen ist nur für Diejenigen wahrhaft bedeutsam, die ihren hohen Sinn zu fassen vermögen. Den sogenannten Wilden ist und bleibt sie unverständlich; sie wirkt schädlich auf ihren Entwickelungsgang ein und erzeugt abschreckende Zustände. Wir mögen gleiches Recht für Alle einführen, aber niemals die Gleichberechtigung Aller befürworten, so lange die tiefer Stehenden nicht jene Eigenschaften erworben haben, welche die Voraussetzung der Gleichberechtigung bilden. So lange sie diese Stufe nicht erreicht haben, sind die Eingeborenen als Unmündige zu behandeln. Deswegen sollte auch nicht gestattet sein, dass Sendboten verschiedener Glaubensgemeinschaften bei dem nämlichen Volke wirken; eine echt christliche Gesinnung sollte überhaupt den Gedanken an eine derartige Concurrenz nicht aufkommen lassen. —

Die mit unseren colonialen Unternehmungen erwachsenden Aufgaben sind so mannigfaltig und schwierig, dass ihre Lösung ohne unmittelbares Eingreifen des Staates nicht in befriedigender Weise gelingen wird. Das deutsche Reich hat nicht bloss einen Zuwachs an Land, sondern auch an Unterthanen erhalten, deren geistiges und leibliches Wohl, deren Intelligenz und Arbeitskraft gleichermassen zu pflegen und zu fördern ist. Es wird die Erfüllung dieser Pflichten nicht lediglich den Bewirthschaftern der Schutzgebiete überlassen und sich mit der Ueberwachung begnügen können. Die eingesetzten Behörden bedürfen der Macht zur Stütze ihres Ansehens, der gesetzlichen Vorschriften zur Regelung der ihrer Verwaltung unterstellten Verhältnisse. Es wird also eine

Colonialmacht und ein Colonialrecht zu schaffen sein, und zwar ist dies so nothwendig, dass die Frage gar nicht sein kann, ob es überhaupt gethan, sondern nur, wie es gethan werden soll. —

Wir Alle haben vor uns eine lange mühsame Arbeit, an der sich ein Jeder freudig nach besten Kräften zu betheiligen hat. An dem deutschen Fleisse ist es, mit Einsicht und Ausdauer die unter deutschen Schutz gestellten Gebiete friedlich zu erobern. Auch müssen wir erst säen, wo wir ernten wollen. Nicht so sehr für die Gegenwart arbeiten wir, als für die Zukunft; was wir erstreben und schaffen, werden unsere Nachkommen besitzen und uns danken.

Strassburg, Buchdruckerei H. L. Kayser.

No. 1,686.
VOL. XXXIII.

MARCH 13, 1885.

Price 6d.
To Non-Members.

JOURNAL

OF THE

SOCIETY OF ARTS

AND

Official Record of the International Inventions Exhibition.

PUBLISHED EVERY FRIDAY.

CONTENTS.

LONDON:
PUBLISHED FOR THE SOCIETY BY GEORGE BELL AND SONS, YORK STREET, COVENT GARDEN.

1885.

(Registered as a Newspaper)

Journal of the Society of Arts.

No. 1,686. Vol. XXXIII.

FRIDAY, MARCH 13, 1885.

All communications for the Society should be addressed to the Secretary, John-street, Adelphi, London, W.C.

NOTICES.

CANTOR LECTURE.

The first lecture of the fifth course was delivered by Mr. J. Hungerford Pollen on Monday evening, 9th inst., the subject being "Carving and Furniture." The lecturer dealt with the principles of the wood-carvers' art, and described the various types of art, and the fashions which have been in vogue at different periods. The lecture was illustrated by a series of photographs of examples thrown on the screen by means of the lantern.

The lectures will be printed in the *Journal* during the summer recess.

ALBERT MEDAL.

The Council will proceed to consider the award of the Albert Medal for 1885, early in May next, and they therefore invite members of the Society to forward to the Secretary, on or before the 18th of April, the names of such men of high distinction as they may think worthy of this honour.

The medal was struck to reward "distinguished merit in promoting Arts, Manufactures, or Commerce," and has been awarded as follows:—

In 1864, to Sir Rowland Hill, K.C.B., F.R.S.

In 1865, to his Imperial Majesty Napoleon III.

In 1866, to Professor Faraday, D.C.L., F.R.S.

In 1867, to Mr. (afterwards Sir) W. Fothergill Cooke and Professor (afterwards Sir) Charles Wheatstone, F.R.S.

In 1868, to Mr. (now Sir Joseph) Whitworth, LL.D., F.R.S.

In 1869, to Baron Justus von Liebig, Associate of the Institute of France, For. Memb. R.S., Chevalier of the Legion of Honour, &c.

In 1870, to Ferdinand de Lesseps.

In 1871, to Mr. (afterwards Sir) Henry Cole, K.C.B.

In 1872, to Mr. (now Sir) Henry Bessemer, F.R.S.

In 1873, to Michel Eugène Chevreul, For. Memb. R.S., Member of the Institute of France.

In 1874, to Mr. (afterwards Sir) C. W. Siemens, D.C.L., F.R.S.

In 1875, to Michel Chevalier.

In 1876, to Sir George B. Airey, K.C.B., F.R.S., Astronomer Royal.

In 1877, to Jean Baptiste Dumas, For. Memb. R.S., Member of the Institute of France.

In 1878, to Sir William G. Armstrong, C.B., D.C.L., F.R.S.

In 1879, to Sir William Thomson, LL.D., D.C.L., F.R.S.

In 1880, to James Prescott Joule, LL.D., D.C.L., F.R.S.

In 1881, to August Wilhelm Hofmann, M.D., LL.D., F.R.S.

In 1882, to Louis Pasteur, Member of the Institute of France, For. Memb. R.S.

In 1883, to Sir Joseph Dalton Hooker, K.C.S.I., C.B., M.D., D.C.L., LL.D., F.R.S.

In 1884, to Captain James Buchanan Eads.

A full list of the services for which the medals were awarded was given in the last number of the *Journal*.

Proceedings of the Society.

INDIAN SECTION.

Friday, March 6, 1885: Major-General Sir Frederick J. Goldsmid, K.C.S.I., C.B., in the chair.

The paper read was—

THE TRADE BETWEEN INDIA AND THE EAST COAST OF AFRICA.

By Frederic Holmwood.

The East Coast of Africa and its immediate interior may be divided into three separate sections, the limits of which are determined by the coast line of the three powers which respectively rule them.

Commencing at the south, the British possessions extend from the Cape Colony in S. Lat. 34° to the southern limit of the Portuguese territory in S. Lat. 26°. Some doubt has recently arisen as to our rights on the

coast north of Natal; but, at the time our differences with Portugal regarding the possession of Delagoa Bay were submitted to arbitration, it was generally understood that our territory, or at any rate our protectorate, extended to Lorenzo Marquez, and it is unlikely that we shall withdraw our claims to any part of this coast.

The second section includes the Portuguese possessions of the Mozambique. It extends from Lorenzo Marquez to Tongy Bay, the southern boundary of the Zanzibar dominions in S. Lat. 10° 40'.

The dominions of Zanzibar form the third section. They extend from Tongy Bay to Warsheikh in N. Lat. 2° 20'. There is a stretch of Somali country reaching from this point to Cape Guardafui, but it is an arid surf-bound coast, unbroken by a single harbour, and it is never likely to become of any importance.

In regard to the first, or southern section of East Africa, the British colonies of Natal and Algoa Bay have now so small a trade with India, and are so little likely to increase it, that this district scarcely comes within the range of this paper.

The second section, which comprises the Portuguese possessions in East Africa, has a coast line of more than 1,400 miles; the seat of government, at the ancient city of Mozambique, is the headquarters of the Governor-General of the Province, who has a large staff of officials under him. A magnificent fort commands the entrance to the harbour, garrisoned by a considerable force of Europeans; and one or two Portuguese ships of war, with a few gunboats, are always present on the station. Lighthouses, a cathedral, and a number of imposing public buildings, give an air of importance to the place.

At Delagca Bay, Inhambane, Quilimane, and Ibo, there are lieutenant-governors with their staffs and troops, and, outwardly, everything would tend to impress the stranger with the magnitude of Portuguese interests on this coast.

In a colony like that of Mozambique, with such an extensive coast, possessing numerous commodious harbours and the sole navigable river in East Africa, which for centuries has been under the rule of a European Power, one would look for a considerable amount of development, and some signs that European civilisation had penetrated into the countries, and among the native tribes which have been so long in contact with the superior race—such as we find in connection with more recent colonisation in Cape Colony and Natal, but, unhappily, the reverse is the case.

Except on the immediate banks of the river Zambezi, Portuguese influence is absolutely confined to the coast, in fact to the few towns they actually occupy. Even on the Zambezi, Portugal holds merely a few isolated stations which, though giving her a right to the command of the river, have hitherto only served to close it practically to commerce, and to prevent the development of the adjacent country.

The Portuguese who colonise these stations are mostly of the penal classes, and engage in little more than than petty retail trade; and the official community have too generally regarded their temporary expatriation to Eastern tropical Africa as an opportunity for enriching themselves, by means which would only be tolerated in a country where public servants are left to pay themselves as best they may.

In short, the administration of this country is that of a penal colony in its worst aspects, and the consequence is that, instead of the cultivation of those friendly relations with the native population by which progress in such regions can alone be ensured, there is still, after centuries of occupation of the coast, so little cordiality between the settlers and the native races, that no Portuguese subject can venture more than a few miles from the walls of the towns, and trade is left almost entirely in the hands of a few foreign houses, who have to pay highly for the privilege.

The few traders who find their way to the coast are, perhaps, more attracted by the facilities for procuring guns and powder, the modern resources of the slave trader, than by any desire for intercourse with the white man, and the marked increase in the number of caravans which have reached this coast, since the success of our anti-slavery measures has limited the operations of slave dealers in the Zanzibar dominions, is very significant.

In order to pay her troops, and to prevent her colonial administration from breaking down, the home Government has been compelled to sanction the imposition of heavy differential duties and restrictive local imports, which have had the effect of checking all enterprise. Thus the fertile highlands of Upper Zambezi, and the fine country on the southern shores of Lake Nyassa, which Portugal claims to include in her territory, have been wholly neglected; while those who would have utilised these dis-

tricts have been shut out from all chance of doing so.

It is true that the Mozambique coast is the most unhealthy portion of Eastern Africa, but there would be no lack of British Indian traders ready to act as intermediaries between European and native, could they see a reasonable hope of enjoying protection for their persons and property, and feel any confidence that they would not be overburthened by taxation, and other restrictions affecting freedom of trade.

The bulk of the Mozambique trade has long been in the hands of French houses, though during the past five or six years British and German firms have taken some share in it. The tariffs and local dues, however, have proved prohibitive to our merchants, who have now almost entirely withdrawn from the country; but the Germans, having virtually secured a monopoly in the trade in firearms and gunpowder, have made great progress, and are likely to wrest a considerable proportion of the trade from the French.

During the past few years, a remarkable demand has set in, in favour of Indian cottons, which, for a time, seemed likely to supplant all other plain manufactured goods in this market. This was owing to the natives discovering that they combined durability with lowness of price. As, however, the Mozambique tariff included them with fine cotton cloths, on which the duty is levied by weight instead of *ad valorem*, Indian cottons have scarcely been able to hold their own, and a special tax placed upon them in 1882 would effectually have shut them out from this new market, but for the action of our Foreign-office, which was successful in causing the removal of this impost. The promising trade, however, which had induced several British firms to open branch houses at Mozambique, seems to have received a severe check, for these firms have recently followed the example of British merchants, and withdrawn their agents.

I did not, unfortunately, receive notice of this meeting in time to procure reliable statistics of the Mozambique trade but there would be little utility in giving figures; unless they were some guide to the future, and the future of the trade between India and this coast must necessartly depend entirely on the policy Portugal may pursue in regard to her colony.

Events are now taking place, however, which may shortly alter the position of trade on the Mozambique coast. It may be hoped that one of the effects of the Berlin Conference will be to neutralise the River Zambezi, and that the feeling shown against differential duties, in dealing with the Congo question, may warn Portugal to adopt a more liberal policy in her East Coast possessions. Already an influential company is forming for the purpose of opening up the Zambezi, and its success would be certain to favour the operations of British Indian settlers on that river, while it would probably open new markets for Indian manufactures. On the whole, therefore, we need not be without hope for the future of our commerce in this part of Africa.

There is a circumstance in connection with this region which deserves passing notice as having some special bearing on India. Some few years since, it was found that the soil of certain places on the banks of the Zambezi appeared peculiarly suitable for the growth of opium. A Portuguese gentleman, one of the few who have shown anything like enterprise on this coast, founded a company, and undertook the culture of this product. He proceeded to India, and engaged a number of skilled hands from the Malwa district. From the samples of the drug which was manufactured during the first two years, there was reason to believe that the new industry would prove a great success, and the experiment was watched anxiously by the Government of India, who foresaw how seriously it might affect Indian revenue; but the Indian workmen shortly found that they were unable to stand the humid and malarious climate, and declined to remain in the country. From that time the enterprise has steadily declined, from want of dexterity on the part of the natives who were trained to replace the Indians.

In event, however, of the Portuguese departing from their traditional obstructive policy, the experiment referred to is likely to be renewed on a far larger scale, and those interested in India must not, therefore, lose sight of the practical effects which would follow the success of such an undertaking.

This section of East Africa has, since 1873, enjoyed every advantage which regular means of communication with Europe and India could afford. Owing to its position, the two lines of steamers subsidised by our Government for carrying the Zanzibar mails, *viâ* Aden and the Cape respectively, have necessarily touched at Mozambique and the principal ports in Portuguese territory, and the line of telegraph between the Cape and Aden also communicates with these stations.

It may be here appropriate to make a brief

reference to Madagascar, which lies exactly opposite the Portuguese territory on the mainland, at a distance of only 250 miles to the eastward. This island is more than 1,000 miles in length by about 300 in breadth, and its position, as well as its connection with Indian trade, requires that it should not be entirely passed over in this paper.

Indian settlers and traders have for a considerable period resided in all the principal towns in the north of Madagascar, from Tamatave on the east coast to Cape St. Andrew on the west; and, during the past few years, these British Indian colonies had been everywhere increasing. They were rapidly opening up the trade of the country, and, as in Mozambique, Indian cottons were showing a tendency to supplant those of other manuacture; and several large Bombay and Zanzibar houses, seeing the future importance of the trade, had commenced to establish agencies at the principal ports. Recent French action in this island has, however, entirely frustrated all their hopes, and it has completely ruined their trade.

In common with American, German, and British merchants, they have been compelled to withdraw their agents, or have left them to wind up, as best they may, the wreck of what seemed so promising an enterprise.

It is possible that eventually, when the country becomes settled, trade may revive, but, judging from experience, it is to be feared that there will be little hope for the future of our commerce in Madagascar, should the island become, as probably it will, virtually a French colony.

We must now turn from the somewhat disheartening spectacle which is presented by the regions included in the sixteen degrees of south latitude above described, to a consideration of the third section into which, for present purposes, this side of the African continent has been divided; and here we shall find a far more hopeful prospect, and one especially connected with British Indian interests.

The dominions of Zanzibar comprise a coast line of 1,050 miles, exclusive of the islands of Zanzibar, Pemba, and Mafia. Zanzibar, the capital, is a city of about 100,000 inhabitants. It is situated on the island of the same name, which is a perfect garden of cloves, cocoanuts, and tropical fruits, 58 miles in length, by upwards of 20 in breadth.

The harbour of Zanzibar, which is both safe and commodious, is situated on the western side of the island, about 20 miles from the mainland. Its northern approach is already lighted, and works are in progress for lighting the southern entrance, as well as for supplementing the lighthouses to the north.

The island of Pemba, 30 miles to the north, is one vast clove plantation; its annual export of cloves has recently averaged a quarter of a million sterling in value. The principal ports on the mainland are Mikindani, Lindi, Kilwa, Dar-es-Salam, Bagamoyo, Saadani, Tanga, Mombasa, Malindi, Lamo, Kismayu, Brava, Marka, and Magdisho. These towns have a population of from 4,000 to 15,000. With the exception of the four last named, which are on the Somali coast, they all possess fine harbours.

Except along the trade routes to the interior, where Zanzibar territory extends inland for more than 700 miles, the depth of the country actually under the rule of the Sultan does not exceed about 50 miles, but many of the native tribes beyond this limit acknowledge the ruler of Zanzibar as their suzerain.

The government of Zanzibar is an absolute monarchy, but, from causes which will be apparent when we come to consider the position of the various treaty powers, this form of government leads to very few abuses, and both civil and religious freedom are enjoyed by all classes, in a degree that even few European countries can boast of.

The Sultan, Sayyid Burghash bin Sa'eed, succeeded his brother Sayyid Majid, in 1870. He is an able and enlightened ruler, and, could he be induced to see the great future importance of his territory on the mainland, his power and influence would become immense. Recently, he has entirely dispensed with ministers to assist him in his government, having experienced the danger of trusting to Eastern advisers, in whose hands he was never safe from intrigue, and, with the exception of Sir John Kirk, the British representative at his court, he has seldom allowed Europeans to influence him, having found, in cases where he has done so, that he was liable to be misled for private ends. He is well aware, however, that the interests of Great Britain on this coast are bound up in his independence and the prosperity of his rule, and that our Government would willingly sanction nothing that is not likely to conduce to his welfare and that of his country.

There is, at present, no definite law of succession to the Sultanate, and this must necessarily give rise to considerable anxiety for the future, both to his Highness and ourselves, who

have such important interests and so immense a stake in the country. It would not, however, be impossible to make an arrangement which would meet this difficulty, and it is important that so serious a danger should no longer be allowed to continue.

The population of the Zanzibar dominions consists of Arabs and free natives, the proprietors of the soil, of emigrants from the Comoro islands, Persia, Syria, and Egypt, and of slaves. The latter comprise fully two-thirds of the whole number, but this proportion is rapidly decreasing through the effects of our anti-slavery policy.

The foreign population includes British, French, German, American, Belgian, and Italian subjects, each under the rule of their own representative, and subject to the jurisdiction of their Consular Court, unless in cases where they are plaintiffs in a suit against a Zanzibar subject.

The following table gives the number and nationality of the foreign residents in Zanzibar in 1874 and at the present time:—

BRITISH SUBJECTS RESIDING IN THE ZANZIBAR DOMINIONS.

	1874.	1884.
British born subjects	24	89
Khojas (Mohammedans)	2,725	3,250
Bohras ,,	543	1200
Memonds and Scindis ,,	116	320
Hindus (Banyans)	814	1,050
Parsees	0	60
Goanese	59	650
Total	4,281	6,619

	1874.	1884.
French residents	15	39
German ,,	9	13
American ,,	6	8
Belgian ,,	0	5
Italian ,,	0	2

The position of foreign residents in the Zanzibar dominions is regulated by well defined treaties, which render trade as free as in Great Britain, and secure advantages to the settler and purchaser of land, houses, and other property, such as are unknown in any other country in the world.

The powers which have entered into such treaties are England, France, Germany, and America, but the rights and privileges secured to them are practically enjoyed by the subjects of all the other powers.

These treaties concede the right to purchase or rent both movable and immovable property in all parts of the country, and the property thus acquired or occupied is free from all taxation whether general or local.

The Sultan's officers, moreover, can only enter such premises or interfere with such property by permission of the representative of the country to which the owner or occupier belongs. No subject of a treaty power can be arrested except at the instance of his Consul; on the other hand, the Sultan affords to the foreigner protection both to person and property. Foreigners have the right to travel or settle in any part of the dominions, and to exercise any religion they may please.

And, lastly, the subjects of treaty powers are at liberty to engage freely in trade of any kind, whether import, export, or local, and they may be subjected to no hindrances when buying, selling, or bartering with subjects of Zanzibar. They are liable to no duties or taxation, harbour, clearance, or light dues, in fact to no impost whatever, either direct or indirect, with the exception of an *ad valoram* duty of 5 per cent. on imports. The Sultan, however, has reserved the right to levy special duties on ivory and gum-copal on that portion of the coast situated between the ports of Kwale and Tanga, a very small proportion of his dominions.

In the following statistics of Zanzibar trade, the totals of imports and exports may be taken as being considerably below the true value; for, owing to the absence of customs returns, it is not easy to check the statements of the farmers of the revenue who, in consequence of the periodical sale of the customs contract, are naturally interested in giving as low an estimate as possible of the trade of the country.

It is impossible to carry the statistics of general trade beyond 1880, but those of the trade between India and Zanzibar can be given up to 1883.

Twenty years ago, when the slave trade was at its height, and for several years after that period, the imports averaged £500,000, and the exports £420,000.

On the 5th June, 1873, Sir John Kirk negotiated a treaty with the Sultan for the abolition of the slave trade in Zanzibar waters, which effected a complete revolution in the trade of the country.

The two or three following years may be considered as a transition period, during which commerce was gradually accommodating itself to the altered conditions, consequent on the sudden withdrawal of British capital from the slave trade.

The total imports for 1873-74 amounted to £395,252, and the imports to £276,150. There is no official record of the trade of the two following years, but we know that, though trade did not completely recover from the depression referred to, British capital had already commenced to develop those new resources which Sir John Kirk had pointed out as being far more profitable than the slave trade, and the exports for the first time exceeded in value the amount of imports.

During the next four years trade not only completely recovered itself, but actually doubled; and even the Arabs acknowledged that events justified our action in regard to the slave trade, so far, at any rate, as it affected the prosperity of the country. The trade of those years was as follows:—

IMPORTS.

1876-77.	1877-78.	1878-79.	1879-80.
£	£	£	£
696,925	688,950	709,900	870,000

EXPORTS.

1876-77.	1877-78.	1878-79.	1879-80.
£	£	£	£
921,920	1,022,750	870,350	1,150,000

In regard to the shipping entering the port of Zanzibar, it may be noticed that in 1879, 69 British, 4 French, 13 German, and 10 American vessels were entered, having an aggregate tonnage of 89,463. Twenty years previously, in 1859, only one British vessel, of 493 tons, was entered at the port; while 12 French, 17 German, and 35 American vessels (including whalers), having a tonnage of 18,200, were entered. These figures are exclusive of ships of war.

There are now not only two lines of mail steamers monthly to Zanzibar, but also three lines of steamers connecting that port with India—that of the British India Company, running between Bombay and Zanzibar, *viâ* Aden, and direct lines, between Bombay and Calcutta respectively, of steamers belonging to his Highness the Sultan. This competition has reduced freights to rates which are almost nominal; and though it may be doubtful whether this does not tend to over-trading, and whether in some other respects it is an unmixed good, it is certain that it greatly favours trade between India and Zanzibar, and that it will obtain for Indian manufactured goods a position in East African markets which they would never otherwise have secured.

In connection with Zanzibar shipping, it may be mentioned that, besides the large number of Arab craft trading between Zanzibar and India, Mozambique, and Madagascar, there are now 270 native vessels owned by British Indians, having an aggregate tonnage of 8,100.

We must now specially consider the trade between India and the Zanzibar dominions, and the following statistics will show at a glance how large a proportion of the whole trade of the latter is absorbed by India.

Owing to the fact that the Bombay Customs returns up to 1878 included the trade of Mozambique and Madagascar with that of Zanzibar, it is only possible to give reliable statistics from 1879 to 1883 inclusive; but these will be found amply sufficient for comparison with the general statistics already given:—

TRADE BETWEEN ZANZIBAR AND INDIA.

	1879.	1880.	1881.	1882.	1883.
	£	£	£	£	£
Imports	252,805	316,374	434,263	346,250	470,420
Exports	175,997	280,156	251,837	267,495	285,438
Total trade	428,802	596,530	686,100	613,745	755,858

Official years ended 31st March.

It is impossible to institute an exact comparison between the above statistics and those of the general trade of Zanzibar, because the former are made up to the close of the Indian official year, while the commercial year in Zanzibar coincides with the Persian "noroz," which ends about 22nd August. But the discrepancy thus caused cannot seriously affect the conclusion to which such a comparison points, namely, that for the years 1879 and 1880, more than one-fourth of the whole trade of the Zanzibar dominions was with British India. The imports of Indian merchandise far exceeded this proportion, while the exports of produce were slightly below it.

Although there are no official records of the general trade for the years 1881, 1882, and 1883, we know that there was a considerable falling off, especially in the latter year, but the special trade with India, it will be seen, did not share in the general depression; on the contrary, there was a marked increase, and it may be safely concluded that, for these three years, one-third of the whole trade of Zanzibar was with India.

No doubt a considerable part of the imports

consisted of British manufactures, and that a portion of the exports found their way to British markets; but, both in Zanzibar and India, they passed through the hands of British Indian merchants, helped to develop the shipping trade, and contributed towards the revenues of both countries.

The details of the various products and articles of merchandise exported and imported by Zanzibar would require an amount of space that cannot be afforded in this paper, but the subject is one of deep interest to all who are watching the development of the African continent, and I should have been glad had time permitted me to enter fully into it.

Little is known by the general public as to the nature and application of the vast shipments of produce which are exported from this part of East Africa, and I would venture to suggest that, in view of the intimate connection between India and this coast, and the fact that, so far as it is a commercial country, Zanzibar is virtually a British Indian colony, it might be appropriate to organise a Zanzibar annexe in connection with the Indian Exhibition, which is to take place at South Kensington, in 1886. Here these products could be exhibited, and their uses explained in a practical manner, and there is much in regard to them which would prove deeply interesting, even to the best informed. If these were supplemented by living types of the several native tribes, together with specimens of their habitations, dress, arms, ornaments, and other articles illustrative of their manners and customs, and of the way these have been affected by the progress of European and Indian trade, such an addition to the Exhibition would prove as popular and attractive as it would be instructive.

The above statistics, conclusive as they are as to the rapidly increasing importance of the trade of Zanzibar, convey but a very faint and partial impression of the magnitude of British interests in the Zanzibar dominions.

In order to arrive at a true estimate on this point, it will be necessary briefly to review the whole subject of our connection with Zanzibar, and especially the position which our Indian subjects hold, and are likely, in future, to occupy there.

Going back twenty years, to a period when the slave trade was at its height, and a recognised institution in the country, the trade of Zanzibar was, as we have already seen, less than half what it is at present; while a large proportion of it, including nearly the whole of the shipping trade, was in the hands of French, American, and German merchants. At that time, the Indians, though under our protection, looked to their connection with the slave trade for a profitable investment of their capital.

In 1873, the slave trade in Zanzibar waters was declared illegal by treaty, and the repressive measures which we adopted, compelled the British Indians who had hitherto supported this traffic by financial aid, to withdraw their capital entirely from the now illicit trade. The consequence was that the markets became glutted with cotton goods, beads, and other merchandise for which there was no demand, and the Arabs, who were heavily in debt to the Indian merchants, declared themselves unable to meet their liabilities. At the same time the thriving clove plantations, on which the Indians had made advances to their full value, seemed likely to become absolutely worthless. Under these circumstances, it is not to be wondered at that there was considerable discontent and murmuring against our Government, and that the Arabs and our subjects declared that they were irretrievably ruined.

At this juncture, there is no doubt that the Indian population, who represented the whole wealth and importance of the country, were on the point of separating themselves from our jurisdiction, and of seeking the protection of Arab and French rule, but Dr. Kirk (now Sir John Kirk), the British consul, who was greatly respected by all classes, was successful in making use of his influence in so directing the revolution thus caused in the customs and commerce of the country as to permanently establish our paramount influence, which was so nearly threatened with extinction.

Foreseeing the future importance which the great capabilities of the country must ensure, when capital was transferred from the now illegal slave trade to the development of legitimate commerce, he gathered round him the wealthy leaders of the Indian community, and succeeded in convincing them that the prospect was far from being as dark as they anticipated.

By appealing to their loyalty, giving his active support in arranging the difficulties in which our action had placed them, and, above all, by promising them the full benefit of that protection which they saw would be so much more essential now that they had to rely on legitimate trade, he induced them to make arrangements which enabled both the Arabs and the smaller Indian merchants to tide over the present crisis, and thus saved the general

credit from collapsing until new enterprises should have time to work the revival he predicted for them.

After three years of depression, he had the satisfaction of seeing trade revive, and increase more rapidly than even the most sanguine had ventured to hope, and to find the new products he had brought to the notice of our merchants becoming staple exports, repaying to our subjects tenfold the amount of the losses they had sustained through giving up their complicity in slave dealing. It was, doubtless, an equal satisfaction to the Sultan to find that his revenue had become more than doubled by the same causes.

But though events may have fully justified our action in forcing our anti-slavery policy on the country, we are not therefore under less responsibility, either to the ruler we coerced, or to the British Indian community who so loyally supported us. By acceding to our wishes, his Highness undoubtedly incurred the enmity of his subjects, and he has a right to our support so long as we continue to exact the fulfilment of the treaty we imposed upon him.

In the meantime, the Indian population has become an important and loyal British colony, domiciled with their families in the country they have adopted, and having an immense capital invested in land, house property, and commerce. The whole trade of the country is theirs, or passes through their hands, the caravans proceeding to the interior are their ventures, and the Arab leaders their agents.

There can be little doubt that, eventually, slavery will be wholly abolished, and it will then be necessary for our Indian subjects to assume the cultivation of the vast clove and other estates which are actually or virtually their property. The necessity for the introduction of Indian coolie labour will then occur, and the islands of Zanzibar and Pemba alone would probably absorb about 250,000 labourers, and there is no practical limit to the number which the development of cultivation on the mainland might employ.

It may be anticipated that when this time arrives, the immense advantages which such a class as the Indian coolie class would have in a country where no rates or taxes could be imposed on it, will induce a considerable emigration from India. If this conclusion be a correct one, the serious nature of our responsibility in regard to the future of the Zanzibar dominions cannot easily be exaggerated, and it must be incumbent on all who are interested in the welfare, both of India and East Africa, to give their careful consideration to what any diminution of our paramount influence in these dominions may lead.

At present everything may appear hopeful, but, in view of the present feeling in Europe with regard to Africa, we must not lose sight of the fact that the status of our important colony at Zanzibar is unique, for though living under British rule, they are residing in a foreign country under an independent ruler, and anything affecting his independence must react disastrously on their position and on our prestige.

In conclusion, a few remarks concerning the inland regions contiguous to Zanzibar territory may not be inappropriate, though not, perhaps, bearing directly on the subject of this paper.

It has been seen that the dominions of Zanzibar penetrate inland only along the line of the principal trade routes, and it will, therefore, be apparent that there must be a vast extent of undeveloped country lying between the lakes of Central Africa and the Coast.

The ravages of the slave trade, however, have so depopulated the greater part of this region, that it has to a large extent become a wilderness, and, whatever its natural capabilities, the want of population must render any future resuscitation of the country an extremely slow process.

There is, however, a vast country situated immediately beyond the northern half of the Zanzibar dominions which may, at no distant period, rival the finest of our Indian provinces. This is the mountain district of Kilimanjaro, recently explored and described by Mr. Joseph Thomson as far west as the shores of the Victoria Nyanza, and the region north of it, which stretches towards the confines of Abyssinia. Owing to the fierce character of the tribes who occupy that part of it adjacent to the coast, this country has hitherto been almost closed to trade, but it is believed to be richer in ivory, and probably also in mineral wealth, than any other part of Eastern tropical Africa. It includes vast tracts of pasture land, the grazing ground of innumerable herds of cattle, and these are situated so near the coast that the opening up of the country might be expected, by developing the trade in hides alone, to add materially to the exports from the Zanzibar coast. But the greatest advantage possessed by this region is that it consists, to a great extent, of healthy uplands, having an elevation of from 4,000 to 9,000 feet above the sea level,

which, being well irrigated by nature, are adapted for the cultivation of wheat, coffee, cinchona, tea, and other valuable products, to a practically unlimited extent.

A considerable portion of this country is suited for European settlement; and only 140 miles from the port of Mombasa and Tanga, nearly opposite the island of Zanzibar, is an elevated plateau, on the slopes of the snow-capped mountain of Kilimanjaro, which supplies a convenient sanatorium, the want of which has been so great a drawback to this coast.

This region needs further exploration, pending which, it is impossible to say definitely how far capital may be safely employed in developing it; but in view of the movement in favour of African annexation, which is so rapidly increasing among European nations, I have recently, on several occasions, both public and private, advocated the construction of a railway from the coast to the mountain region referred to.

It would be out of place here to enter more fully into this subject, but for the sake of our large manufacturing trade, both British and Indian, as well as for our Imperial interests generally, it may be hoped that all action in this direction will not be delayed until it is too late.

DISCUSSION.

Mr. J. M. Maclean said that, for the last seventy-five years, since the English succeeded in expelling other nations from India, we had had the control not only of the trade of India, but of all the countries bordering the Indian Ocean, and the influence of England had practically been supreme on the eastern coast of Africa. It was a gratifying reflection, therefore, that that influence had been turned to exceedingly good account in the dominions of an independent prince like the Sultan of Zanzibar, so that that equal treatment had long been afforded there to foreign nations, which was apparently supposed, at the late Berlin Conference, to be an entirely new principle in African affairs. England was not only a great European but a great Asiatic power; and it was a fallacy to imagine that the natives of India themselves had no enterprise which carried them beyond the seas. Practically, from time immemorial, it might be said that Indian capitalists had controlled the trade in the countries round the Persian Gulf, and in Arabia, and they had done a great deal to bring out the trade in the countries along the eastern coast of Africa, and to promote free intercourse across the Indian Ocean. We had great responsibilities towards the natives of India who had settled in those regions, and it was sincerely to be hoped that those responsibilities would not be overlooked. Probably, the main business of maritime enterprise in the present age, as managed by Europeans, was the opening out of Africa, much as America was opened out two centuries ago, and as, later, India and China were opened out by English and other European adventurers. In one way and another, the whole continent of Africa was now being opened, and it was certainly incumbent upon Englishmen that they should not allow themselves to be beaten in the race in any part of Africa. Some little time ago a paper appeared in the *Pall Mall Gazette*, written by an Englishman who had travelled along the East Coast of Africa, and it was surprising to find from it how the Germans were everywhere supplanting us in trade, and pushing themselves forward in all parts of that continent. Only within the last few days a German company had been announced, which was intended to explore and develop the resources, for the benefit of German trade, of that part of the continent of Africa which Mr. Holmwood had described as lying to the north-west of the dominions of the Sultan of Zanzibar. English merchants would have something to reproach themselves with if they allowed the German merchants thus to take precedence of them; and it would to that end be of great advantage if gentlemen like Mr. Holmwood, and distinguished geographers—such men as Mr. Stanley, and others—instead of reading papers to learned societies, would go before the chambers of commerce in London, Manchester, Liverpool, and other places, and tell them how necessary it was for Englishmen in these days to be up and doing, if they wished to maintain their commercial supremacy in various parts of the world. Although it might seem a paradox to say it, he had often thought the electric telegraph had had some effect in paralysing the activity of English merchants. Twenty-five years ago the merchants of Bombay, it might be said, were a very different class of men to those now engaged out there, although of course he did not in the least desire to make any reflection on those gentlemen. Certainly, in the old days, before the electric telegraphs were in existence, English merchants had great responsibilities entrusted to them; they felt the obligations imposed upon them; they made their homes in the countries they went to, studied the habits of the natives, and ascertained how English trade could best be adapted to the new markets, and the wants which required to be supplied. They really took the initiative in advancing and expanding trade wherever they went. But, now-a-days, men stopped at home in their easy chairs, in offices, within sound of the perpetual tinkling of their electric bells, and they thought the attention of clerks was quite sufficient to manage their interests abroad. And now they were experiencing a pretty smart awakening, for they found that orders were not coming so frequently to them from all parts of the world, but that it was necessary for them to use their

best ability to open up new markets, and to prevent the old markets from being closed against them. That was the kind of interest which ought to be seen reviving in English trade, and there was certainly an immense field along the East Coast of Africa, in which it might find development. Complaints were constantly heard from manufacturers, especially in Lancashire, that English trade was not expanding as it used to do; and the remedy for it was for merchants to try a little enterprise on their own account. How many fruitless expeditions had we seen of late years? Immense expenditure was made upon the expedition to Abyssinia, where a large army marched into the country, and after rescuing a few persons, simply marched out again, without any attempt being made to open a new market there. The same thing had occurred again in Central Asia, and we were doing the same now in the upper regions of the Nile. Why did not our merchants send their representatives with our armies, to try and take advantage of these great military undertakings? Possibly these remarks went somewhat beyond the subject of the lecture, but they had been suggested by what Mr. Holmwood had so well said. Englishmen need not be afraid of competition anywhere, if they would only display the old spirit of enterprise which had made this country what it is.

Mr. MARTIN WOOD, referring to the past connection with Zanzibar, which had long been a household word in Bombay, said although the distance to be traversed across the ocean was great, that distance was not so great an obstacle, owing to the trade winds. The chairman was well aware of the connection politically with the Bombay services in former years. Men who had acquired a proficiency in Arabic had gone to Zanzibar, and many eminent officials who had been ornaments to the Indian services had added to the repute of the British name in those regions. Again, as had been so fully shown in the paper, a large portion of the commercial population of Western India had been accustomed for generations to trade there, and many of them had carried commerce to the ports of the mainland. Referring back to that older time before there were any troubles in Zanzibar, and before Sir Bartle Frere and Sir Lewis Pelly went there to overthrow the slave trade—Mr. Holmwood had quite correctly attributed to Sir John Kirk the final abolition of the slave trade, but it was not done until after the expedition of the two eminent men he had mentioned—before that time there was a long period of quite regular intercourse between Western India and Zanzibar. Except for occasional difficulties arising in connection with the dynasty and affecting the Sultan himself, year after year things went on in the quiet way which had been so well described in one of Sir Bartle Frere's pleasing narratives in *Macmillan's Magazine*. Then there came a catastrophe in Zanzibar—the cyclone which destroyed all the plantations on the islands, a calamity which had marked an era in the history of the country. Livingstone also made another interesting connection between Western India and Zanzibar, for each time he went to Africa he went round by Bombay, which he left in 1866 on his last journey. Thus the paper had called up in the minds of Mr. Maclean and himself many traditions presenting deeply interesting reminiscences; but, he quite coincided with that gentleman in saying that many things in the history of Eastern Africa showed the supineness and indifference of Englishmen in its prosperity, and in utilising those outlets for trade which were ready to our hands, taking Bombay as a centre. For Bombay was, so to speak, the base for the trade of Eastern Africa, though of late years steamers had been going directly through the canal, and had somewhat altered the course of trade. With regard to the northern coast up towards Cape Gardafin, Mr. Holmwood had referred to it as being desolate, with scarcely any harbours. It was a very dangerous coast in certain times of the year, on account of the fogs with which it was enclouded in the south-western monsoons, and nearly every year several vessels were lost there, the value of any two or three of which would suffice to build a lighthouse. In that respect the authorities had been guilty of the most deplorable neglect. This was a matter which should not be longer overlooked, as it had now a special connection with our Zanzibar trade.

Mr. HYDE CLARKE said, on this subject, which united the African and Indian Sections of the Society, many important topics had been brought forward which it was to be hoped would attract public attention when they appeared in the *Journal*. In reference to the enterprise of our merchants, it was a true indictment against them that they had been very greatly wanting, he would not say simply in enterprise, but in intelligence on these subjects, but at the same time there was something to be said with regard to other parties who were to blame in the matter—he referred to her Majesty's Government. If there had been the same spirit shown by the officers of the Government as by individual Englishmen on many occasions, we should not have been in our present unfortunate position. The responsibility for it had been shifted from the Government to the mercantile community, and from the mercantile community to the Government, but it was clear that the united energies of the nation must be brought to bear on the present crisis—the responsibility could no longer be shifted, and the necessity for exertion could no longer be put aside. Efforts had not been wanting on the part of many individuals as well as associations to propagate information on this subject, and Manchester had for many years taken a very deep interest in obtaining and diffusing information with regard to the extension of our trade. That had been done by Mr. Stanley, Captain Cameron, and by others who had gone about the country to chambers of commerce, giving them information and urging them to take advantage of it? After all, it was not so

much German enterprise as German intelligence which was, to a certain extent, supplanting us. With regard to the relations between the Bombay population and the populations of Western Africa and Zanzibar, a peculiar advantage existed in reference to intercourse with natives on the part of our Indian people. A German's first step was to make himself acquainted with the language of the people he went amongst, and in doing so he was greatly assisted by the German system of teaching. It was a great shame to us that, in this vast metropolis, without referring even to our other commercial centres, there was no public school for the teaching of living languages, such as they had in Germany and France, and which would, undoubtedly, be one of the main things enable our young men to compete in commerce with young Germans. We were not wanting in enterprise, and had always been at the head both in that and in exertion. It might be thought that Mr. Holmwood had, to a certain extent, trespassed in applying the term "colony" to our Zanzibar *protegés*; but they should refer back to what were called the "factories" in the earlier periods, at the commencement of our colonising efforts in India and elsewhere throughout the world. As far back as the Elizabethan period, wherever Englishmen were planted, factories were constituted; and the factories which were established in India and in the eastern seas, laid the foundation of our empire there. In other places the factories remained to this day distinct English communities with English institutions and English laws, and they were models from which this institution in Zanzibar was taken. He had lived in a factory dating from three centuries. Mr. Holmwood's remarks on that point were of especial importance at a period when we were called upon to recast our whole Colonial policy; when, in some cases, we were having new forms of international law and of processes of possession imposed upon us which would deprive us of the labours of our predecessors, it was time to consider the whole subject, and it would be of great advantage to consider this subject of the establishment of factories in connection with Zanzibar in view of next year's Exhibition. Their Society, which might almost be considered the author of exhibitions, might very well (through this Section) take into consideration the means of carrying out Mr. Holmwood's proposition. Looking at it in a historical light, it was by no means forcing the position to place the productions of Zanzibar alongside those of many distinct English colonies. By including in the Exhibition what some chose to call colonies, but which might be accepted rather as factories, a good and useful thing would be done. It was of the greatest importance that Englishmen should recognise our relations with Zanzibar, and more particularly in connection with our German friends. He spoke in no hostile spirit of, but had always advocated closer alliance with Germany, and to profit by their devotion to our language and literature, and to take equal care on our part in cultivating them, and he believed it was through our failure to recognise Germany's present position that our difficulties had arisen throughout the Continent of Africa. But it was a hard thing that, after we had discovered and developed the Lake countries in the neighbourhood of Zanzibar, after we had traced out the course of the Congo by the labours of our explorers, missionaries, and traders, having thus created a field for enterprise, and when we were beginning to occupy that field, others, who had done nothing for the cause of progress, should come and take from us the reward of those labours. So far from our merchants altogether wanting enterprise, many in London and elsewhere were at present endeavouring to extend their trade in those two regions, the Lakes and the Congo, and they were now cut off by the supineness of our authorities. The higher Lake countries of Africa offered a most important field for extension, from their upland and healthy position, and intelligence with regard to those regions should be propagated. It was lamentable that, after all that had been done in the provinces and colonies by geographical and commercial societies, the British Commercial Geographical Society should have been allowed to languish in London. This was matter which should not be left entirely to the exertions of the merchants, and it was necessary that our statesmen and public should be made aware of the value of these countries, and of the extent to which their resources could be developed. It appeared monstrous that the trade of the vast Congo country should have been handed over, almost without a thought, to the Portuguese. Even in the late Berlin Conference, while giving so much to the Portuguese upon the Congo, we had not asked them, as we might have done, for some freedom of intercourse with the Mozambique territory. If not alone our merchants and the public, but our statesmen, possessed a greater degree of intelligence on these matters, we should not see our opportunities thrown away, our colonial position jeopardised, and our Indian empire placed in danger.

Mr. LIGGINS said one very difficult question upon the subject of free trade, in the connection of such a colony with the outer world, was to know by what means they were to obtain their necessary revenue. When the West Indian Colonies were asked by Government to give up their import duties, they refused, with all regard to free trade principles, because they did not see their way to legitimately raise a revenue upon anything else. Information how to do that would be of the greatest value to the old colonies under the British crown. With regard to the slave trade, they had lately been horrified at the result of some of our operations in that direction on this coast, and he would like to know how it was that our naval force had been so diminished that when a British man-of-war was chasing a slaver the other day the poor creatures could not have been saved

from being thrown overboard. When the slaver was captured she had no crew on board, and of course no one could be punished for that most barbarous murder. On the point of the withdrawal of the Post-office contract from Zanzibar, if true, it was the most disastrous thing that could have been done. If Government would not support the trade opened by the enterprise of British merchants, it was not likely that people in England would care to invest their capital in a place from which they could expect no relative return. Nothing was more discouraging to our merchants than that they should have to rely upon foreign steamers. But it was always the same wet blanket which was thrown over our trade, a system creating of course the greatest irritation and disgust. If that course were to be pursued, how could the trade of England be expected to increase? He would also ask what was the effect of the climate of these countries on Europeans.

Mr. HOLMWOOD, in reply to the first question asked, said, only one import tax could be levied by the Sultan, and that was an *ad valorem* import duty of 5 per cent., and it would be utterly impossible for the Government of the Sultan to go on if that tax were withdrawn. The revenue derived by the Sultan from the customs duties was about £200,000 per annmm; but as yet only a small part of the coast had been developed. With that £200,000 the Sultan paid his troops, and had undertaken some very important public works. Some revenue also was derived by the Sultan from his private plantations, and until lately he had almost entirely devoted it to the public good. Five or six steamers which he had bought from the P. & O. Company, were now being run in the trade between Calcutta, Bombay, and Zanzibar, and they brought over grain which was sold at Zanzibar at the same price as it cost in India, the Sultan thus defraying the cost of transport out of his private resources. Beyond that sum —about £250,000 altogether—there was no revenue whatever for developing the country, and that was why he so strongly advocated that British merchants should provide the capital necessary for that purpose. With regard to the second question, it was true that one of the British men-of-war (H.M.S. *London*) had been withdrawn from Zanzibar, but that vessel was in a rotten state, and having become dangerous to the lives of those on board, the Government could not have done better than remove her. However, the Sultan had been so loyal to his undertakings, that except for some small smuggling traffic, the trade in slaves, by the running of the slave dhows, had been absolutely abolished, so far as Zanzibar waters were concerned, with the accompanying terrible and atrocious scenes. He did not believe the Government had revoked the mail subsidy, certainly the Foreign-office had not in any way given its consent to that withdrawal, and he could not think the statement was accurate. With regard to the climate, he had been in the country for twelve years, and it certainly was trying, and people out there required change, but the prevalent ideas relative to East Africa on that score were very much exaggerated. No young Englishman or European who kept moderately steady need fear the climate in the least; and fathers need not hesitate to send out their sons, always providing, of course, they were free from organic disease. There was no very great heat, and no very great variations, but of course long residence out there to a certain extent "took it out" of Europeans. He might mention, in regard to a remark which had fallen from one of the speakers that evening, that he had long since proceeded to Manchester and had been before the Chamber of Commerce, and had spoken, both publicly and privately, at the Geographical Society there, and at various meetings, and he had endeavoured to impress upon them how necessary it was for Englishmen just now to be up and doing, especially in East Africa, if they wished to maintain their commercial supremacy. It now only remained for those who were practically interested in commerce to do their share towards this important object.

The CHAIRMAN thought it would be difficult to say much on the subject without going again over the ground already covered. One of the most interesting points in it was the position of the large group of native merchants who, we must feel, were British subjects. We had very heavy responsibilities in connection with them. The influence of those native merchants was great at the present moment. As had been stated by one of the Zanzibar merchants at an interview narrated that evening in the *Pall Mall Gazette*, "For every foreigner in the country there were a hundred British subjects, and for every acre held by foreigners we hold a thousand." That description gave a very good idea of the position of the colony of merchants at Zanzibar, and our responsibility towards them was very great indeed. We should not adopt a dog-in-the-manger policy of trying to prevent any other nation settling on the East Coast of Africa, but we should not allow unfair encroachments on the rights of our own subjects. The colonising capacities of Indians were very remarkable, or, rather, their facility for settling themselves down for their advantage. It was a singular feature in the native character. Therefore, although he knew personally nothing of Zanzibar, he knew the people who went there tolerably well, because they were the very class found in and about Bombay. An inferior class of Indians were to be found in the colony of Mauritius, and it was wonderful how they adapted themselves to the place. Two-thirds of its population were composed of them; they went as mere coolies, principally from the south of India, and after a period of prosperous work, and a return to their own country for a time, they went back to the Mauritius as settlers; and the natives of Southern India were not generally accounted among the best specimens of our Indian population. The

Portuguese had recently been doing something, and an expedition under Pavia de Andrada had penetrated for some distance into the interior, and had, he thought, discovered some coal very good for lighting purposes, and for mixing with other coal. It was not a very important fact, perhaps, but it showed that the Portuguese had their eyes open, though he could not say, from what he had seen of them on the West Coast, he had been very favourably struck with their administration. We ought also to keep our eyes open. As a very distinguished statesman and diplomatist had said, "what we required in the East was valour and vigilance," and that remark might be applied to all parts of the world where we were. He did not mean that as an incentive to aggression, but rather as a prophylactic. In conclusion, he expressed the hearty thanks of the meeting for the interesting and able paper they had heard.

Mr. HOLMWOOD briefly acknowledged the compliment, and the proceedings terminated.

FOURTEENTH ORDINARY MEETING.

Wednesday, March 11, 1885; FRANCIS GALTON, F.R.S., in the chair.

The following candidates were proposed for election as members of the Society:—

Clare, Octavius Leigh, Hindley-cottage, East Sheen, S.W.
Gilbert, William Henry Sainsbury, 9, Old Jewry-chambers, E.C.
Kirkaldy, John, 40, West India-road, E.
Partington, Charles Frederick, 47, Lower Belgrave-street, S.W.
MacWilliam, George Greenshields, 20, Bartlett's-buildings, Holborn, E.C.
Patterson, George, 85, Carleton-rd., Tufnell-pk., N.
Sharp, James, Carr-hall, Wyke, near Bradford.
Ward, Howard Charles, Yeatton, Lymington, Hants.
Watson, John, Cement Works, Gateshead-on-Tyne.

The following candidates were balloted for and duly elected members of the Society:—

Chadwick, Jesse, 6, Strand-terrace, Derby.
Mumford, Thomas William Bassett, 1, Glendale-villas, Sylvan-road, Wanstead, Essex.
Rawlins, Thomas, 45, King William-street, E.C.
Schlentheim, Ludwig, 40, Holborn-viaduct, E.C.
Smith, Josiah, 51, Park-end-road, Gloucester.

The paper read was—

EXPLORATION: AND THE BEST OUTFIT FOR SUCH WORK.

BY MAJOR-GENERAL THE HON. W. FEILDING.

I think it best to preface this paper with the Latin expression, *Quot homines tot sententiæ*, which may be very freely translated—a tot of men affords a quart measure of opinions. But, seriously speaking, it would be quite absurd for any one individual at any one period of the world's existence to attempt to lay down the law as to how exploration should be carried out.

The most that I can attempt to do is to speak in general terms on the whole subject, using such knowledge as I have gained during my own travels in various quarters of this globe. In order to treat the subject as exhaustively as the limit of time at our disposal will admit, it will be well to divide it under two headings.

1. On exploration generally, and the manner in which the subject should be considered.

2. On the outfits recommended for use by explorers under varying circumstances.

The first heading we must again subdivide into—(*a.*) Scientific explorations. (*b.*) Commercial and geographical. (*c.*) Military. (*d.*) Explorations arising purely out of a love of adventure.

Now, scientific explorations differ or vary exceedingly in their intention and their scope. Their scope depends again upon their intention, and their duration depends upon both these. For instance, botanical explorations may have for their aim a new genus, a new species, or a new variety only of some species. The scope of such exploration may embrace one or more islands in the Pacific Ocean, or the whole of the interior of some unexplored continent such as New Guinea. The duration must depend upon:—(1.) The means of transport to the primary base of operations. (2.) The means of locomotion over the whole or the various portions of the country to be explored. (3.) The physical difficulties to be encountered from man, and from natural obstacles. (4.) The financial means available in this conflict with the difficulties, foreseen and unforeseen, of exploration.

There is much truth in the old saw "money makes the mare to go," and with plenty of money many of the difficulties of exploration are greatly lessened; yet I would here impress on you that plenty of money may be a source of serious trouble, and of much worry to the unexperienced explorer. He is tempted to buy everything he is likely to want, and so encumbers himself with an amount of baggage which he finds it impossible to transport from his base, and from which he finds it most difficult to make a selection.

It would be useless to mention in detail to a general audience the various instruments, appliances, and chemicals, which should be

taken by the explorers in search of botanical, horticultural, geological, mineral, or zoological specimens. Specialists have each their individual special outfit, suitable for the purposes they have in view.

There are, however, certain articles of outfit which are necessary to every explorer of uncivilised, of partially or totally unexplored countries, although their quality and quantity must vary with the nature, scope, and duration of the work to be done.

Most of the researches enumerated above necessitate either slow progress through a country, or a lengthened stay in various selected districts best suited for the operations of the specimen hunters. An explorer, bent on commercial or geographical discoveries, naturally contemplates travel over long distances, and, generally speaking, with less physical and fewer natural obstacles to be overcome in proportion to the distance to be traversed. On the other hand, however, he generally has to travel, and indeed to live, in a continual state of preparation for defence.

The military explorer must again work on different lines. His business is to seek information in countries occupied by a hostile population, with whom, however, his nation is not necessarily at war. He must travel unostentatiously, almost alone, and must avoid all hostile contact with the inhabitants. Such were Colonel Burnaby, when he went to Khiva, and Captain Gill, during his explorations along the Persian frontier, and his subsequent travels in the interior of Northern China. The explorations for purely sporting purposes, or arising from an innate love of adventure, require consideration equally careful, and knowledge seldom acquired otherwise than by personal experience.

For our purpose it will be sufficient for us to divide our inquiries into two different channels. To facilitate and to narrow the question, we will decide that the exploration is to be partly geographical, and so far scientific that the explorer has to report in general terms on the geological and mineral resources of the country to be traversed. There are no roads, but little timber, and that sparsely scattered, except near water, of which the quantity is small, and the quality always questionable and often bad. The rivers in drought do not exist except as chains of muddy ponds, whilst in flood they become impassable for weeks, and overflow their banks often to the extent of from three to fifteen miles on either side. In such a country game would be scarce, and could not be depended upon as the only source of animal food to the explorers. The above data are sufficiently explicit and sufficiently difficult to meet almost every case.

We must now come to consider the manner in which an exploration of such a nature is to be carried out.

1. Would it be possible to establish some one or more subsidiary bases of operations. If the reply be in the affirmative, then comes the questions—(*a*) Where shall they be? (*b*) What shall be stored there? (*c*) How shall these be conveyed thither?

Now the answers to these questions must depend upon the nature of the exploration, *i.e.*, if the intention be to return to the place of starting, or to traverse a continent from sea to sea.

2. What is the nature of the transport to be? If waggons, are they to be light (though strong), many in number, and of different sizes, or are they to be few in number, heavy and solid in construction? How are they to be drawn, by oxen, by horses, or by mules? If wheeled transport be out of the question, what are the pack animals to be, camels, horses, or mules, or some of each of these animals?

Each and every one of these questions has to be carefully considered, because on the solution of one question so many others must depend. It may be well here to enumerate some of the chief circumstances which tend to govern the choice of transport.

1. Nature of the soil generally. If the country to be traversed be very broken in character, covered with thick forests, and known to be traversed by sluggish streams with deep slimy banks and bottoms, it is clear that wheeled transport, unless of a very special character, would not be suitable. Neither would such a country be practicable for camel transport; and yet there can be no doubt but that more stores can be easily carried on wheels, and by camels, than any other way by land. There are, however, very few countries in which exploration with wheeled transport may not be carried out, provided time be no object, and plenty of patience and perseverance be available. This brings us to the consideration of the general outfit of an exploring party.

1. As to stores.
2. As to the mode of transporting them.
3. As to the construction of the waggons, the pack-saddles, harness, &c.
4. As to the mode of packing them and storing them.

1. As to the stores. These must be sub-divided under the headings of (*a*), provisions

for the mouth; (*b*), materials for obtaining food, or for offence and defence; (*c*), materials for facilitating the locomotion.

In the choice of provisions, care must be taken to select such articles as are wholesome, nourishing, small in bulk, and not liable to deteriorate by keeping. There must also be variety, so as to promote health, and a proper proportion of such articles of consumption as would diminish the risk of scurvy.

Of meat the best sort is preserved beef in tins. There is very little to choose between that preserved in Australia and that preserved in America, north and south. The tins should not be too large, and they should be rectangular and not cylindrical in shape. Essence of beef (Brand's or Liebig's, in tins or in skins) is a most valuable form of meat. Flour and oatmeal should be packed in block tin boxes, of various sizes, containing from 1 lb. to 4 lbs. each. Sugar should be cane sugar, powdered, and packed in ½ lb. rectangular canisters. Tea—the best for the purpose is Goundry's compressed tea; it is manufactured in tablets of ¼ lb. in weight, and subdivided like chocolate tablets, into eight portions, one of which is ample for tea for three or four people. Being wrapped in lead paper, it stands any climate, and I have known it to keep good for five years. Salt should be kept in stone or thick glass jars, with screw or cork-lined stoppers. Lard should always be taken, and should be kept in stone jars, capable of being rendered air-tight. There is an excellent form of compressed and dried vegetable tablet manufactured in France; and there is also a preparation of dried potato, in powder. No expedition should be without these to keep off scurvy, that terrible scourge and bugbear of all explorers. Ginger, peppers, red and black, should be carried in thick glass pickle bottles, with air-tight glass stoppers, edged with cork. Brandy for medicinal purposes should be carried in small wooden kegs, covered with thick felt, and with a locked covering to their bungs. A provision of lime juice should be similarly carried in kegs of different sizes. There should be several spare kegs of the same description, kept constantly filled with fresh water. In addition to this provision of water, each animal should have a canvas water-bag slung by a strap round his neck. These bags keep the water cool, and each should have the neck of an old soda water bottle sewn into the orifice used for filling it; the vessel can thus be easily used, without detaching it from the animal carrying it. Water-bags on the same principle, only much larger, are made of well-seasoned leather, and are slung by straps and iron rings on to a pack-saddle. At first the water has a nasty flavour; but the bags soon cease to affect the taste of the water, and are indispensable on long waterless marches in a hot climate.

Whilst on the subject of water, it may, perhaps, not be out of place to impress upon you the necessity in observing the greatest care in the selection, and, generally speaking, the after treatment of water. As a general rule, the only water which can be drunk with safety, without fear of evil consequences, is that which springs directly out of the ground, from rocks, or which is obtained from a permanent running stream, the bed of which is not muddy, and on the banks of which there is not an exuberant vegetation. Even in the case of water issuing from rocks, care must be taken to avoid water issuing from copper or lead-bearing rocks. In these cases a small quantity of sulphuric acid would at once detect the presence of the mineral in dangerous quantities, as the water would become discoloured.

In most countries subject to drought, the water requires special treatment; mechanical filtration is seldom practicable, or even safe. I have come across it as thick as pea soup, and sometimes covered with a growth of green or red weeds. In such cases, the first operation is that of skimming with a skimmer made out of a forked stick, with a pocket handkerchief or other piece of linen stretched tightly between the forks. This done, scatter a pinch of powdered alum into the vessel in which you have collected the skimmed water; this will cause a great deal of the matter in suspension to precipitate. Then pour the water slowly into a filter filled with the charcoal of your last night's camp fire, mixed with any sand or fine gravel which may be obtainable, and which you have previously washed. It must then be boiled, and skimmed whilst simmering, and only when no more scum arises on the water is it really fit or safe to use. It is a good plan always to fill the kettle—or, still better, the cooking pot—with water the last thing at night, and put it at the edge of the camp fire to simmer (not to boil), and always to fill up the water kegs and bottles from what is left over from each morning's cooking. It is also a good rule never to drink plain cold water in the tropics. Each man should carry in his pocket half a handful of oatmeal, and put a pinch into his pannikin of water when he fills it for drinking.

I once travelled 1,400 miles across a portion of the centre of Australia, and began my journey after a drought which had then lasted eighteen months, and which only broke up the day I reached the sea coast. It was only by the strict enforcement of these precautions that (under Providence) I never had a case of illness from fever or from dysentery. Personally, I always carried in my pocket a few "thirst lozenges," which are, I believe, nothing except a compressed form of Lamplough's pyretic saline.

Before closing the enumeration of the *provisions de bouche*, it is well to add a list of the medicines and surgical instruments necessary to every expedition:—Rhubarb, essence of ginger; about 100 pills of colocynth and henbane; about double the quantity of quinine pills, made up in small doses of three grains each; some opium pills; a couple of bottles of Dover's powders; four bottles of sweet spirits of nitre; about 100 pills of podophyllin in small doses; camphor, and chlorodyne. Two lancets, two abscess knives, two catheters, two enemas; some surgical needles, and some silver wire thread for sewing wounds; a silver probe, and two vein or artery forceps; a syringe with various nozzles for various uses. Sticking-plaster of various sorts, and some prepared lint and medicated wool; and some vaseline, carbolic acid, and carbolic soap. All the medicines should be in glass-stoppered bottles, the stoppers having been lubricated with pure glycerine previous to insertion. The medicines, &c., should be divided into at least three portions, so that each waggon or each detached party should have a complete set of everything. There is no greater mistake than to have everything in one medicine chest. All boxes should be avoided, as in a very damp or a very dry climate boxes are apt to come to pieces with the rough handling that every package gets at the hands of those who often have to do the packing and unpacking of animals two or three times each day.

Clothing.—Take as little as possible when starting from England, as you can get most articles necessary for explorers at the place from which the waggons would make their start. Of personal attire, the following are those which I consider sufficient for most expeditions:—Four shirts made of grey flannel, with two buttons on each wristband, to admit of them being worn loose or tight. Four long merino drawers, double seated and double down the inside of the thighs. Four pair of thick knitted woollen long stockings. Two cholera belts, one of knitted worsted, the other of flannel about a quarter of a yard wide and three yards in length, to be wound round the body or fastened with a safety brooch. Six silk pocket-handkerchiefs (white), and of the thickest and best quality. They are useful sometimes when travelling in the very early morning, to serve as a curtain against the sun's rays, which often at that hour strikes with great force on the nape or side of the neck under the hat. A Norfolk jacket of good woollen serge or light tweed, made double breasted, so as to be worn either open with the lappels buttoned back, or buttoned across double over the chest and stomach. It should be made like a garment known by miners as a jumper, not cut in at the waist, but merely kept in at the waist by a belt. This belt should be made of two pieces of soft leather, about 2½ inches wide, and stitched together at the edges so as to admit of dollars or other coins being kept in the belt and slipped in at either end, and prevented from falling out by a flap and button at each end.

If a sword has to be carried, it is best carried fastened on to the side of the cantle of the saddle by a round strap and button of leather. If a revolver has to be worn, it is best carried in a frog supported by a webbing belt over the right shoulder, which should be kept in its place by the waistbelt.

The best hats are of grey felt, of a helmet shape, with means for ventilation round the edge and at the top. They should be provided with a chin strap, to be worn when riding fast or against a strong wind. The best boots are those known as the Paliser boot. They reach nearly to the knee, and are laced up for about six inches from below the instep, so that the boot can be always easily got on and off, whilst remaining watertight. I prefer those made of porpoise hide to any other, as they are lighter and more supple in wear.

Dogskin driving gloves should always be taken, as their use prevents sun boils, blisters, and many sores arising from thorns, &c., on a journey. Breeches should be made very loose, except just below the knee, where they should be fastened with a buckle and strap, or tied with thongs of porpoise hide. A hunting whip with a hammer handle and a long brown leather lash is always useful, and is a necessity where there are many spare horses to be driven along with the party.

Camp Necessaries.—India-rubber buckets, two to each waggon, should always be carried, to be used for watering the horses whilst in harness. Palkee hammocks, made of water-

proofed canvas, are the best and most portable form of bedstead, and it is always unadvisable to sleep on the level of the ground. The blankets should be loosely sewn together round three sides so as form bags. This plan saves many a sleepless night. Moreover, it keeps snakes from getting in between the blankets. A waterproof sheet, with eyes round the edges, is most useful, as when thrown over the ridge pole of the hammock it can be lashed to the sides of the hammock, and serve as a complete shelter even in the heaviest storms of rain and wind. A light folding chair, or if this be too large, a beach seat with a back, is a great luxury, and is almost a necessity in wet ground.

We have now to consider the selection of such materials as are necessary to secure supplies of fresh provisions to protect life. First and foremost are guns. These should be breech-loaders of the simplest possible construction, and of 12 bore. Each gun should be provided with 20 steel cartridges. These are really indestructible, and are very easily reloaded and recapped; and having a female screw turned for a distance of an inch inside the cartridge, there is no difficulty in making the wads to keep in position.

For ammunition, shot of all sizes should be taken, the larger slugs for use against man or large animals. Powder should be carried in two small copper magazines, each containing about 7 lbs. of powder in half-pound canisters, fitting into the outer cylindrical copper case. These canisters should have screw tops with leather washers to them. The canisters should always be kept full so long as there is any powder in them. When a canister cannot be filled with powder, it should be filled up with cotton wool, rags, or even crumpled up soft paper. It must be remembered that any expedition is liable to be reduced to pack animals only, and then the attrition is so great that everything which can rub, soon gets rubbed to the finest dust.

When it is known that there are rivers or lakes, it is well worth while to take a casting net, and even a small seine net of strong tanned twine. A large provision of hooks and fishing lines of all sizes should always be taken, as they are not only useful in the obtaining of a change of diet, but are very valuable as an article of barter with natives.

For personal defence the best weapon is the largest sized Colt's revolver, with a stock which can be used at the shoulder, and is detachable. When on horseback it is best carried in a bucket, like our cavalry carry their carbines. A good one shoots with wonderful accuracy up to 100 yards. A hunting knife, of a pattern of my own, I have found the best, as it is light, and yet strong enough to cut away a fairly large branch. The sheath is of bamboo, and there is room in it for a knife and fork of steel, flat, with wooden handles screwed on each side of the shaft. The blade of the hunting knife is made light by having two deep grooves cut out of the thickness near the centre of the blade, so that, whilst the blade is made lighter, it is also thereby rendered much stiffer.

The only other stores which we have to review are those required in reference to locomotion—*i.e.*, spare harness, leather, rivets, and copper wire for repairs, spare nuts, screws, iron clips, splinter bar caps; tools, such as augurs, centre bits and braces, saws, files, chisels, screw wrenches, screw drivers, gimlets, awls, sewing needles, wax and strong thread, felt for saddle cloths, roll of flannel for saddle linings, raw green hide, and skins of dried leather, half-inch iron rods, flat iron hooping for strengthening splicings, adzes, jack planes, spoke shaves, sharpening hones, files, punches, rasps, horse shoes, nails, and shoeing tools, felling and trimming axes, cross-cut saws, hand saws of three or four different sizes, from 3 ft. 6 in., to 15 in., clamps, light and heavy hammers, a few pairs of blacksmith's pincers and tongs, a couple of good bellows (hand), an assortment of nails, screws, copper and steel, D's, buckles of different sizes, and straps of various lengths and widths.

Having enumerated the stores necessary to an expedition, the next thing to be settled is the means of their transport.

It is rare that the only transport available is man, but yet in some tropical countries, covered with thick jungle, and where the ground is too rocky and broken even for mules, donkeys, or cattle, it is necessary to use men, and men only, for this purpose. Chinese and Japanese coolies will carry great weights balanced on two ends of a long bamboo cane, which rests on the shoulders. Sometimes two men will carry a heavy package for weeks at a stretch, slung on a bamboo cane between them. In Africa and South America, the natives prefer to carry heavy things on the top of the head. When packages are carried slung, the slings should be made of plaited ropes of green hide, kept well greased. Everything else wears out almost immediately. Every expeditionary force should be provided with pack-saddles, and with the means of constructing

them. Personally, I prefer the sort in use by the Basque population in the Pyrenees. It has the advantage of simplicity and cheapness of construction, and of being easy to use and to repair. The best form of camel pack-saddle is the one used by the Arabs, who contract with pilgrims to and from Mecca. Numnahs of felt should always be used, both with saddles and pack-saddles. If carefully adjusted, they admit of animals being kept in work with sore backs, should it be necessary.

The best form of bridle for all animals are those made entirely of tanned twine webbing. It is quite impossible to break them, and they are comfortable both to the heads of the animals and to the hands of the rider or driver. Besides this, they do not become slippery in wet weather, neither do they require any care to keep them in working order, as leather does in hot or dry climates.

Hitherto, we have treated entirely of man or of animal transport; but there are very many countries where it is not only possible, but very advisable, to adopt wheeled transport.

The class of wheeled transport must depend upon three conditions :—1. The nature of the country to be traversed (I put roads as out of the question). 2. The quantity of stores to be carried. 3. The quantity and quality of the animals available for its traction.

It is now almost an exploded idea that a waggon must of necessity be a heavy, cumbersome vehicle, with thickness and weight as the governing virtues of all its component parts. The Boers and others in South Africa still adhere to the old pattern, from habit and ignorance more than for any known reason. In America and in Australia, where the country is just as difficult to traverse, very much lighter vehicles are used with great success.

It is well to have several sizes and types of vehicles in every expeditionary outfit. Two-wheeled carts, long and broad, with draught from the shafts and outriggers at the sides of the shaft, which would admit of its being drawn, if necessary, by three horses abreast; four-wheeled waggons, light and medium, with pole draught, with side springs, and india-rubber buffers on the axles, these latter being connected by a perch. All waggons and carts should have lever brakes, capable of being worked by hand and foot by the driver. There should also be iron skids, or shoes and chains to be used if required, in addition to, or to replace the brake. The chief things to be borne in mind in the construction of vehicles for expeditionary transport are—

1. Great simplicity of construction.

2. As few parts as possible.

3. Screw clips should be used in preference to bolts and nuts, inasmuch as every bolt weakens the wood traversed by it, in proportion to the diameter of the bolt.

4. All parts should be made of such shapes that they can be readily copied and replaced by an unskilled workman.

5. The wood should be perfectly seasoned, neither so dry as to diminish its toughness, nor too full of natural moisture or sap, and no iron should be used except where absolutely incapable of being broken, or where the use of wood would be incompatible with strength and endurance. It may, however, be used where, in the event of its breaking, it could be easily replaced by wood.

6. The height of the axles from the ground should be the same, and not less than two feet. It is seldom that a waggon has to be turned at a very acute angle, therefore no great amount of "lock" is necessary. When making a track through a forest, much time and labour are saved by cutting the trees off at about two feet from the ground, as they are not nearly so large in girth at that height, and it is less fatiguing to the men felling them with cross-cut saws or axes.

7. The various parts of each waggon, excepting the bodies, should be interchangeable, so that in the event of a complete breakdown, the unbroken portions of the disabled waggon could be utilised in the repairs of others. This is very essential, as tending greatly to the reduction in the quantity of spare stores.

We may, therefore, proceed to consider the construction of a waggon under the following heads:—

1. The under carriage, including the wheels.

2. The mode of traction.

3. The body (including the tilt where necessary).

4. The means for suspension of the body.

As stated under paragraphs 6 and 7 above, the parts should be interchangeable, and the axles should not be less than 2 ft. from the ground. It follows, therefore, that the wheels should be of the same diameter, and not less than 4 ft. 2 in.

One of the great troubles in all explorations, especially in very hot and dry climates, is the difficulty experienced in keeping the wheels in working order. The spokes shrink, and unless this is immediately found out and remedied,

by caulking the gaps left in the wheel stock and felloes with white lead and cotton waste, or with oakum, wet gets in, and the end of the spoke soon rots away. The slightest sign of looseness anywhere in the wheel must be at once attended to and remedied; green hide (cut in strips half an inch wide) wound in and out the spokes near the stock, greatly strengthens a wheel of which the parts have begun to shrink. In some very dry climates, no wheel of ordinary construction will stand. On one of my expeditions I had each night to take off all the wheels and lay them in water till daylight, in order to keep them together, and even with this precaution, the wheels eventually turned inside out and fell to pieces. There is, however, a fórm of wheel which seems to me to be likely to last longer than the sort in ordinary use. It is that known as the Madras pattern, and the invention is claimed by an American named Sarven. The spokes fit round an iron stock, and are kept in position by two circular plates, bolted from outside to inside the wheel. This would admit of a broken or damaged spoke being easily replaced, or they could be wedged up from the centre by the insertion of thin bits of iron, tin, or some hard substance, between the inner end of the spoke and the stock. Another difficulty arises from the difficulty of keeping the tires on. In England it is easy enough to remedy the tendency which all tires have to lengthen. They can be cut, shortened, and re-shrunk on the wheel. In exploring work, the tires, as a rule, do not permanently increase in circumference, as they do from use on hard roads here, but the wheels shrink away from them with the heat, and this same heat expands the iron tire, and so causes it to lose its contact with the felloes.

The evil results arising from these causes may be minimised in two ways :—

1. By constructing the tires slightly convex on the inner circumference, and by making a corresponding concavity in the outer circumference of the felloes.

2. Sometimes, however, the shrinkage is so great, that it becomes necessary to cut and shorten the tire. As it is almost impossible to secure a good weld to reclose it, it has to have the two ends filed to a feather edge, brought together, and then firmly clipped to the felloe at either end of the splice. The tire may be wedged tight, and secured with clips.

The axle-trees should be of the best toughened iron, bedded in tough timber, and clipped In length they should be 3 ft. 8 in. to 3 ft. 10 in.

The greater the breadth (in moderation) the greater the stability of the vehicle when moving across an incline. Moreover, with all the wheels of equal diameter, the lock is increased by leaving a greater space between the waggon body and the front wheels. The axle-trees of the fore wheels and hind wheels should be connected by a straight perch made of tough wood, such as hickory. Inasmuch as there is very little "lock" required, there is no necessity for any complicated or delicate wheel-plate (or fifth wheel). A stout transom, with an iron eye through which the king bolt would pass, and the axle-bed connected with the splinter bar by two wheelirons, and braced at the rear by a stout sway bar, is all that would be required. These should be all straight pieces as far as practicable, and clipped together (not bolted). In very broken and precipitous ground the pole might be taken out, and the movement controlled by ropes held by men.

As regards traction, it would be a great gain if the pole could be dispensed with, inasmuch as in very rough ground it knocks the wheelers about sadly, and it is more frequently broken when working in difficult ground with untrained horses and bad drivers than any other part of a waggon. It is, however, sometimes necessary, and must therefore be provided for. It should be attached firmly to the splinter bar, and the bar allowed to move freely. The attachment should be by means of two iron bars passing through eyes clamped on to the splinter bar at the two ends, ending in two iron stays coming out from the bars at an angle of about 20 degrees, and clamped on to the pole. The pole is thus worked freely up and down, and the pressure would be taken off the jaws of the futchells by the two jointed iron bar stays.

The hanging pole, moreover, necessitates a contrivance to relieve the horses from having constantly to support its weight. This can be done by having a strong hook, fastened by a clamp, at about one-sixth of the length of the pole, from the splinter bar. On to this hook is fastened a chain, or strap of plaited raw hide, which, running through a sheave (firmly fastened by a broad plate bolted on to the footboard), is hooked at its other end on to a hook fastened to the under side of the front of the body of the waggon. These hooks must be strong, and have a broad bearing where fastened to the carriage body. It would even be

advisable to introduce a spiral spring at one end of the chain, to take off the sudden strain occasioned during the passage over very rough ground.

When driving four or more half-trained horses on broken ground, it is safer to use no pole piece and bars, but to use long traces made of green hide rope, kept up by loops hanging from the wheeler's trace carriers, the leader's traces being kept apart by means of very light hickory bars, kept from slipping by green hide thongs passing through the ends of the bars, and fastened through loops in the leader's traces. It is well, however, to be able to use the pole and bar draught; with that view, the pole piece should be fastened by clamps, counter sunk round the pole head. The hook should be made on a twist, to avoid the necessity of using a strap, as with wild horses it is necessary to be able to detach the leaders with as little delay as possible.

Germane to the subject of traction is the question of how to bring it into control. The ordinary skid or shoe cannot be depended upon in rough, rocky ground, as the wheel is apt to jump out of the shoe. The ordinary hand brake, acting on the front of the hind wheels, is insufficient. To these two should be added a friction brake working on the hinder circumference of the hind wheels by means of a bar, shod at the two ends, which can be compressed against the wheels by a screw working on the end of the perch, prolonged for this purpose.

If the tires should be secured by clips at any part of the journey, the projections would interfere with the brake blocks, so the brake blocks should then be applied with enough pressure to prevent the wheels revolving.

Suspension.—If very rough country has to be traversed, it is well to have the body of the waggon suspended on springs, so as to save the damage done to the stores, as well as to the waggon by the jolting.

The best form of spring appears to me to be that adopted by some of the best carriage makers in the construction of gentlemen's omnibuses for station work with heavy loads.

The springs are single, and coupled to the scroll iron on the body by a shackle, inside which is an iron coupling or robin. These are practically unbreakable, as the coupling takes off the strain from any sudden and heavy jolt. There should be, however, india-rubber buffers fastened on to the body to minimise the shock, if it were to be so severely jolted as to come down suddenly on the bed of the spring.

I have found it very useful to have a strong swinging tray (made of strong ash planks one inch thick) fastened so as to hang between the axle-trees. The planks should not be too close together to prevent axes, spades, picks, and such like heavy articles being attached to the planks by means of thongs tied round the planks, and passed through holes in the handles of the implements. The whole tray should be constructed that it can be readily taken to pieces, and the planks utilised in the passage of boggy ground, or in the sandy beds of rivers, or in running the waggons up very steep inclines in soft ground. I have found them of great use, especially in deep ground, where they can be put under the wheels. Another advantage arising out of the use of this tray is, that as in it are placed heavy articles, the centre of gravity is brought lower than if the same weights were carried in the waggon itself. There should also be a small water barrel, covered with felt, hanging under the waggon at the rear.

Covering.—Every explorer's waggon should have a tilt, to serve as a shelter from sun and rain. It should be made of waterproofed canvas, and have a fall-down piece in front to shelter the driver, and a curtain behind, with thongs to enable it to be kept closed when needed. The framework is best made of hickory, fitting into rectangular sockets well outside the framework of the body, so as to allow of ventilation from under the sides, and to give greater head-room space in the interior. There should also be a ridge pole of hickory running through rings clamped on to each rib. This ridge pole can be utilised for slinging a hammock in case of sickness or wounds during the march.

Fittings.—Under the driver's seat should be a moveable box, in which to place all the tools and materials necessary for mending the harness, or any part of the waggon. The box should be constructed in trays, so that each thing may have its place, and be readily available. Each waggon should have its camp kettle, which should be slung on hooks under the rear of the body. On the splash-board there should be hung a stout leather bag, in which might be kept strong twine, a sharp knife in a sheath, and a hatchet and hand-axe for ready use. Each waggon should have a strong lantern for use, with good wax candles.

Harness.—The great desideratum is to have as little harness as possible, and that it be strong without being heavy. Headstalls and

bridles may be made of stout webbing dipped in tan. The reins should be round, and of plaited green hide. There should be as few buckles as possible, and the ends in the driver's hands should never be buckled, but merely kept together by a loosely made reef knot, which can easily be undone in the event of its being necessary to let the leaders go clear. The traces should either be made of plaited raw (or green) hide, or of the best two-inch rope.

It is well to be provided with both collar and breast draught, so as to be able to change from one to the other form of draught in case of need. Copper rivets and copper wire are most useful for mending harness and saddlery, and plenty of it should be with the stores. There should also be plenty of hobbles to prevent horses from straying too far from camp at night in search of feed. Some horses, however, become so clever in hobbles that they can even gallop in them. In such places the best plan is to attach a cord from the head collar to the hobble of one leg. It is well to have a few cattle bells to attach to the necks of some of the horses most likely to stray. By these means much annoyance and delay in starting are to a great extent avoided.

Horseshoes.—Although in most expeditions the horses are not shod, it is wise to take a small supply of shoes and nails, to be used in the event of it being necessary to cross a tract of stony or rocky country, where horses would soon wear down their feet, and become tender-footed and useless. The class of shoe must depend upon the breed and class of horses used. The Arabs, who ride their horses over very rocky and stony ground, most frequently shoe their horses with plate shoes, covering the whole of the sole; but this form is not suitable to a wet soil or a stiff clayey country. Every party should have a blacksmith amongst its members, and it is well that most of the party should be able to shoe a horse without driving the nails into the quick.

Packing the Waggons or Pack Animals.—There are certain principles in packing, whether it be waggons or pack animals, which should never be lost sight of.

1. To make each waggon or group of pack animals complete in itself, *i.e.*, it should contain everything necessary to the existence of those in charge.

2. So to arrange the stores that those most frequently used should be so packed that nothing else need be disarranged in order to get them out.

3. To arrange the stores in such a manner that the heavy packages should be equally distributed over the surface of the waggon, or amongst the beasts of burden, and that the lighter articles should always be so well secured as to prevent the possibility of their becoming loose, and thus spoiling their contents.

I have known hard biscuits reduced to powder by the omission to pack the case with paper, so as to keep the box always full; clothes worn into holes by attrition from their having been placed in contact with hard corners; maps, and even books, destroyed in the same manner.

Now, as regards the packing of animals, it is quite impossible to do more than lay down first principles, viz.:—

1. That the panels of the pack saddle must be well and evenly padded; this should be looked to at every halt and promptly remedied, otherwise sore backs will ensue.

2. That the weights should be quite evenly divided on either side of the saddle, so as to avoid the necessity of having to draw the girths too tightly, or of having to stop frequently to re-arrange and trim the burdens.

3. The weights should be kept low, so as to lower the centre of gravity as much as possible. This is especially necessary when any mountainous country has to be traversed.

4. The packages ought not to stick out too much laterally, especially when wooded country or a narrow rocky pass has to be traversed.

5. Where practicable, it is best to put some soft or yielding package outside the others, as the pack animals often run against one another, and damage in such cases might arise both to the animals and to the packages, if the latter were hard and unyielding. Moreover such a plan enables the surcingles to be better arranged.

6. Never attempt to pack an animal alone. The weights having been arranged on the ground, the animal should be led between them, and the packages should be placed on the hooks simultaneously.

7. The same precautions should invariably be taken when unpacking, as at that time it is so very easy to "wring" and to "rick" an animal's back.

8. At every halt of more than an hour the packs and pack saddle should be removed, and, where practicable, the backs should be washed with salt and water, alum and water, or carbolic soap and water, then rubbed dry; and just before repacking, the back should be

brushed with a penetrating brush, to remove all grit, sand, or dander, as almost all horses, mules, and asses, roll on the ground as soon as their saddles have been removed.

9. After each day's march, the back of every animal should be examined, and the slightest tenderness or shrinking observed. The smallest sore or abrasion should be carefully washed with carbolic soap, and dressed with vaseline ointment. If there be no spare pack horses, and rest be an impossibility, then a numnah of thick felt should be interpolated between the back and the saddle, and a hollow, or even a hole, cut in the numnah, to prevent any pressure coming over the sore place.

The same treatment should be observed with respect to the shoulders and withers of the harness animals, remembering the old proverb, "a stitch in time saves nine."

There should be an intelligent, capable man in charge of all the wheeled transport, another in charge of the pack animals, and a man in charge of the spare and sick horses. Each driver should be responsible for his waggon and team, and there should always be a mounted man with the waggons, and with each detached waggon. There should be a cook in whose charge all the stores should be, and he should ride, if possible, so as to go forward with the advanced party, to light the fires, collect the wood, and, where necessary, improve the water supply. He should carry a hatchet and a small spade.

The man charged with the supervision of the sick and spare horses should have another man with him, as it is often necessary, especially at the commencement of a journey, to leave a man behind to search for and bring up horses which have strayed, and sometimes even gone back from the camping ground.

In every exploration where wheeled transport is employed, there should always be a reserve of a class of horses called "emergency" horses, *i.e.*, horses able and willing to give a steady and strong pull. They should be well bred strong horses, and should not be used except when required in heavy ground.

In countries where the water supply is uncertain, it is the best plan to send two men ahead with a spare horse, to explore for water. When found, one of the men returns on the spare horse.

As a rule, from ten to fifteen miles may be considered an average march in a new country, in which there are no physical difficulties. I have, however, more than once, only been able to progress two miles in the day; whilst in order to reach water I once had to make, in three successive days, marches of forty-one, forty, and forty-three miles. These were, however, made with pack animals, and without waggons. Before concluding this paper, it may be interesting to most of you to hear a few remarks on the manner in which exploration for water is generally conducted. Experience, and even common sense, tells us that in a hot or a dry climate, animals and birds are but very seldom found far from water towards sunset, and that at sunrise they generally leave the vicinity of water on their search after food. Observations as to the direction of the flight of birds, and especially of all the parrot tribe and the carrion birds, will generally lead to the discovery of water.

In almost every country there are some descriptions of shrubs and trees which will not grow except in the vicinity of water; and even where this water may not be obtainable on the surface, it can, under such conditions, be found by sinking in suitable spots in the beds of the streams where those shrubs or trees are found. I once travelled for three days down the bed of a river which was quite dry, and yet by sinking from six to ten feet in the bed, a sufficient supply was obtained. It seems to be a provision of nature that in very hot and dry countries the streams almost invariably run for considerable distances under ground. With a very rudimentary knowledge of geology, and by the observance of the natural signs of water peculiar to each country, travellers may, and do, often find water where an unobservant man might die of thirst. This all-important question is of more interest than usual at the present time, when an expeditionary force, composed of European troops, is about to undertake the opening up of the trade route from Suakim to Berber, on which the two last stages, fifty-three and fifty-two miles respectively, are without any visible supply of water. Personally, I have but little doubt, from the geological formation of the country, and from the conditions of the water supply along the rest of the route, that these two dry stages will be bridged over by the discovery of a subterranean supply of good water. Let us hope that capable men may be employed in the exploration of that part of the route, and that our expeditionary forces on the Nile and the Red Sea may be able to join hands at Berber, and thence proceed to re-establish the prestige of British arms in the Sûdan.

DISCUSSION.

The CHAIRMAN said that the most experienced traveller would have derived instruction from this paper, and from the exhibition of articles with which it had been accompanied; and he had no doubt many gentlemen would desire to ask General Feilding privately who was the bootmaker who had supplied him with the pair of boots which had lasted him twenty-three years. As had been very truly remarked, it was very difficult to speak generally of a traveller's outfit, the requirements were so varied; so dependent upon the physical features of the country, upon the character of the inhabitants, on the climate, upon the supplies to be met with or to be bought, either *en route* or at the point of departure, that it was impossible to lay down any general rule; and he thought General Feilding had done well to limit himself to the consideration of the outfit necessary for travelling in that part of Australia where he had made so adventurous a journey. Still it struck him that the title of the paper was somewhat wider than the subject covered; and in considering the more important travels of recent years, he thought very few of those who had made them would have been able to avail themselves of the hints contained in the paper. For instance, Mr. Im Thurn had just returned from Roraima, in British Guiana, where he had travelled entirely on foot, and the expedition just going out under Mr. Forbes to New Guinea, though it would be partly in boats, would be otherwise entirely on foot. Looking at the explorations on the basin of the Nile, of the Congo, on the eastern side of Africa, and in Turkestan, he thought that generally the conditions would not admit of taking many of the articles which had been mentioned. But though the paper did not profess to cover everything, it covered one part very thoroughly, and one of the most important questions it raised was as to the most suitable kind of waggon, if not for explorers, for persons who had to make long journeys in wild countries; and on that point he hoped there would be some useful discussion. He should also be glad if any one present could afford information on the subject of boats, especially the Nile boats, which had done such excellent service—on what patterns they were built, on what experience they were designed, and whether the work they had gone through had suggested any modifications. The paper would, perhaps, have been still more valuable if it had given an account of the weights of all the articles recommended to be taken. It was very useful for a traveller, as soon as he was well on his journey, to make a catalogue of all he had with him, and to weigh every article, and when he returned home to repeat the process. He would generally find that a great deal he had taken had proved useless, and had been abandoned, and that another large part might have been replaced by much simpler contrivances, and he would also probably find some few things which he had omitted. If General Feilding could give any information as to the weight of his outfit, which seemed to him rather more extensive than travellers usually took, he thought it would be valuable.

Mr. G. N. HOOPER said he would confine himself to the question of vehicles, with which he was more particularly familiar. It seemed to him that the great difficulty of all explorers travelling on wheels, was to keep the wheels together to the end of the journey, so much so that, in some cases, the waggons had had to be abandoned 300 miles from the journey's end, and he could easily understand that this might mean not only a great deal of inconvenience, but possibly loss of life, or the failure of the expedition. The Government had investigated this subject, and had overcome the principal weakness, viz., in the stock, which was the weak point in all hot climates, for directly the spokes began to spring, the trouble began; and unless they could be rapidly and effectively fastened, the vehicle must come to a standstill. The difficulty, with regard to the centre, had been overcome by the Government pattern; the Americans had a somewhat similar plan, but the English was the better, because, by taking off the front plate, you could immediately put in a new spoke in case of breakage. Then the next difficulty was how the felloe was to be replaced in case of need. His suggestion was that a few spare felloes should be taken, because any wood which could be obtained on the spot would be unseasoned; and he had put on the table a specimen of a felloe such as he recommended, split in half after being made, which could be thus inserted without removing the tire, and then firmly fixed together by bolts. The greatest difficulty of all, however, was in the tightening of the tire, and he had proposed a plan which might be useful, though he should not recommend it for highly finished carriages to be used in Hyde-park or Regent-street or in any part of England; this was to have iron wedges, which might be driven in between the tire and felloe in any required number until the tire was quite tight, and they were provided with a corner flap, so that, when in place, screws could be inserted to prevent their dropping out. By using only the best materials and workmanship, and taking a few spare parts, he thought all difficulties with regard to the wheels might be met. Too much stress could not be laid on the principle of making all the parts interchangeable, as was done in military waggons and gun-carriages. An institute with which he was connected had been recently in communication with Sir Joseph Whitworth, the greatest authority on this subject, and he hoped the result of investigations now being made, both in London and Birmingham, would be of great advantage in the construction of vehicles of all kinds. It was not, perhaps, generally known that wheels of first-class quality were the exception rather than the rule, and that no matter how excellent the material, the highest skill and most conscientious workmanship was necessary in order to ensure a good result as

regards durability. He would also insist on the point that, given good material and workmanship, there was no need to make wheels very heavy on account of the roughness of the ground. In a matter of this kind the expense of construction should be a secondary consideration. With regard to axles, it was a question whether common axles, or the Mail or Collinge pattern, should be used. Common axletrees were extremely simple in construction and not liable to accident, but, on the other hand, they required lubricating every morning, which must be a disadvantage when every hour was of importance. If a Mail or Collinge axle were not too delicate in its mechanism, it would save time, as once in two months would be often enough to lubricate it. He was not prepared to agree with General Feilding's suggestion that tires should be made convex and the felloes concave, because the tyre being put on red hot, there would be a danger of burning the edges of the felloes next to the sunk surface, and thus all the advantage would be lost.

Mr. J. MATTHEW remarked that the means of transport must vary with the character of the country, and, as a matter of fact, the countries in which you could travel on wheels at all were very limited in extent. In the Soudan and in great parts of Syria all transport had to be effected by means of beasts of burden.

The Rev. E. L. BERTHON said there was nothing very remarkable in the whale boats used on the Nile, either in form or material, except that the material used was so scanty that the Canadian boatmen complained bitterly of their frailty, and the frequent accidents which had occurred, were in consequence of the far too small scantling. But the builders were confined to certain limits, the boats being specified to weigh not more than half a ton, and to be 30 ft. long, which involved a crux which no boat-builder could get over. The wonder was not so much at the goodness of the boats as at the excellence of the soldiers and others who managed them. He had had the honour of building a good many boats for the Government for this purpose, but had not yet heard a word about them; they were the same size as the other boats; but were similar to some exhibited that evening, except that they were in three sections instead of two, and when collapsed were only about 10 in. wide. Each part weighed about 2½ cwt., so that they could be easily taken out of the water when rapids were reached, carried to any required distance, and launched again. Seven years ago, the great man whom they were all lamenting, his friend General Gordon, had several of these boats in the Soudan, and found them very useful, and 250 of them made in two sections had been supplied for the French service. They were admirable for topical climates, as no heat affected them. They were essentially life-boats, for if one of the outer skins were injured, you only got water into one compartment, and they would stand concussion against rocks much better than wooden boats. When made in two compartments, they could be set up on end, as shown downstairs, and the sail or sheet thrown over made an admirable tent, which could be erected in a few seconds.

Mr. H. LIGGINS said he had been, for forty years, sending carts made in England out to the West Indies for carrying heavy loads connected with the sugar industry, and he could state most positively that there was not a cart-builder in England who could make one fit for the purpose. Even Mr. Hooper could not make wheels which would stand the wear and tear of the West Indies and the heat of the sun, for the simple reason that they would be made of English wood, which was not suitable for that climate. He had had experience of the best agricultural implement makers in England, but the result was far inferior to those produced by negroes who had no notion of finished work, but who used native wood, bullet wood and other kinds, which practically would last till doomsday. English wheels would not stand in South America, where the climate was very variable; the nights were very damp, and English wood would absorb moisture far too readily. As a rule, every traveller should provide himself with his outfit in the country he was in. He had a friend who had just crossed the Cordilleras from Valparaiso to Rio Janeiro, but he travelled in native carts and waggons. General Feilding did not recommend leather traces but ropes, which was only carrying out the same principle. Everything which could be obtained in the country should be employed. He was surprised the reader of the paper had not mentioned several things connected with the outfit, such as a compass, sextant, drawing materials, and scientific instruments. With regard to the boats on the Nile, he could not agree with Mr. Berthon; they were very good boats, like ordinary steamboat gigs, made for easy lowering in a gale of wind, safe in the water, easy to row, and capable of carrying a great weight, and he thought they had proved more successful than could have been anticipated; if they had been made stronger, they would have been very heavy to row. The only mistake, in his opinion, was in not having them built on the spot by native boat-builders, and from native timber. Boats made to take to pieces, and to collapse, were, in his opinion, only fit for use on ornamental water like the Serpentine. Although he knew many ships were supplied with Berthon boats, he had never seen one used, and such an one would be the last he should choose if his life depended on it; he would rather choose the smallest dinghy made of wood.

Mr. HAMPTON said he had had some experience, during the last three years, of wheeled vehicles, within five or six degrees of the line, in carrying up heavy machinery for the gold mines, and he found that none would stand like those made of the native bullet wood.

General BAILLIE said he too had been rather dis-

appointed at not hearing more about the scientific instruments which should be taken by an exploring party. With regard to wheels, the Madras wheel seemed to have been recently claimed as a new invention, but he recollected it well when he went to India in 1842, and he was pretty sure it had been in use at least ten years before that. It was certainly an excellent thing in a tropical climate, where it was utterly impossible to get well-seasoned wood, and he was only surprised it had not been introduced into our artillery long before ten years ago, when it first made its appearance. He had some experience in the wheels of a battery sent out to India at the time of the mutiny, which were found utterly useless, and they had to be taken off; fortunately some were borrowed from a battery belonging to Holkar, which fitted the axles of the English battery, or it would have been utterly useless. He should himself, in the construction of a travelling waggon, be more inclined to adopt the design of the old artillery waggon, or something more in the form of a limber with a waggon attached to it, which was in fact two joined together. In that case you got rid of the perch, which was very liable to fail in a long journey, and had nothing but the two axletree beds and the pole, and the pole of the limber carriage was simply hooked on the axletree bed of the foremost one.

The Rev. E. L. BERTHON said he doubted if Mr. Liggins had ever seen his boats, as they were not supplied to any ships crossing the Atlantic, though they were to Indian troopships. The seamen preferred them as they were set up instantly, and sailed faster than any boats in the world. One had recently made an expedition from the Azores to Southampton, and the last 350 miles was at the rate of ten knots an hour. That was a boat which would have carried seventy men. He had himself been in Algoa Bay in a gale of wind when the *Spartan* had to let go two anchors at once two miles from shore, and the only boat which could be trusted to go off to the land was a Berthon boat. That boat was now six years old, she had never had a farthing's worth of repairs, and was as good now as she was then.

Mr. P. A. MAIGNEN, referring to the question of water supply, and to the statement that mechanical filtration was impracticable, said his filters had been supplied to the Government for use in Egypt, and had proved thoroughly successful. He was now supplying 100 for carrying on pack-saddles, to each of which was sent enough charcoal to renew it 100 times, and another was being constructed for camp use, 4 ft. by 4 ft. and 3 ft., which would filter 1,000 gallons per hour.

Major-General FEILDING, in reply, said there was no wood at all on the Lower Nile suitable for boat-building; on the Upper Nile, the boats were built of acacia wood, the supply of which was very limited, as also were the number of boat-builders, and, therefore, as time was of the utmost importance, it was absolutely necessary that the boats should be built in this country and sent out. He had not thought it necessary to refer to scientific instruments, their use being so obvious; even in Europe a man would take a compass with him if going in a strange district, and naturally in a strange country where there were no roads, and of which, perhaps, there was not even a map, he would take some kind of a sextant so as to ascertain where he was each day. The particular form of compass he preferred was shown downstairs, the dial being made of mother-of-pearl of different colours, which could be always seen, and did not cockle. He always weighed his things when starting, in order to see that the weight was properly distributed. With regard to axles, he preferred the common one, with all the delays it might occasion. The simpler the construction of such a thing the better, and there was always time to grease the axles when necessary. He had already discussed the question of convex tires with Mr. Hooper and Mr. Robinson, and was still rather inclined to it, though he might perhaps be wrong. He entirely agreed that a waggon should be built of the wood of the country, and in Australia he had his waggons built there, though for the wheels he preferred hickory, on account of its toughness, even if not so hard as iron wood, jarrah, and some other native woods.

The CHAIRMAN then proposed a vote of thanks to Major-General Feilding, which was carried unanimously, and the meeting adjourned.

The paper was illustrated by articles exhibited by the following firms:—

Anderson, Anderson and Co., Victoria-buildings, Queen Victoria-street, E.C.—Regulation waterproof cloak; regulation waterproof valise (bed and knapsack combined); portable collapsible bucket, basin, and bath; waterproof top boots.

Berthon Boat Company, Holborn-viaduct, E.C.—Patent folding boat in two parts; combination folding boat and tent.

Bowring, Arundel, and Co., 11, Fenchurch-street, E.C.—The "Combination" pack-saddle, boxes and bedstead.

C. Churchill and Company, 21, Cross-street, Finsbury, E.C.—Cross-cut saws, axes, hatchets, hammers, combination wrench, and other tools.

J. C. Cording and Co., 19, Piccadilly, W.—"En Route" saddle and hand-pack; waterproof poncho ground sheet; regulation bed; Ashantee hammock; improved hammock; "The Land and Water" bag.

B. Edgington, 2, Duke-street, London-bridge, S.E. —Small size double-roofed "Ridge" tent, four-fold, for hot climates, "Suakin" pattern; folding camp bed and other fittings. Models and photographs of various forms of tents.

Firmin and Sons, Limited, 153, Strand, W.C.—Patent "Universal" pot-box for cooking or for use as a steam inhaler or fumigator; new "Hart-glas" wicker and felt-covered water bottles.

J. Forbes-Watson, LL.D., M.D., 16, Lullington-road, Anerley, S.E.—Patent felt helmets with fibre and sponge lining for protecting the head from the heat of the sun in tropical climates.

C. Lancaster, 151, New Bond-street, W.—Colonial breech-loading gun for shot or ball (with hammer); ditto (hammerless); patent four-barrel hammerless pistol, non-fouling, smooth oval-bore rifling, to take regulation ammunition.

P. A. Maignen, 32, St. Mary-at-hill, E.C.—Patent "Filtre Rapide," in various forms suitable for camp and transport.

Patent Waterproof Paper and Canvas Company, Limited, Willesden, N.W.—Samples of paper and canvas treated by the Company's patent water-proofing process. Photographs and model, showing various applications of the waterproof paper, &c., to buildings.

Pfeil, Stedall. and Son, Broad-street, Bloomsbury, W.C.—Warner wheel, having a stock or centre similar to a plain wheel, but with the addition of an iron mortised band, through which the spokes are driven into the wooden stock.

Silicated Carbon Filter Company, Church-road, Battersea, S.W.—Canvas travelling filter; pocket filters.

S. W. Silver and Co., 67, Cornhill, E.C.—"Regina" hammock; ebonite water-bottle and felt-covered water keg; zinc bucket canteen with enamelled iron fittings, cooking stove, &c.; anti-cholera, money, and other belts; pith helmets for tropical climates; Mexican poncho, forming combination coat and ground sheet; Australian saddle, tethering rope, web bridle, and raw hide girth; pack-saddle; explorer's knife in sheath; portable leather medicine case.

Society of Arts, John-street, Adelphi, W.C.—Model of a Cape waggon, presented to the Society by Dr. R. J. Mann.

Louis Vuitton, 289, Oxford-street, W.—Patent folding trunk bed.

War Department, Woolwich Arsenal.—Wheel used for gun carriages.

J. P. Wright, 3, Park-road, Redhill, Surrey.—Patent special explorer's folding boat; model of a collapsible boat.

Miscellaneous.

INTERNATIONAL INVENTIONS EXHIBITION.

H.R.H. the Prince of Wales has fixed Monday, May 4th, for the opening of the Exhibition.

A special railway guide, under the title of the "International Inventions Exhibition Railway Time and Guide Book," is being prepared by Mr. J. R. Somers Vine, the City and official agent of the council. The first issues, to the number of a quarter of a million, will be distributed gratis, copies being sent by post to householders living within 20 miles of the Exhibition. It will contain a small outline map of the railways and stations in and around London, and under the name of each station the average number of trains running thence towards the Exhibition between midday and 8 p.m., the cost, first. second, or third class, of the whole journey, including admission to the Exhibition, the average time the journey takes, the point at which the visitor would enter the Inner Circle from the suburban line, and the time at which he must leave the Exhibition in order to catch either of the last two trains by which he can get home. This is to render easier the working of an arrangement made with the railway companies under which the visitor starting from any place within about 20 miles of the Exhibition will be able to take a through ticket, including admission to the Exhibition, so that he will not have to re-book at any point. Except in the case of those arriving at Fenchurch-street Station, who must walk to Mark-lane to get upon the Inner Circle, visitors once at their own local station will be under cover until they enter the south galleries of the Exhibition through the new subway from the South Kensington Railway Station. This covered way is being rapidly pushed forward, and the excavations have already reached the post-office in Exhibition-road. Here it will turn to the westward, passing to the Exhibition by the rear of the post-office. The objection to the lighting and ventilation of the subway as originally proposed, on the side of the grounds of the Natural History Museum, has been overcome, and a short distance beyond the crossing in Cromwell-road the passage is driven beneath the footpath.

Correspondence.

TEMPERED GLASS.

In your report of Mr. Frederick Siemens's paper read on February 26th, and in the discussion thereon, I see no mention of the fact that the process of tempering glass, as carried on at the Dresden Glass Works for the last six years, was carried on at Stockport in 1877-78.

On March 30th, 1878, I conducted a party of students from the Manchester Architectural Association over the works; and having with me a number of samples, each 6 inches square, of 16 oz., 21 oz., and 26 oz. sheet glass, had half of them tempered by the process of heating to redness and then chilling between iron tables or slabs permeated by cold water tubes. The sheet glass, when so tempered, only broke when the weight fell three times the height (or 9-fold percussion) required to break the usual sheet glass; and a piece of ⅝ in. rough plate resisted a 2¼ lb. lead weight dropped from a height of about 40 ft., or 383 times the percussion which broke common ⅝ in. rough plate. I used some tempered sheet glass for windows of a mechanics' shop, and it well resisted the iron chips from the cold chisels. The manufacture ultimately failed, apparently from not being annexed to a glass works, but being carried on as a separate business.

J. CORBETT.

Manchester, March 10, 1885.

Notes on Books.

THE ANIMAL FOOD RESOURCES OF DIFFERENT NATIONS, with mention of some of the special dainties of various people, derived from the Animal Kingdom. By P. L. Simmonds. London: E. and F. Spon. 1885.

The plan of this book is to some extent an enlargement of that of a former work of the author's, "The Curiosities of Animal Food," now out of print, but the substance is entirely new. In his introductory chapter Mr. Simmonds discusses the question of the effect of diseased meat upon the eater, and he then devotes some space to the consideration of the practice of cannibalism. Two chapters are given to flesh food from mammals, extending from monkeys to porpoises, one to food furnished by the feathered tribes, one to eggs, and one to reptiles, snakes, and amphibians eaten as food. The food products of the sea are discussed in two chapters, and the last three chapters are devoted to insects—as bees, ants, caterpillars, and locusts—to crustaceans, mollusca, and radiata. Among the last items of animal food to be mentioned are leeches and earthworms. Besides a full account of the different articles of animal food, this volume contains a large number of statistics relating to production and consumption.

WOOD-CARVING, PRACTICALLY, THEORETICALLY, AND HISTORICALLY CONSIDERED, with Notes on Design as applied to Carved Wood. Edited by Fred. Miller. London: Wyman and Sons.

This is one of a series of technical handbooks, two of which (Pottery-Painting and Glass-Painting) have already been noticed in these pages. The author gives practical directions for the mechanical portion of the subjects, and explains the necessary tools and the characteristics of various woods used by the workman. He then deals with the more artistic side of the subject, and explains some of the chief examples of the two schools of wood-carving, the Gothic and the Renaissance. The volume is fully illustrated.

MEETINGS OF THE SOCIETY.

ORDINARY MEETINGS.

Wednesday evenings at Eight o'clock:—

MARCH 18.—"The Rivers Pollution Bill." By J. W. WILLIS-BUND. Lord ALFRED S. CHURCHILL, Vice-President of the Society, will preside.

Papers for reading after Easter:—

"The History and Manufacture of Playing Cards." By GEORGE CLULOW.

"The Musical Scales of Various Nations." By A. J. ELLIS, B.A., F.R.S.

"A Marine Laboratory as a Means of Improving Sea Fisheries." Professor E. RAY LANKESTER, M.A., F.R.S.

"Recent Improvements in Coast Signals." By Sir J. N. DOUGLASS.

"The American Oil and Gas-fields." By Professor JAMES DEWAR, F.R.S.

INDIAN SECTION.

Friday evenings at Eight o'clock.

MARCH 13.—"The Present Condition and Future Prospects of Female Education in India." By MANCHERJEE M. BHOWNAGGREE, late Secretary of the Alexandra Girls' English Institution, Bombay. MATTHEW ARNOLD, D.C.L., will preside.

APRIL 17.—"The Parsis and the Trade of Western India." By JEHANGEER DOSABHOY FRAMJEE.

MAY 8.—"The Ancient and Modern Methods of Treating Epidemics of Small-pox in India." By ROBERT PRINGLE, late Sanitary Department H.M. Bengal Army. Sir PHILIP CUNLIFFE-OWEN, K.C.M.G., C.B., C.I.E., will preside.

MAY 15.—"The Golden Road to South-Western China." By R. K. DOUGLAS, Professor of Chinese at King's College, London.

FOREIGN AND COLONIAL SECTION.

Tuesday evenings at Eight o'clock.

MARCH 17.—"The Congo and the Conference, in reference to Commercial Geography." By Commander CAMERON, R.N., C.B.

MARCH 31.—"Kiliman'jaro and the Surrounding District of Equatorial Africa." By H. H. JOHNSTON.

APRIL 28.—"The Federation of the Empire." By J. E. GORST, M.P. The Right Hon. W. E. FORSTER, M.P., will preside.

APPLIED CHEMISTRY AND PHYSICS SECTION.

Thursday evenings at Eight o'clock.

APRIL 23.—"The Chemistry of Ensilage." By FREDERICK J. LLOYDD.

The dates given above are subject to alteration.

CANTOR LECTURES.

Monday Evenings at Eight o'clock.

The Fifth Course, "Carving and Furniture." By J. HUNGERFORD POLLEN.

LECTURE II. MARCH 16.—The Renaissance.

LECTURES III. & IV. MARCH 23 & 30.—The Age of Gibbons, Boule, and that of their successors.

The Sixth Course, "Photography and the Spectroscope." By Captain C. W. DE W. ABNEY, R.E., F.R.S.

April 20 and 27.

The Seventh and concluding Course, "The Manufacture of Toilet Soaps." By C. R. ALDER WRIGHT, D.Sc., F.R.S., F.C.S.

May 4, 11, and 18.

MEETINGS FOR THE ENSUING WEEK.

MONDAY, MARCH 16...SOCIETY OF ARTS, John-street, Adelphi, W.C., 8 p.m. (Cantor Lectures.) Mr. J. Hungerford Pollen, "Carving and Furniture." (Lecture II.)

British Architects, 9, Conduit-street, W., 8 p.m.

Medical, 11, Chandos-street, W., 8½ p.m.

Asiatic, 22, Albemarle-street, W., 4 p.m.

Victoria Institute, 7, Adelphi-terrace, W.C., 8 p.m. Mr. W. P. James, "Fossil Botany, and its Bearings on Evolution."

London Institution, Finsbury-circus, E.C., 5 p.m. Lecture by Prof. Norman Lockyer.

Colonial Institute, Prince's-hall, Piccadilly, W., 8 p.m. Sir Frederick Napier Broome, "Western Australia."

TUESDAY, MARCH 17..SOCIETY OF ARTS, John-street, Adelphi, W.C., 8 p.m. (Foreign and Colonial Section.) Commander Cameron, "The Congo and the Conference, in reference to Commercial Geography."

Royal Institution, Albemarle street, W., 3 p.m. Prof. Arthur Gamgee, "Digestion." (Lecture III.)

Civil Engineers, 25, Great George-street, S.W., 8 p.m. Adjourned discussion on Mr. Wm. Stroudley's paper, "The Construction of Locomotive Engines and some Results of their Working on the London, Brighton, and South Coast Railway."

Statistical, School of Mines, Jermyn-street, S.W., 7¾ p.m.

Teachers' Training and Registration Society, 3 p.m. Annual General Meeting (at the HOUSE OF THE SOCIETY OF ARTS).

Pathological, 53, Berners-st., Oxford-st., W., 8½ p.m.

Zoological, 11, Hanover-square, W., 8½ p.m. 1. Dr. F. H. H. Guillemard, "Report on the Collection of Birds made during the Voyage of the Yacht *Marchesa*." (Part I.) 2. Mr. T. Kirsch, "The Butterflies of Timor-Laut." 3. Prof. W. Nation, "Notes on the Peruvian Cliff-Swallow (*Petrochelidon ruficollis*." 4. Mr. Jean Stolzmann, "Observations on the Theory of Sexual Dimorphism."

College of Physicians, Pall-mall East, S.W., 5 p.m. (Croonian Lectures.) Dr. Hermann Weber, "Hygienic and Climatic Treatment of Consumption." (Lecture III.)

WEDNESDAY, MARCH 18...SOCIETY OF ARTS, John-street, Adelphi, W.C., 8 p.m. Mr. J. W. Willis-Bund, "The Rivers Pollution Bill."

Meteorological, 25, Great George-street, S.W., 7 p.m. 1. Mr. Robert H. Scott, "Notes on Sunshine Records." 2. Paper by the late Mr. Henry B. Joyner, "Results of Meteorological Observations made at San Paulo, Brazil, 1879-1883." Exhibition of Sunshine Recorders, Radiation, and other Meteorological Instruments.

Hospitals Association, 1, Adam-street, Adelphi, W.C., 8 p.m. Re-discussion of the Out-Patients' Question, to be opened by a paper by Dr. J. S. Bristowe.

Archæological Association, 32, Sackville-street, W., 1. Rev. Dr. Eakins, "Ancient Navigation in the Indian Ocean." 2. Dr. Alfred C. Fryer, "Notes on Ancient Glass."

THURSDAY, MARCH 19...Royal, Burlington-house, W., 4½ p.m.

Antiquaries, Burlington-house, W., 8½ p.m.

Linnean, Burlington-house, W., 8 p.m. 1. Prof. Allman, "New Genera and Species of Hydroids from H. Gatty's Collection." 2. Mr. William E. Armit, "Plants of Moresby, Basilisk, O'Neill, and Margaret Islands, South East, New Guinea."

Chemical, Burlington-house, W., 8 p.m.

London Institution, Finsbury-circus, E.C., 7 p.m. Prof. Ernest Pauer, "The Pianoforte Composers after Beethoven's Time."

Royal Institution, Albemarle street, W., 3 p.m. Prof. J. Dewar, "The New Chemistry." (Lecture X.)

Historical, 11, Chandos-street, W., 8 p.m.

Ladies' Sanitary Association, 22, Berners-street, W., 3½ p.m. Mrs. Shiel, "Physiology and the Laws of Health." (Lecture IV.). "Circulation."

College of Physicians, Pall-mall East, S.W., 5 p.m. Lumleian Lectures.) Sir Andrew Clark, "Some Points in the Natural History of Dry Pleurisies." (Lecture I.)

Numismatic 4, St. Martin's-place, W., 7 p.m.

Civil Engineers, 25, Great George-street, S.W., 8 p.m. Special Meeting. Sir Charles A. Hartley, "The Theory and Practice of Hydro-Mechanics." (Lecture IV.) "Inland Navigation."

FRIDAY, MARCH 20...United Service Institution, Whitehall-yard, S.W., 3 p.m. General Sir George W. Green, "The Employment and Organisation of Camel Corps in Warfare."

Royal Institution, Albemarle-street, W., 8 p.m. Weekly Meeting. 9 p.m. Prof. A. W. Rücker, "Liquid Film—a Soap Bubble."

Philological, University College, 8 p.m. Paper by Mr. Henry Sweet.

Mechanical Engineers, 25, Great George-street, S.W., 7½ p.m. 1. Adjourned Discussion on Mr. George Richards' Paper, "Recent Improvements in Wood-Cutting Machinery." 2. Mr. R. Hammersley Heenan, "Description of the Tower Spherical Engine." 3. Mr. Henry Sandham, "The History of Paddle-Wheel Steam Navigation."

SATURDAY, MARCH 21...Royal Institution, Albemarle-street, W., 3 p.m. Mr. C. Armbruster, "The Life, Theory, and Works of Richard Wagner." With musical illustrations. (Lecture IV.)

Mehr Licht im dunklen Weltteil.

Betrachtungen

über die

Kolonisation des tropischen Afrika

unter besonderer Berücksichtigung

des

Sansibar-Gebiets

von

Dr. G. A. Fischer,

prakt. Arzt in Sansibar.

Hamburg.

L. Friederichsen & Co.

Geographische und nautische Verlagshandlung, Land- und Seekartenhandlung.

1885.

Mehr Licht im dunklen Weltteil.

Betrachtungen

über die

Kolonisation des tropischen Afrika

unter besonderer Berücksichtigung

des

Sansibar-Gebiets

von

Dr. G. A. Fischer,

prakt. Arzt in Sansibar.

Hamburg.

L. Friederichsen & Co.

Geographische und nautische Verlagshandlung, Land- und Seekartenhandlung.

1885.

Vorwort.

Vor kurzem sagte ein Freund zu mir: „Es giebt jetzt viele Leute bei uns, die von bedenklichem Afrikafieber ergriffen sind.“ Ich antwortete: „Eben bin ich dabei, ein Rezept zu verschreiben.“ — Hier ist dasselbe. Es beruht auf den siebenjährigen Erfahrungen meiner ärztlichen und nichtärztlichen Thätigkeit und ist gewissenhaft zusammengesetzt. Möge es den Patienten gut bekommen. Es ist nicht deshalb geschrieben, um denselben Afrika zu verleiden — Verfasser ist selbst ein eifriger Anhänger der Kultivation Afrikas —, sondern um ihnen die Fieberdelirien zu vertreiben, die ein klares Denken und eine nüchterne Auffassung der Verhältnisse nicht gestatten.

Berlin,
im März 1885.

Dr. G. A. Fischer,
praktischer Arzt und Afrikareisender.

Vorwort.

Der Patient macht ein Gesuch zu mir: „Es giebt jetzt viele Leute bei uns, die von [illegible] [illegible] ergriffen sind." Ich antwortete: „Aber ich habe ein Rezept zu verschreiben." — Hier ist dasselbe. Es beruht auf den [illegible] Erfahrungen meines [illegible] und [illegible] und ist [illegible] zusammengestellt. [illegible] des Patienten [illegible] kommt. Es ist nicht deshalb geschrieben, um [illegible] [illegible] zu [illegible] — Derselbe ist selbst ein [illegible] der [illegible] — sondern um [illegible] die [illegible] zu vertreiben, [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible].

Dr. G. L. [illegible],
[illegible]

[illegible],
im März [illegible].

Inhalt.

Das Wort der alten Römer: Semper aliquid novi ex Africa bewahrheitet sich auch heute noch und zwar in jüngster Zeit mehr denn je. Nicht nur folgen Entdeckungen auf Entdeckungen, auch in politischer Beziehung vergeht jetzt kaum ein Tag, der nicht diese oder jene interessante Neuigkeit aus Afrika brächte.

Afrika gilt jetzt allgemein als das Land der Zukunft. Der Weltteil, welcher früher als unfruchtbar, Tod und Verderben bringend verschrieen war, derselbe Weltteil, glaubt man jetzt, berge große Reichtümer und biete wegen seines gesunden Klimas und seines ergiebigen Bodens dem Landmann gute Aussichten. Jedoch die schönen und großen Hoffnungen, welche man sich in Bezug auf die Vorteile macht, die Afrika speziell dem Handel und Verkehr unseres Vaterlandes bieten soll, sind vielfach derart, daß ein Rückschlag ins Gegenteil nicht ausbleiben wird, sobald sich erst eine nüchterne Auffassung und ruhige Beurteilung der Verhältnisse Bahn gebrochen hat und sobald die großen Schwierigkeiten mehr in Erwägung gezogen werden, welche Land und Klima dem europäischen Einwanderer bereiten. Es ist unglaublich, welchen falschen Vorstellungen, welchen Illusionen man in der Hinsicht selbst bei Leuten begegnet, denen man eine größere Sachkenntnis und ein unbefangeneres Urteil zutrauen sollte. Wenn aber selbst von Personen, welche das Ausland und die Tropen kennen gelernt haben, Behauptungen aufgestellt werden, wie die in einem umlängst erschienenen Schriftchen über Kolonisation, daß Ostafrika ein zweites Indien sei und für den deutschen Auswanderer von großer Bedeutung werden könne, so darf man sich allerdings nicht wundern, daß das größere Publikum,

auf die Autorität solcher Männer gestützt, sich kühnen und abenteuerlichen Hoffnungen hingiebt in Bezug auf die Kolonisation Afrikas und die für Deutschland aus den afrikanischen Besitzungen zu erzielenden Vorteile.

Es dürfte daher wohl am Platze sein, einmal die Verhältnisse Afrikas einer nüchternen und objektiven Darstellung zu unterziehen, die Punkte hervorzuheben, auf die es bei der Kultivierung dieses Landes ankommt und zu untersuchen, welche Vorteile namentlich Deutschland bei der Nutzbarmachung dieses Erdteils zu erwarten hat. Es ist bei allen Unternehmungen besser, daß der Nutzen, den man sich verspricht, in der Zukunft sich als größer und bedeutender erweist, als daß die Erfolge hinter den gehegten Erwartungen weit zurückbleiben.

Handelsverhältnisse.

Richten wir zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die uns hier vorzüglich interessierenden Handelsverhältnisse von Westafrika im engeren Sinne und dem Sansibargebiet, so muß es auffallen, daß die Ein- und Ausfuhr in gar keinem Verhältnisse zu der enormen Ausdehnung der Handelsgebiete steht. Was das letztgenannte Gebiet betrifft, welches sich über eine Ländermasse von mehr als 20,000 Quadratmeilen erstreckt, so ist es gewiß bemerkenswert, daß acht auf der Insel Sansibar ansässige europäische Firmen — darunter drei deutsche, — von denen nur etwa die Hälfte ein bedeutendes Geschäft macht, hinreichen, um den Handel in jeder Beziehung auszubeuten. Schon jetzt wird über zu große Konkurrenz geklagt. Wiederholt haben neue Häuser versucht, festen Fuß zu fassen, aber nur mit geringem oder gar keinem Erfolge. Das Importgeschäft liegt so gut wie vollständig in den Händen der Weißen, welche die europäischen respective amerikanischen Artikel nur auf Kommission den indischen Großhändlern liefern. Sansibar beherbergt nämlich eine bedeutende Anzahl mohamedanischer und buddhistischer von Bombay und Cutsch stammender Indier, welche den Vertrieb der europäischen Waren, wie auch den Zwischenhandel mit den Landesprodukten zum größten Teil in Händen und sich an allen Küstenplätzen angesiedelt haben. Sie sind tüchtige und geschickte Handelsleute, wenn sie auch in Bezug auf Reellität nicht gerade großes Vertrauen beanspruchen können.

Der Gesamtumsatz des Sansibarhandels beläuft sich jährlich auf ca. 35 Millionen Mark, gewiß eine sehr geringfügige Summe gegenüber der enormen Ausdehnung des Handelsgebietes. Deutschland partizipiert hieran mit ca. $4^1/_2$ Millionen, es importiert für ca. 3 und exportiert für ca. $1^1/_2$ Millionen Mark. Dabei ist aber von Bedeutung, daß der größte Teil der von deutschen Firmen importierten Waren nicht deutschen Ursprungs ist. So werden die Baumwollstoffe, der Hauptkonsumartikel, von England, Amerika und neuerdings auch Indien geliefert, die Gewehre sind ausschließlich belgisches Fabrikat und die Perlen kommen vorwiegend von Venedig. Der Wert der von deutschen Fabriken bezogenen Artikel beläuft sich auf ca. 1 Million Mark; mehr als diese bescheidene Summe kommt in dem ostafrikanischen Handel der deutschen Industrie nicht zu gute. Früher war das Verhältnis noch viel ungünstiger. In den letzten zehn Jahren haben besonders durch die Bemühungen eines Hamburger Hauses, dessen Agenten selbst pekuniäre Opfer nicht scheuten, einige deutsche Fabrikate Eingang gefunden und vermögen sich nunmehr siegreich zu behaupten. Dies sind folgende Artikel: Eisen-, Messing-, Kupferdraht, Schießpulver, Stangeneisen, Steinzeug, Glaswaren, Spirituosen, Tuche, Kurzwaren aller Art und einige Sorten Perlen. Bei dem großen Hange am Althergebrachten und Gewohnten hält es außerordentlich schwer, neue Gegenstände einzuführen und die Händler zu bestimmen, sich anderer Bezugsquellen zu bedienen. Früher kamen alle oben angeführten Artikel aus England. Die billigere deutsche Waare ist freilich auch weniger dauerhaft, das wissen die indischen Händler sehr wohl. Es hat sich infolge dessen die Ansicht eingebürgert, als ob Deutschland überhaupt nur schlechtere Ware fabriziere. Alle deutschen Fabrikate seien billig und schlecht, ist ein gewöhnlicher Ausspruch der Händler. Man kann das den ungebildeten Leuten nicht verübeln, wenn man sieht, daß alles, was von Deutschland importiert wird, von sehr geringer Qualität ist. So ist es z. B. auch mit dem Schießpulver, welches der Sultan durch ein Hamburger Haus bezieht. Nach den Handelsverträgen ist der Sultan nicht berechtigt, einen Artikel zu monopolisieren, er hat sich aber in der Weise zu helfen gewußt, daß er seinen Unterthanen verbot, Pulver von irgend jemanden anderem, als von ihm zu kaufen. Er macht mit diesem billigen deutschen Fabrikate,

einem Gemische, daß kaum noch den Namen Pulver verdient, ein gutes Geschäft. Auch in Bezug auf Jagdgewehre, die von Arabern oft zu hohen Preisen gekauft werden, besteht noch ein Vorurteil gegen deutsches Fabrikat; überhaupt hört man bei einem jeden europäischen Gegenstande, der den Eingeborenen auf Sansibar oder an der Küste gezeigt wird, die Frage, ob es englische Arbeit sei. Ich habe mich oft genug geärgert, wenn ein einfältiger Neger mir demonstrierte, daß alle guten Sachen nur aus England kämen.

Der Import deutscher Waren und vor allem auch solcher von besserer Qualität würde vielleicht nicht unwesentlich zunehmen, sobald erst zwischen Deutschland und Ostafrika eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung eingerichtet wäre. Jetzt, wo man bei Dampferladungen auf den Umweg über London angewiesen ist, wird der Transport der Waren zu sehr verteuert.

Bei den aus Deutschland importierten Waren ist aber ferner noch zu beachten, daß nur ein sehr geringer Teil für den eigentlichen afrikanischen Handel mit den Eingeborenen in Betracht kommt. Es sind das fast ausschließlich die verschiedenen Drahtsorten. Die Spirituosen werden meist von den Goanesen, den Abkömmlingen der alten portugiesischen Kolonie Goa in Ostindien, auf Sansibar selbst verkauft und nach der kleinen Insel Pemba eingeschmuggelt, wohin der Sultan die Einfuhr untersagt hat. Die Konsumenten sind Goanesen, Neger und besonders Araber, deren mohamedanisches Gewissen gegenüber dem Genuß von alkoholischen Getränken und dem Handel mit denselben sich durch den langjährigen Verkehr mit den Europäern erweitert hat. An der Küste wird von diesen Spirituosen wenig verbraucht, bei den Negerstämmen findet man sie fast gar nicht, weil die meisten Mohamedaner doch den Handel mit diesen verpönten Dingen verabscheuen. Nur auf der Karawanenstraße Bogamojo-Ujiji wird der Rum von den Sansibar-Arabern in größerer Menge mitgeführt und hauptsächlich in dem Lande Uniamwesi abgesetzt. Es mag von diesem Gifte etwa für 80,000 Mark jährlich importiert werden, eine Menge, die Dank der mohamedanischen Vorschriften verhältnismäßig gering ist. Mit der fortschreitenden Zivilisation wird das anders werden. Viele andere deutsche Artikel werden für die mohamedanischen Bewohner Sansibars und der Küste importiert, ein großer Teil wird

auch von den Indiern konsumiert. In Zukunft wird in dem ostafrikanischen Handel von deutschen Fabrikaten der Absatz von Spirituosen und Schießpulver einer größeren Steigerung fähig sein (wenngleich ersteres wohl kaum wünschenswert), während der Verbrauch der Drahtsorten, die fast ausschließlich als Schmuckgegenstände für die Eingeborenen im Inneren Verwendung finden, seinen Höhepunkt erreicht hat und mit der Zeit einen Rückgang erfahren wird. Nächstdem dürften Messer, Eisengeräte und etwa noch Steingutwaren bei den Eingeborenen Eingang finden, wenn auch nur sehr langsam und in beschränktem Maße. Baumwollenstoffe, die Deutschland nicht importiert, werden immer die Hauptsache bleiben. Wir kommen später noch einmal auf diesen Punkt zurück. —

Wie übrigens der Handel im allgemeinen bei den herrschenden Zuständen einer besonderen Steigerung fähig sein soll, ist nicht recht einzusehen; in gewisser Beziehung ist vielmehr ein Rückgang zu befürchten. Denn infolge des Verbots der Sklaveneinfuhr fehlen für manche Unternehmungen die Arbeitskräfte; ferner muß auch das Elfenbein durch die Ausrottung der Elefanten abnehmen. Es ist von neuen Absatzgebieten gesprochen worden, die sich dem deutschen Handel in Sansibar eröffnen könnten; was man damit gemeint, ist für den, der nur einigermaßen mit den dortigen Handelsverhältnissen vertraut ist, vollkommen unklar. Wo sollen die neuen Absatzgebiete wohl liegen? Ist doch kein Fleckchen des dem Sansibarhandel tributären Gebietes vorhanden, welches nicht durch die arabischen Händler seit einer Reihe von Jahren mit allen Tauschartikeln versorgt wird; auch sind auf Sansibar leistungsfähige und unternehmende Firmen genug, welche nichts unversucht lassen, um ihren Artikeln neue Absatzgebiete zu verschaffen.

Als Ausfuhrartikel kommen für Sansibar folgende in Betracht: Elfenbein, Kautschuk, Gewürznelken, Kopal, Häute, Koprah, Orseille, roter Pfeffer, Sesamsaat, Arachiden (Erdnüsse). Andere Dinge wie Grenadillholz, Schildpatt, Straußenfedern und Wachs kommen nur in geringer Quantität zur Ausfuhr. Die Gesammtmenge dieser Produkte des Sansibargebietes repräsentiert einen Wert von ca. 20 Millionen Mark. Das ist ein Land zu liefern imstande, welches 20,000 Quadratmeilen umfaßt! Die Verhältnisse erscheinen aber noch un-

günstiger, wenn man bedenkt, daß, abgesehen vom Elfenbein, alle obengenannten Produkte nur von einem mehr oder weniger schmalen Küstenstriche geliefert werden, der eine Längenausdehnung von mindestens 230 deutschen Meilen hat, und daß das weite Innere außer Elfenbein keinen Artikel aufzuweisen hat, der sich lohnte zur Küste transportiert zu werden. Die wertvollen Gewürznelken, von denen jährlich 4,200,000 Kilo in den Handel kommen, gedeihen nur auf Sansibar und der kleinen Insel Pemba. Der Kokosnußbaum verlangt, wie bekannt, Seeklima und findet sich nur an dem Küstenstriche selbst; Kopal, jenes fossile, dem Bernstein ähnliche Harz, kommt vorzugsweise von den Küstenorten Ngáu und Kiloa, ist aber, seitdem der australische Kaurikopal in Konkurrenz getreten, so im Preise gesunken, daß die Gewinnung sich nur mit Sklavenarbeit lohnen dürfte. Kautschuk liefert Ostafrika in geringer Quantität und zugleich weniger guten Qualität; nördlich von Mombassa findet er sich nicht mehr. Er stammt hauptsächlich aus den südlich von der Insel Sansibar gelegenen Küstengebieten, doch sind hier in den der Küste näher gelegenen Distrikten die wertvollen Pflanzen bereits fast vollständig durch die rohe und unkluge Art, den teuren Milchsaft zu gewinnen, ausgerottet. In den ausgedehnten im allgemeinen wenig bewaldeten Hochebenen des centralen Ostens findet sich weder Ficus elastica noch die Landolphia-Ranke. Der rote Farbstoff, den die Orseille-Flechte liefert, wird gewiß mit der Zeit durch chemische Fabrikate vollkommen verdrängt werden; zudem rentiert sich das Sammeln dieser besonders auf Akazien wachsenden Flechtenart nur bei Sklavenarbeit. Die anderen als Exportartikel in Betracht kommenden Bodenprodukte: Sesamsaat, Erdnüsse, stammen ausschließlich von den an der Küste befindlichen Plantagen der Mohamedaner, roter Pfeffer nur von einem gewissen Distrikte der Insel Sansibar. Alle übrigen Produkte, die Sansibar liefern soll, wie Kaffee, Zimt, Muskatnüsse, Indigo, Baumwolle, existieren entweder gar nicht oder doch nur insofern, als die Gärten weniger reicher Araber einige Pflänzchen der Art aufweisen. Für den Exporthandel kommen diese Dinge aber nicht in Betracht, eben so wenig die Datteln, welche auch in den Gärten der Stadt gepflanzt werden. Der Boden der Insel ist nicht dazu geeignet, diese Kulturpflanzen in großem Maßstabe zu ziehen. Baumwollenstauden finden sich allerdings

zerstreut auf den Plantagen der Insel und der Küste in einer Menge vor, daß die Mohamedaner ihre Kissen und Matratzen mit dem Erzeugnisse ausstopfen können: zu anderen Zwecken ist dasselbe aber kaum zu gebrauchen. Dagegen soll die bei Marka (Somaliküste) wachsende Baumwolle an Güte der egyptischen nicht nachstehen.

In Westafrika liegen die Verhältnisse kaum günstiger. Infolge des viel ausgedehnteren Küstengebietes — dasselbe verhält sich zu dem des Ostens wie 16 zu 11 — ist der Handel daselbst ein entsprechend größerer, die Exportartikel aber stehen auch dort in gar keinem Verhältnisse zu der ungeheuren Ausdehnung des Gebietes. Wir finden 12 deutsche Firmen, welche an ca. 24 verschiedenen Plätzen der Küste Niederlassungen besitzen. Die Exportartikel dieses Landes sind vorzüglich Palmkerne und Palmöl, während im Osten die Oelpalme nur in sehr geringer Anzahl auf der kleinen nördlich von Sansibar gelegenen Insel Pemba vorkommt. Aber auch im Westen gedeiht diese Palme nicht überall in gleicher Güte und Menge; von Gabun aus nach Süden ist die Quantität und Qualität des von ihr gelieferten Produktes geringer als an den nördlich davon gelegenen sogenannten Oelflüssen. Bei dem Kautschuk, den Westafrika in größerer Menge und besserer Qualität liefert, ist das Produktionsgebiet noch viel schärfer getrennt und begrenzt; vom Senegalgebiet abgesehen, wird solcher nördlich von Gabun gar nicht gewonnen; erst bei Gabun beginnt der Kautschukhandel, der sich dann bis in die portugiesischen Besitzungen erstreckt. Auch hier im Westen ist diese wertvolle Pflanze (Landolphia-Ranke) in manchen Distrikten infolge der rohen Behandlung bereits ausgerottet. Häute spielen im Westen nur eine sehr geringe Rolle im Exporthandel, Gewürznelken sind gar nicht vorhanden, Kopal steht an Güte hinter dem von Sansibar zurück. Ebenholz findet sich in größerer Menge, die übrigen oben für den Sansibarhandel angeführten Produkte zeigen keinen wesentlichen Unterschied. In den Schilderungen über die Reichtümer des Landes finden wir auch hier immer eine Anzahl von Produkten angeführt, die im Handel ohne Bedeutung sind, wie Baumwolle, Indigo, Tabak, wertvolle Gewürze. Zu erwähnen ist nur noch der Kaffee, welcher aus der Negerrepublik Liberia in sehr guter Qualität in den Handel kommt. Auch die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika liefern solchen, der aber hier nicht

kultiviert ist, sondern von den wild wachsenden Pflanzen gesammelt wird. Nach Hamburg werden jährlich für ca. 9 Millionen Mark Produkte verladen, nach England für 40 Millionen.

Was die Importartikel betrifft, so stimmen diese im wesentlichen überein mit denen des Sansibarhandels. Leider sind es die Spirituosen, die hier den Haupthandel Deutschlands bilden. Danach rangiert das Schießpulver. Tabak wird in nicht geringer Quantität aus Deutschland eingeführt. Auch alte deutsche Militärgewehre sind hier auf den Markt gebracht worden, während die Hauptmasse der Gewehre ebenfalls vom Ausland bezogen wird; dasselbe ist mit Perlen der Fall. Draht, Eisenwaren, Steinzeug, Glaswaren haben sich auch hier einen Platz errungen, aber der Hauptartikel des afrikanischen Marktes, die Baumwollenstoffe, werden, abgesehen von einer geringen Menge rheinischer und sächsischer Kattune, nicht von Deutschland geliefert. England hat es hauptsächlich seinen Baumwollstoffen zu verdanken, daß es in dem westafrikanischen Importhandel mit der stattlichen Summe von 40 Millionen Mark beteiligt ist.

Auch im Westen hat man zwischen der Küstenregion und dem Hochgebiet des Inneren zu unterscheiden. Alle genannten Exportartikel finden sich nur in ersterer. Das Innere bietet nichts, außer dem Elfenbein und in manchen Distrikten Ebenholz. Ob die Kautschuk liefernde Landolphia-Ranke in den Wäldern des centralen Westens sich vorfindet, ist noch nicht erwiesen. Die seit Jahrzehnten bis zu den Stanley-Fällen von Sansibar aus vordringenden arabischen Karawanen bringen von dorther nur Elfenbein zurück.

Wir wollen jetzt noch näher auf das Elfenbein eingehen, welches sowohl im östlichen wie westlichen Afrika eine große Rolle spielt und den einzigen Reichtum des ausgedehnten Binnenlandes ausmacht. Der Elefant, der dieses wertvolle Produkt liefert, ist bereits in allen Küstengebieten ausgerottet; 30—50 deutsche Meilen breit ist der Küstenstrich, wo er kaum noch angetroffen wird. In dem jüngst erworbenen deutschen Gebiete Ostafrikas ist er vollständig ausgerottet. Am Kongo beginnt der Elfenbeinhandel erst mit dem Stanley-Pool. In dem größten Teile Südafrikas ist der Elefant ausgestorben, und das große Handelsgebiet Egyptens liefert nur noch 150,000 Kilo jährlich. Im Westen trifft man ihn nur noch im Kamerunlande in verhältnismäßig geringer Entfernung

von der Küste; im Osten ist noch ein kleines Gebiet im südlichen Galalande unter 3° s. Br., in dem man die Tiere zu gewissen Jahreszeiten in unmittelbarer Nähe der Küste erlegen kann. Ich habe sie hier wiederholt selbst gesehen.

Die Gesamtmenge des aus Afrika jährlich exportierten Elfenbeins beträgt ca. 800,000 Kilo. Rechnet man das Durchschnittsgewicht eines Zahnes zu 10 Kilo, so müssen jährlich 40,000 Elefanten ihr Leben lassen. Es kommen freilich auch Zähne von 170 Pfund vor, die einen Wert von 2000 Mark haben können; solche gehören aber zu den Seltenheiten. Man hört häufig die Ansicht aussprechen, daß soviele Tiere jährlich nicht getötet werden könnten und daß das Elfenbein von altersher stamme und teilweise ausgegraben würde. Das ist aber nicht der Fall. Alles Elfenbein, welches jetzt aus dem Inneren Afrikas geholt wird, kommt von frisch erlegten Tieren. In den an Elfenbein reichsten Gebieten des centralen Ostens trifft es sich nicht selten, daß eine Karawane schlechte Geschäfte macht, weil die eingeborenen Jäger nicht viele Elefanten erlegt haben. In der Regel wird alljährlich alles vorhandene Elfenbein aufgekauft; wenn die erforderlichen Transportmittel fehlen, wird eine gewisse Menge von Zähnen vergraben, um im nächsten Jahre abgeholt zu werden. Auch haben die Eingeborenen vielfach die Gewohnheit, die erbeuteten Zähne zu vergraben, einmal, weil das sehr bequem ist, nnd dann auch weil der Schatz so den mißgünstigen Augen anderer am besten verborgen bleibt.

Das beste und verhältnismäßig auch das meiste Elfenbein liefert Sansibar, nämlich 200,000 Kilo, die aus einem 20,000 Quadratmeilen umfassenden Gebiete herkommen. Genaue Aufstellungen darüber giebt es nicht, doch dürfte die angegebene Menge nach den zuverlässigen Angaben der indischen Zollpächter der Wirklichkeit entsprechen. Der Westen, in dem das Kongogebiet allein einen Flächenraum von fast 60,000 Quadratmeilen ausmacht, liefert 250,000 Kilo; hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß ein Teil des oberen Kongo-Gebietes noch von den Sansibar-Arabern ausgebeutet wird. Trotzdem steht der Westen bedeutend hinter dem Osten zurück, denn die portugiesische Provinz Mozambique vermehrt die Exportmenge des Ostens noch um weitere 100,000 Kilo. Im Westen verteilt sich die Elfenbeinausfuhr folgendermaßen: das Nigergebiet bringt 75,000,

Gabun, Kamerun und Lagos ebensoviel, Ambriz, Loanda, Benguela und Mossamedes 100,000 Kilo jährlich in den Handel. Von anderen Gebieten liefern das rote Meer und das Cap je 50,000 Kilo jährlich. Das von Sansibar und der Westküste stammende geht zum Teil nach Hamburg, das übrige nach London, Amerika und Indien.

Diese 800,000 Kilo repräsentieren einen Wert von höchstens 16 Millionen Mark. Das ist alles, was eine Ländermasse bietet, die — wenn man nur die Elfenbein liefernden Gebiete berücksichtigt — Europa an Größe übertrifft. Was die Qualität betrifft, so ist dieselbe je nach der Lokalität eine sehr verschiedene. Das Sansibarelfenbein ist im allgemeinen das wertvollste; im Westen ist das von Ambriz stammende das beste, während das Senegal- und Niger-Elfenbein am niedrigsten im Preise steht. Die Zähne der weiblichen Elefanten erreichen zwar niemals die Länge und Dicke der männlichen, sind aber um so geschätzter, weil sie schön schlank gewachsen, von gleichmäßiger Stärke und nicht zu dick sind, so daß sie sich z. B. vorzüglich zur Herstellung von Billardkugeln eignen.

Seitdem der Sklavenhandel keine Rolle mehr spielt, ist es nur diese gesuchte und teure Substanz, die eine große Anzahl mohamedanischer Karawanen von Egypten wie von Sansibar veranlaßt, in das Innere zu dringen und unter den größten Gefahren und Entbehrungen die kostbaren Zähne von den eingeborenen Jägern zu erhandeln. Die Endstationen der Araber und mohamedanischen Küstenbewohner des Sansibargebietes bilden der Niassa-See, Nyangwe am Kongo, Uganda am Victoria-Nianza und der Mbaringo-See.

Im Westen sind es vorzugsweise die Negerstämme der Küstenregion, welche bis tief in das Innere hinein den Elfenbeinhandel vermitteln.

Aus den obigen Angaben über die Menge dieses Handelsproduktes im Verhältnisse zu der Ausdehnung des produzierenden Gebietes geht schon an und für sich klar hervor, daß es sich für den europäischen Kaufmann nicht lohnen wird, allein dieses Handels wegen das Innere aufzusuchen, auch nicht unter Umständen, die ihm, wie z. B. ein schiffbarer Fluß, das Eindringen sehr erleichtern und weniger kostspielig machen. Selbst wenn wir die Elfenbeinmenge, welche das Kongogebiet jährlich zu liefern imstande ist, auf 100,000 Kilo annehmen, verteilt sich dieselbe doch über eine solche Länder-

strecke, daß man auch bei sehr zahlreichen Stationen nur auf einen geringen Teil rechnen kann. Eingeborene Agenten würde man auch unter diesen Umständen nicht ganz entbehren können, welche in der weiteren Umgebung der Stationen das Elfenbein aufzusuchen hätten, denn wenn man darauf warten wollte, bis die Eingeborenen von ihren altgewohnten Handelswegen abließen und die Ware zu den Stationen brächten, so würde man wohl niemals viele Zähne zu sehen bekommen. In Gebieten, wo keine schiffbaren Flüsse vorhanden sind, und alles auf den Köpfen der Neger transportiert werden muß, ist ein Elfenbeinunternehmen natürlich viel langweiliger und unsicherer. Nehmen wir z. B. eins der besten Elfenbeingebiete im Sansibarterritorium an, welches zwischen dem Viktoria-Nianza und den Schneebergen gelegen ist, so kommen aus diesem jährlich 35,000 Kilo in der kleinen Küstenstadt Pangani zusammen. Um dieses Quantum, das eine Summe von 700,000 Mark ausmacht, zu gewinnen, müßte man mindestens 10 Karawanen absenden oder ebensoviel Stationen im Inneren anlegen. Auch hier könnten mohamedanische Agenten nicht entbehrt werden, um die Eingeborenen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Denn in dem gesamten ostafrikanischrn Elfenbeinhandel ist es Sitte, daß der Käufer den Verkäufer zu dem Orte hingeleitet, wo das Wertobjekt verborgen liegt. Zuweilen läßt der Besitzer sich auch darauf ein, dasselbe durch Träger holen zu lassen. Das eigentliche Handeln geschieht mit Vorliebe des Nachts, es beginnt und schließt mit Geschenken, die der Verkäufer empfängt. Es kann einen Tag dauern, aber auch 10 Tage und 10 Nächte, denn für den Neger ist Zeit nicht Geld. Dem Europäer vergeht dabei die Geduld, er reibt sich dabei auf und wird krank. Wenn man glaubt handels einig geworden zu sein, kommt das Weib und verlangt eine Sorte Perlen, die gerade aufgegangen oder nicht vorhanden ist; alle Zeit und Mühe ist dann oft vergebens gewesen. Wer den Elfenbeinhandel im Inneren kennen gelernt hat, wer da weiß, wie viele Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen sind, um nur eine geringfügige Menge Elfenbeins zu erhandeln, der muß vor einer jeden Unternehmung warnen, welche allein auf diesen Handel ausgeht, und dieser allein ist nur möglich, da außer dem Elfenbein kein wertvolles Produkt im Inneren bekannt ist. Selbst die Araber machen keine guten Geschäfte, denn was in

der einen Unternehmung gewonnen wird, geht in der anderen wieder verloren. In gewissen Distrikten kann man freilich einen Zahn, der an der Küste 300 Mark Wert hat, mit 100 Mark (Transportkosten eingerechnet) kaufen; zuweilen kommt es aber auch vor, daß die Karawanen mit einem Teile ihrer Waren zurückkehren, weil sie nicht viel Elfenbein angetroffen haben, oder daß sie durch die Eingeborenen beraubt oder von anderem Unglück betroffen werden. Was aber diese Leute schon einen Gewinn und Reichtum nennen, damit würde nicht der jüngste Commis in einem überseeischen Geschäfte zufrieden sein. Der Europäer hat aber immer noch zu bedenken, daß er, abgesehen von aller persönlichen Gefahr, niemals so billig zu reisen imstande ist wie der Araber und der Eingeborene, daß er viele Dinge mitschleppen muß, die jenen entbehrlich sind, daß er die Träger nicht zu dem billigen Lohne erhält, und daß er auch niemals das Elfenbein zu dem niedrigen Preise einkaufen wird, wie der eingeborene Händler. Im Inneren sind letztere dem Europäer in jeder Beziehung überlegen.

Man könnte den Elfenbeinhandel mit Recht den Krebsschaden Afrikas nennen. Seine schädlichen Folgen machen sich besonders nach drei Richtungen hin bemerkbar. Vor allem werden dadurch die Eingeborenen instand gesetzt, sich die wenigen Dinge, deren sie bedürfen, auf die leichteste und bequemste Weise zu verschaffen, infolge dessen werden sie von jeder ernsteren Arbeit, besonders von der Bodenkultur zurückgehalten. Auch die mohamedanischen Bewohner der Sansibarküste schließen sich vielfach lieber mit ihren Sklaven einer Elfenbeinkarawane an, als daß sie sich mit dem mühsameren und weniger einbringlichen Ackerbau abgäben. Ferner ist es besonders der Elfenbeinhandel, welcher das in ökonomischer und moralischer Beziehung nachteilige aber einstweilen freilich noch unersetzbare „Trust-System" aufrecht erhält. Im Westen sind es die Europäer selbst, welche den an der Küste ansässigen Negern, die weder selbst etwas besitzen, noch irgend welche Garantien bieten können, größere Vorschüsse in Waren geben, für die sie Landesprodukte einkaufen sollen, die, wie z. B. das Elfenbein, weit aus dem Inneren stammen. Hierbei können die schlechten Eigenschaften des Negers so recht zur Entwickelung kommen. Im Osten ist es einzig und allein das Elfenbein, welches die an der Küste ansässigen Indier veranlaßt, den

Suaheli, Mischlingen, Freigelassenen und selbst Sklaven bedeutende Werte in Waren vorzustrecken, die sie nach Monaten in Elfenbein zurückerstatten müssen. Früher waren die indischen Kaufleute gegenüber den Betrügereien und Diebereien jener Händler vollkommen machtlos. Wenn nämlich ein solcher nach seiner Rückkehr behauptete, er habe keine Geschäfte gemacht, so konnte der arabische Gouverneur nichts ausrichten. In letzter Zeit ist die Anordnung getroffen worden, daß kein Zahn verkauft werden darf, ohne auf dem Zollhause abgestempelt worden zu sein. Nun ist wenigstens eine Kontrolle möglich und es hält schwerer, Elfenbein, welches bei Seite gebracht worden ist, zu verwerten. Trotzdem werden die Gläubiger noch immer auf die raffinierteste Weise hintergangen und betrogen, da die Händler gewisser Küstenplätze mit wenigen Ausnahmen sich zu einer wohlgeschulten Diebsbande organisiert haben. Ungeachtet der großen Verluste können sich diese indischen Geschäfte doch halten und sollen auch noch teilweise guten Gewinn erzielen. Die Zinsen, welche verlangt werden, sind ja auch enorm; wenn sie auch nur die Hälfte erhalten, stehen sie sich noch gut dabei. Für je 50 Dollar in Geld und je 60 Dollar in Waren muß Elfenbein im Werte von 100 Dollar zurückerstattet werden. Dabei bestehen die Vorschüsse nur zum geringsten Teil in Geld. Meist werden nur zu hohen Preisen berechnete Waren gegeben, die die Händler erst mit Verlust teilweise zu Geld machen müssen, um Mittel zum eigenen Unterhalte und zur Anwerbung von Trägern zu erlangen: denn auf Sansibar sowohl wie auch an der ganzen von Mohamedanern bewohnten Küste besteht kein Tauschhandel mehr, sondern alle Produkte und Arbeit wird mit Geld (Maria-Theresia-Thaler oder indische Rupie) bezahlt.

Ein großer Teil — fast die Hälfte — der einem solchen Elfenbeinhändler vorgeschossenen Waren wird sofort zu Geld gemacht; hiermit werden Schulden bezahlt, der Unterhalt bis zum Aufbruch der Karawane bestritten, eine andere resp. zweite oder dritte Frau genommen, viele verschwenderische Ausgaben gemacht und große Abschiedsfeste gefeiert. Außerdem muß ja auch während der Dauer der Reise (3—10 Monate) für die zurückbleibende Familie gesorgt werden. Mit der anderen Hälfte der Waren wird dann endlich losgezogen, in allen Gebieten, wo gut rasten und gute

Nahrung zu bekommen ist, Station gemacht, denn man lebt ja auf anderer Leute Kosten, so daß vielleicht nur der vierte Teil der Waren zum Tauschhandel Verwendung findet. Aber man kann im günstigen Falle trotzdem noch soviel Elfenbein damit einkaufen, daß man seine Gläubiger bezahlen könnte und selbst noch etwas übrig behielte. Der Gläubiger wird aber meist betrogen; man lebt von dem rechtmäßig oder durch Betrug Erworbenen so lange herrlich und in Freuden, bis die Not treibt, wieder auf den Handel zu gehen. Da findet man Leute, die 30,000 Mark und mehr Schulden haben, an deren Abtragung natürlich nie gedacht werden kann. Ein großer Teil der Küstenbewohner ist durch diesen Handel moralisch vollständig heruntergekommen.

Mehr Garantie bieten die von angeseheneren, zuverlässigeren und zum Teil selbst bemittelten Arabern geführten Karawanen, welche nach Ujiji ziehen. Aber auch selbst diesen werden von europäischen Kaufleuten niemals Vorschüsse geleistet, weil die Geschäfte zu riskant sind. Das ist ausschließlich die Sache reicher indischer Häuser.

Der dritte Übelstand, der sich im Gefolge des Elfenbeinhandels wenigstens im Osten (vielleicht auch im egyptischen Sudan) zeigt, beruht darauf, daß die Gräuel, welche früher vielfach der Sklavenhandel mit sich brachte, jetzt zum Teil in dem Elfenbeinhandel fortgesetzt werden. Einmal wird die Sklaverei selbst noch durch letzteren unterstützt. Denn wenn man auch die Sklaven nicht mehr nach Sansibar verkaufen kann, so gebraucht man sie doch als Träger und auf den Stationen im Inneren; übrigens kommt fast keine Elfenbeinkarawane an, die nicht auch einige Sklaven an der Küste absetzte. Ferner unternehmen die arabischen Karawanen, besonders die in das Land der Manjema am oberen Kongo ziehenden, häufig wahre Raubzüge gegen die Eingeborenen, die gleichsam unterjocht werden und einen Tribut in Elfenbein zahlen müssen. Zu solchem Rauben und Morden bedarf man eines großen Sklavenheeres. — Aus allem dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß der Elfenbeinhandel kein Segen für das Land ist. Was für Reichtümer und Schätze sollen nun aber außer dem Elfenbein noch im Inneren Afrikas verborgen liegen? Es scheint das noch ein Geheimnis weniger Eingeweihten zu sein. Im centralen Osten ist

jedenfalls nichts vorhanden, um dessentwillen man Verkehrswege oder Eisenbahnen bauen könnte. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. Und was das sogenannte Becken des Kongo betrifft und überhaupt den centralen Westen, so hat kein Reisender bisher positive Angaben über die Reichtümer machen können. Alle, die überhaupt von solchen berichtet, haben sich immer nur in allgemeinen Ausdrücken bewegt, von der Fruchtbarkeit des Bodens und von der Üppigkeit der Vegetation gesprochen, oder sie schließen, nachdem sie die wenigen wertvollen, zum Teil nicht einmal im Exporthandel erwähnenswerten Produkte aufgeführt haben, mit den Worten: „und andere mehr," oder: „und viele andere;" worin diese aber bestehen, wird niemals gesagt. In letzter Zeit ist viel von dem Reichtum an Kupfer und Blei die Rede gewesen. Im eigentlichen Kongogebiete finden sich aber diese Mineralien nicht; sie beginnen erst weiter südlich in größerer Menge aufzutreten. In den portugiesischen Besitzungen Südwestafrikas finden sich Kupferminen; auch soll Steinsalz, Schwefel, Asphalt, Silber und Goldstaub vorhanden sein. Inwiefern die Minen im Lüderitzland von Wert sind, muß erst die genauere Untersuchung ergeben. Die in englischen Händen befindlichen Kupferbergwerke in Südafrika rentieren sich sehr gut.

Kultivationsfähigkeit afrikanischen Bodens.

Eine andere Frage ist die, wie es mit der Fruchtbarkeit afrikanischen Bodens bestellt ist. Es ist allgemein bekannt, daß die Tropenvegetation Afrikas sich nicht entfernt mit der Üppigkeit und dem Formenreichtum messen kann, wie sie Südamerika und Indien bieten. Mit dem sogenannten jungfräulichen Boden ist es nicht soweit her, was man unter anderem daraus ersehen kann, daß unser Gemüse in Ussagara sowohl wie am Stanley-Pool ebensogut des Düngers bedarf, wie bei uns. Wie verschieden die Urteile sein können, die über ein und dasselbe Gebiet gefällt werden, mag aus folgendem ersehen werden. Die Korrespondenten der Kölner Zeitung schrieben von Kamerun, einem Gebiete, das mit Recht immer für ein sehr fruchtbares gegolten hat: „Trotz des unfruchtbaren Bodens ist die Vegetation noch eine üppige," und an anderer Stelle: „Der Boden ist durch die jahrelange Ausnutzung ausgesogen."

Wir müssen zunächst zwischen den Küstenregionen und dem Inneren des Landes unterscheiden. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Küstenländer vermöge der größeren Feuchtigkeit und der um die Mündungsgebiete der Flüsse abgelagerten starken Humusschicht fruchtbarer sind. Im Westen ist das der Fall bei den nördlich vom Kongo gelegenen Küstenländern, während die nach Süden sich erstreckenden zunächst eine sehr unfruchtbare und dürre Zone aufweisen; im Osten ist es umgekehrt, der südlich vom Aequator gelegene Küstenstrich ist der fruchtbarere, während die Somalküste fast vegetationslos ist. Im Westen scheinen dagegen die Hinterländer der portugiesischen Provinzen Benguela und Angola, wo deutsche Forscher besondere Thätigkeit entwickelt haben, von großer Fruchtbarkeit zu sein, wenigstens insofern, als sie eine viel kürzere regenlose Zeit als die nördlicher gelegenen Gebiete besitzen. Ueberhaupt ist der Westen viel wasser- und waldreicher als der Osten.

Die fruchtbare Küstenregion des Sansibargebietes ist nicht sehr breit, sie schwankt zwischen 15 und 40 deutsche Meilen. Der fruchtbarste Landstrich ist der zwischen 2. und 3° s. Br. gegenüber der kleinen Insel Lamu gelegene, welcher das Mündungsgebiet des Osi- und Tana-Flusses einschließt.* Die Eingeborenen, die dem gutmütigen, aber von den Gala abhängigen Stamme der Wapokomo angehören, bauen vorzugsweise Reis und haben das Land zu Seiten des Flusses durch Kanäle gut bewässert. Auch Taback wird an den Flußufern viel gezogen. Wenn irgend wo, so ließe sich hier ein gutes Kanalsystem herstellen. Die Mündung des Lufidschi bietet ähnliche Verhältnisse dar, weniger der Kingani- und Wami-Fluß, wogegen der Pangani am wenigsten Aussichten bietet. Drei Bergländer erscheinen besonders günstig zu etwaigen Plantagenunternehmungen: Ussagara, das bereits in deutschen Besitz übergegangen ist, Ussambá, das nördlich vom Pangani-Flusse liegt, und das bei Mombassa gelegene Wanikaland, wo sich mehrere englische Missionsstationen befinden. In dem von den Wassambá, einem friedlichen den Wassegua verwandten, Ackerbau und Viehzucht treibenden Volke bewohnten Landstriche sind es besonders die zwischen den Bergzügen verlaufenden Thäler, welche zu Pflanzungen sich eignen; in diesen

* Ausführliches über dieses Gebiet veröffentlichte ich in den Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1878—79.

haben sich einzelne Wassegua-Kolonien niedergelassen, während die Besitzer des Landes, die Wassambá, nur die Abhänge der Berge bebauen und auch bewohnen. Zwischen diesem Küstengebiete und dem Schneeberge Kilima-Ndjaro (d. h. Geisterberg) erstreckt sich ein ca. 20 deutsche Meilen breiter trockner vorzugsweise mit Akazien und Mimosen bewachsener Landstrich, der für die Kultivation nicht geeignet ist. Dagegen haben die südlich vom Fuße obengenannten Schneeberges gelegenen Distrikte und die südlichen Abhänge desselben vielleicht eine große Zukunft, ebenso wie bei dem benachbarten Märuberge. Von dem anderen, Kenia genannten Schneeberge gilt dasselbe. Das zwischen beiden sich hinziehende Land Ukamba kann zum großen Teil auch fruchtbar genannt werden. Die Sawannenländer des Westens und die teilweise salzigen Steppengebiete des Ostens, die sich besonders zwischen den Schneebergen und dem Viktoria-See und südlich bis nach Ugogo hinerstrecken, sind für Anpflanzungen nicht brauchbar. Hier ist nur Viehzucht möglich, die übrigens in einem großen Teile des Ostens betrieben werden kann. Wir finden sie besonders im Somali-, Gala- und Massailande. Die Tsetse-Fliege ist in den Gebieten, wo sie vorkommt, auf gewisse Lokalitäten beschränkt. In der neuen deutschen Kolonie findet sie sich auch. Häufig ist sie bei Taweta, seltener bei Maurui am Panganifluß, wo übrigens viel Vieh gezogen wird. Im Inneren des Massailandes kommt sie in dem Landstriche von Ngurumán vor; jedoch scheint sie hauptsächlich während der Regenzeit lästig zu werden. In manchen Gebieten hält sich, abgesehen von der Tsetsefliege, das Rindvieh schlecht, so auf der Insel Sansibar, in der Landschaft Wito, bei Taweta am See Jipe und in manchen Distrikten von Ussagara. Pferde ertrugen früher, als es noch mehr regnete, das Sansibarklima schlecht, jetzt halten sie bei sorgsamer Pflege in der Stadt gewöhnlich gut aus. In den trockneren Gebieten des Somalilandes gedeiht das Pferd sehr gut.

Wir haben die oben genannten Gebiete z. T. fruchtbar genannt. Ob aber das Land in Wirklichkeit zur Anlage von Plantagen, zur Kultivierung wertvoller Handelsproducte geeignet ist, das ist eine Frage, die sich nur nach gründlicher Berücksichtigung aller Factoren beantworten läßt, die das Gelingen des Landbaues in den Tropengegenden beeinflussen. Auch ist noch lange nicht gesagt, daß

überall da, wo sich Bäche und Flüsse befinden, der Boden zum Anbau geeignet sei. Für das unmittelbare Kongo-Gebiet wissen wir z. B. durch Pechuel-Lösche, daß das nicht der Fall ist. Wenn man freilich auf einem Boote den Fluß aufwärts fährt, die üppige Uferwaldung vorfindet, von der die Lianen gleich Schlangen bis auf das Wasser herabreichen, wo Palmen und mannigfache andere Gewächsformen das Auge entzücken, wo man stellenweise fruchtbare Bananenanpflanzungen der Eingeborenen gewahrt, so kann man sich leicht dem Glauben hingeben, daß das Land, durch welches der Fluß fließt, ein außerordentlich fruchtbares und zu allen möglichen Kulturen geeignetes sei. Es will gar nichts heißen, daß der Neger imstande ist, Maniok und Straucherbsen, an manchen Stellen Bananen und Zuckerrohr, und in der Regenzeit Durrha und Mais zu ziehen, die Kulturgewächse, welche im Handel eine Rolle spielen, bedürfen eines anderen Bodens, einer anderen Feuchtigkeit, Regenverteilung und Pflege als jene Gewächse der Eingeborenen. Fährt der Reisende in den Hafen von Sansibar ein und sieht die mit zahlreichen Kokosnuß- und prächtigen Mangobäumen dicht bewachsene Insel vor sich, so glaubt er, ein fruchtbareres Eiland könne nicht existieren. Wenn er sich aber erst genauer umgesehen hat, wenn er erst erkennt, daß die Kokosnüsse im Dünensande gedeihen, wenn sie nur Salzwasser haben, daß der Maniok im unfruchtbaren Sandboden wuchert wie Unkraut und die Banane ein sehr anspruchsloses Gewächs ist, daß ferner auf der Insel außer den Gewürznelken und rotem Pfeffer kein Product gewonnen wird, was in dem Handel eine Rolle spielt, so wird er anderer Meinung werden. Und das liegt nicht etwa an der Indolenz der Mohamedaner. Zur Zeit, als man die Nelkenplantagen anlegte, hatte man Sklaven genug, um auch andere wertvolle Producte zu ziehen. Wie die noch auf der Insel zerstreut sich vorfindenden Zimt-, Kaffee- und Muskatnußpflanzen beweisen, hat man solches auch versucht, aber der Boden hat sich nicht als geeignet erwiesen. Ein Europäer, der zu meiner Zeit in einem gut gelegenen Teile der Insel eine Tabakpflanzung anlegte, wozu er sich den besten Samen aus der Hawanna hatte kommen lassen, konnte mit dieser Kulturpflanze keine Erfolge erzielen. Der englische Generalkonsul Kirk, der selbst viele auswärtige Pflanzen auf seiner Besitzung zieht, hält den Boden

der Insel nicht für sehr gut. Der südliche Teil derselben ist überhaupt nicht zum Landbau geeignet, weil die Korallenfelsen allenthalben zu Tage treten.

Die Unregelmäßigkeit in der Regenmenge wird für sehr viele, sonst mit fruchtbar zu bezeichnende Gebiete ein großes Hinderniß für den Anbau wertvoller Gewächse bieten. Schon jetzt klagen die Araber auf der Insel Sansibar über zu wenig Regen. Die Regenmenge hat nämlich in den letzten zwanzig Jahren nicht unwesentlich abgenommen. Und dabei gilt Sansibar doch noch immer für eine Insel, auf der es nicht an den nötigen Niederschlägen mangelt. Trotzdem klagen jetzt die Plantagenbesitzer, daß ihre Nelkenbäume nicht mehr so gut gedeihen, weil sie nicht Wasser genug haben. Wie soll das erst in den Distrikten im Inneren gehen, wo es Monate hindurch nicht regnet, während auf Sansibar doch selten ein Monat vergeht, der nicht einen stärkeren Regen brächte?

Trotz aller Experimente, die in Afrika gemacht worden sind, trotz allen Geldes, das Afrika gekostet hat, wissen wir nicht einmal, ob in den Küstengebieten des äquatorialen Westens oder Ostens Kaffee, Baumwolle oder Tabak gezogen werden kann. Daß man diese Pflanzen in Afrika teilweise bei den Eingeborenen findet, daß die französischen Missionare bei Bagamojo ein sorgsam gepflegtes Gärtchen mit Kaffee oder Kakao besitzen, will nichts bedeuten, es kommt darauf an, daß ein Product geliefert werden kann, das im Welthandel konkurrenzfähig ist und daß der Plantagenbau im Großen sich rentiert. Die Baumwolle, welche auf Sansibar und an der Westküste in den portugiesischen Besitzungen wächst, kann, sowohl was die Quantität als besonders was die Qualität anbetrifft, im Handel keine Rolle spielen. Um sie mit Vorteil zu kultivieren, bedarf man eines guten Kanalsystems. Als ich auf Mombassa weilte, bepflanzten die dortigen englischen Missionare auf Veranlassung von Hildebrandt ein geeignetes Terrain mit Baumwolle, jedoch habe ich über die schließlichen Resultate nichts erfahren können. Von der Indolenz der dortigen englischen Missionare, die im Gelde schwimmen, ist auch nicht viel zu erwarten. Der Tabak, der einstweilen von sehr vielen Negerstämmen angepflanzt wird, kann eher als Rattengift Verwendung finden, denn als Genußmittel. Der Kaffee hat, was sein Gedeihen auf afrikanischem Boden betrifft, jeden-

falls die größte Zukunft; ist doch Afrika sein Heimatland und findet er sich bei Gabun und in den südwestafrikanischen Besitzungen Portugals wild vor. Auch im Inneren haben ihn manche Reisende wild wachsend gefunden, ich selbst in der Umgebung des Naiwascha-See's, in einer Höhe von 5—6000 Fuß. In den südlich von Abessinien gelegenen Gebieten wird er von den Eingeborenen kultiviert und wenn auch in geringer Menge, so doch in ausgezeichneter Beschaffenheit nach Aden auf den Markt gebracht.

Aber selbst mit dem Kaffee hat es noch seine Bedenken, denn die von Woermann am Gabun angelegten Kaffeepflanzungen rentieren sich nicht. Ob die Anlage nicht zweckmäßig hergestellt war, ob die Arbeitslöhne sich zu hoch stellten oder ob das Klima resp. die Regenverhältnisse nicht paßten, mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls erkennt man, daß selbst in einem Gebiete wie Gabun und selbst Leuten, die Erfahrung genug gesammelt hatten, in der Hinsicht etwas Rentabeles zu schaffen nicht leicht fällt. Am Kongo, höre ich, will man gar keinen Kaffee bauen, „weil er sich nur bei Sklavenarbeit lohne". Selbst der Kaffee ist schon in gewisser Beziehung zu geringwertig; denn wenn die Transportmittel nicht sehr billige sind, so dürften sich Kaffeepflanzungen im Inneren der Landes selbst bei Sklavenarbeit wohl kaum rentieren. Möglich, daß auch Kakao sich in einigen Küstenniederungen wird mit Erfolg kultivieren lassen. Bei Quelimane (Sambesi) hatte eine portugiesische Gesellschaft Versuche mit der Anpflanzung von Opium angestellt, über deren Resultate nie etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Ein wertvolles Kulturgewächs, welches in Ostafrika, wo die Bodenerhebung an manchen Stellen eine beträchtliche ist, z. B. an den Schneebergen, gezogen werden könnte, wäre vielleicht der erst in einer Höhe von 1200 Meter gedeihende Chinarindenbaum, der auch in Indien mit Erfolg kultiviert wird. Es sind ja auch noch weite Küstengebiete im Osten wie Westen vorhanden, wo Millionen von Kokosnußbäumen gepflanzt werden könnten und im Westen gewiß auch noch viele Distrikte, wo ebensoviel Oelpalmen Raum hätten; denn die Oelpalme soll ja auch noch am Stanley-Pool gedeihen. Aber wer pflanzt sie an? Der Neger zerstört nur und beutet aus; er erhält nicht einmal das, was vorhanden ist, geschweige denn, daß er vermehrt und vervollkommnet, selbst wenn es noch so geringe Mühe verursachte.

An die Betreibung europäischer Kulturen im Großen kann in den Tropen Afrikas nicht gedacht werden. Die Jesuiten bei Bagamojo und auf ihrer Station im Lande Ungu haben zwar ihren Gemüsegarten und auch ich habe auf Sansibar einen solchen jahrelang gehabt, aber alle europäischen Nährpflanzen bedürfen in diesem Klima einer solchen Pflege und Mühe, daß sie nur in sehr beschränktem Maße gezogen werden können. Sie müssen unter gewissen Bäumen stehen, um nicht zu viel und zu wenig Schatten zu erhalten, müssen fleißig begossen werden, bedürfen, wie schon bemerkt, auch dort des Düngers und können zudem in der heißen Jahreszeit überhaupt nicht am Leben erhalten werden. Von europäischen Getreidearten dürfte der Weizen die meisten Aussichten haben. Er wird von den Arabern an verschiedenen Stellen der Küste und des Inneren angebaut. In Afrika kann es sich aber immer nur um die Anpflanzung sehr wertvoller Produkte handeln, wenn eine Unternehmung sich rentieren soll. Hoffen wir, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Klarheit darüber verschaffen wird, welche Handelsgewächse in Afrika oder vielmehr in diesem Teile Afrikas die meisten Aussichten haben. Sie würde sich damit größere Verdienste erwerben, als alle bisherigen Leistungen in der Kultivation Afrikas beanspruchen können.

Verwendung des Europäers im tropischen Afrika.

Wir kommen nunmehr zu der Frage, welche für die Kolonisation Afrikas von der größten Wichtigkeit ist und ohne deren praktische Lösung niemals etwas Großes in Afrika erreicht werden wird. Es ist das die Arbeiterfrage. Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, ob überhaupt in Afrika europäische Arbeiter beschäftigt werden können. Dies ist speziell auch für die Beurteilung deutscher Erwerbungen in Afrika von hoher Bedeutung, insofern auf denselben unsere überschüssigen Arbeitskräfte verwendet werden sollen. Es ist zwar schon von mancher Seite darauf hingewiesen worden, daß man sich in der Beziehung keinen Hoffnungen hingeben soll, aber doch begegnet man nicht nur im größeren Publikum, sondern selbst bei Leuten, die die Tropengegenden Afrikas kennen gelernt haben, noch der Ansicht, daß manche Gebiete des äquatorialen Afrikas dem europäischen

Landmanne gestatten, seinem Erwerbe dort ebensogut nachzugehen, wie in der Heimat. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß daran nicht im entferntesten gedacht werden kann, und es ist unbegreiflich, wie Zeitschriften und Vereinsblätter oft, anstatt solche schädlichen Illusionen zu zerstören, vielmehr alle möglichen Argumente herbeiziehen, um zu beweisen, daß das Klima im Inneren sehr gut sei und eine Acclimatisation des Europäers gestatte. Da werden Briefe von Leuten veröffentlicht, welche sich so und so lange sogar in den Küstendistrikten aufgehalten haben, ohne von Fieber ergriffen worden zu sein, die sich sogar in Afrika wohler gefühlt haben, wie in Europa. Beides ist möglich, beweist aber nichts. Was die letztere Angabe betrifft, so ist das nicht zu verwundern, denn der Betreffende wird in Afrika eine naturgemäßere und einfachere Lebensweise geführt haben, wie in Europa. Von einer Acclimatisierung des Europäers in den Tropengegenden Afrikas kann insofern gar keine Rede sein, als er, je länger er sich dort befindet, um so weniger widerstandsfähig gegen die schädlichen Einflüsse des Klimas wird. Es stellen sich Erscheinungen ein, die sich im allgemeinen als Blutarmut bezeichnen lassen und die den Europäer nötigen, das gemäßigtere Klima für einige Zeit wieder aufzusuchen. Aber selbst, wenn es einigen Bevorzugten gelänge, ihr ganzes Leben in jenen Gebieten ohne Schaden für ihren Körper zuzubringen, so würden ihre Kinder doch nach Europa zurückkehren und ihre Jugendzeit dort zubringen müssen, falls sie nicht degenerieren sollen. Wenn von Acclimatisierung und Auswanderung die Rede ist, so ist es vor allem auch notwendig, daß die Nachkommen, die unter veränderten Bedingungen und Einflüssen geboren werden und aufwachsen, nicht an leiblichen und geistigen Eigenschaften hinter ihren Eltern zurückstehen. In der Beziehung hat man aber die Erfahrung gemacht, daß die folgenden Generationen degenerieren, wenn sie nicht europäisches Klima aufsuchen. Sehen wir doch selbst an den Portugiesen, welche noch am besten dem Tropenklima sich anzupassen vermögen, daß sie bei dauerndem Aufenthalte in demselben nicht mehr lebenskräftige Nachkommen hervorbringen. Schon nach der dritten Generation ist kein reines Blut mehr vorhanden. Man muß die sogenannten Portugiesen der alten portugiesischen Niederlassung Goa in Ostindien gesehen haben, um

beurteilen zu können, was aus den Europäern wird, die die Tropen zu ihrer Heimat gemacht haben. Daß die in einigen Teilen Algiers geborenen Europäer unbeschadet ihrer Gesundheit dort aufwachsen, beweist nichts; denn Algier liegt an der Grenze zwischen gemäßigtem und heißem Klima. Selbst in den subtropischen Gebieten Afrikas ist immer noch ein nachteiliger Einfluß des Klimas nachzuweisen; denn wenn auch die Boers sich körperlich kräftig und ihr Blut rein erhalten haben, so kann doch durchaus nicht behauptet werden, daß sie eine vorteilhafte Entwickelung in kultureller und intellektueller Beziehung durchgemacht hätten.

Daß die Küstengebiete in Folge gewisser Eigenschaften besonders schädliche Einflüsse auf den Europäer ausüben und gewisse Distrikte geradezu gemieden werden müssen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Können doch selbst die Kaufleute hier nur kurze Zeit aushalten und müssen dem Klima einen nicht geringen Tribut an Toten zahlen; um wieviel weniger der unter viel ungünstigeren Bedingungen existierende Arbeiter und Landmann! Aber neuerdings wird auf die „kühlen" und „reichen" Hochländer des Inneren hingewiesen; diese sollen für den Landmann besonders günstig sein. Stanley hat sogar öffentlich erklärt, für die deutsche Auswanderung gesunde Ansiedlungsplätze anweisen zu können. Das würde eine sehr teure Auswanderung geben, an Kapital und Menschenleben, abgesehen davon, daß die Auswanderer gar nicht wüßten, was sie denn eigentlich dort ziehen sollten. Schreiber dieses hat sich 7 Jahre ununterbrochen im äquatorialen Ostafrika aufgehalten; davon 3½ Jahre als Arzt auf Sansibar; er hat nicht nur die Küstenregion, sondern auch das Innere des Landes und die soviel gerühmten Hochländer kennen gelernt und zwar bis zu 1900 Meter (6000 Fuß), einer Höhe, wie sie die westafrikanischen Hochebenen nirgends zeigen. Er hat selbst das Klima verhältnißmäßig gut und lange ertragen, aber dennoch muß er sich nach allen Beobachtungen über die klimatischen Verhältnisse und nach allen Erfahrungen, die er an sich und Anderen gemacht hat, entschieden gegen die Möglichkeit einer erfolgreichen Kultivation Central-Afrikas durch deutsche Arbeiter aussprechen. Es ist ja keine Frage, daß gegenüber den schwülen und stellenweise fieberschwangeren Küstengebieten die Hochebenen den von der Küste in das Innere ziehenden Europäer neu

beleben und anregen und daß sowohl in der Temperatur wie in der Ausbreitung der miasmatischen Einwirkungen ein Unterschied zu Gunsten der centralen Gebiete besteht. Es ist aber ein Irrtum anzunehmen, daß die besseren klimatischen Verhältnisse im Inneren überall von der Höhenlage abhängig sind und durch dieselbe bedingt werden; jedenfalls ist das nur in beschränktem Maße und erst von einer gewissen sehr bedeutenden Höhe an der Fall. In einem Lande, wo die Schneegrenze erst bei 5000 Meter (16,000 Fuß) beginnt und wo es keinen Winter in unserem Sinne giebt, will eine Erhebung von 500 bis selbst 1000 Meter (1500—3000 Fuß) noch nicht viel bedeuten.

Was zunächst die Temperaturverhältnisse des Hochplateaus des Inneren anbetrifft, so konnte ich auf meiner letzten Reise in das Massailand konstatieren, daß die Region, wo eine wesentliche Veränderung der Temperatur, der Vegetation und der Regenverhältnisse auftritt, erst bei 1400 Meter (4500 Fuß) über dem Meeresspiegel beginnt. Aber selbst bei einer Höhe von 1900 Meter (6000 Fuß) fiel das Thermometer am Naiwascha-See, der ca. 1° s. Br. liegt, in der kühlen Jahreszeit nachts nicht unter 9° C. (ca. 7° R.), meist zeigte es eine nächtliche Temperatur von 13—14° C. (10½—11° R.); am Tage betrug im Mai und Juni bei regnerischem Wetter das Maximum 23° C. (18½° R.). In all den Gebieten Centralafrikas, die bisher in Betracht kommen, ist von einer solchen Höhe nicht die Rede. Hier liegen Plateauhöhen von 1000 Meter (3200 Fuß) schon über der Durchschnittshöhe des inneren Hochlandes, zumal wenn man den in dieser Beziehung weniger bevorzugten Westen betrachtet. Die 200 geographische Meilen von der Küste entfernten Stanley-Fälle liegen nur 470 Meter (1500 Fuß) über dem Meere, während man von einem beliebigen Punkte der Sansibarküste aus nur 50 Meilen landeinwärts zu ziehen braucht, um diese Plateauhöhe zu erreichen. Es ist nicht so sehr die Höhenlage, welche die mittlere Temperatur des innerafrikanischen Hochlandes herabsetzt, als vielmehr die starke nächtliche Ausstrahlung eines so kolossalen Landgebietes. Sobald man das Küstenland, welches seines Seeklimas wegen nur eine geringe Differenz zwischen Tages- und Nachtstemperatur aufweist, hinter sich hat, sinkt im Osten das Thermometer nachts auf 20, zuweilen selbst 15° C. (16—12° R), ohne daß man in einer

nennenswerten Höhe sich zu befinden braucht. Die mittlere Tagestemperatur des Inneren ist im allgemeinen nur unbedeutend niedriger wie an der Küste; jedenfalls zeigt das Thermometer am Tage auch auf den Hochplateaus eine beträchtliche Höhe.

Zu Rubaga am Viktoria-See, im Lande Uganda, das circa 1000 Meter (ca. 3200 Fuß) über dem Meere liegt, erreicht die größte Wärme am Tage fast in allen Monaten eine Höhe von 30° C. (24° R.), in Sansibar 32° C. (25½° R.); in ersterem Orte geht aber die Temperatur nachts auf 15, selbst 13° C. (12 oder 10½° R.) herunter, während sie in letzterem nur an den kühlsten Regentagen nachts auf 22° C. (17½° R.) sinkt. Uebrigens darf man hinsichtlich der Temperaturverhältnisse des inneren Hochlandes nicht zu sehr generalisieren. Die verschiedenen Gebiete weisen oft nicht unbeträchtliche Unterschiede auf, die durch die Bodenformation, Flüsse, Gebirge und andere Factoren bedingt werden. Frei gelegene Orte, wie das obenerwähnte Rubaga müssen eine stärkere nächtliche Ausstrahlung erleiden, wie solche, welche in engen Tälern oder zwischen den Uferwaldungen eines Flusses sich befinden. Am Kongo sind die nächtlichen Temperaturen daher nicht so niedrige; die mittlere Temperatur beträgt, soweit sich darüber jetzt urtheilen läßt, ca. 24 bis 25° C. (19—20° R.), während sie in Rubaga 21,4° C. (17° R.), in Sansibar 27° C. (22½° R.) beträgt. Manche hochgelegene Landstriche im Inneren besitzen eine höhere Tagestemperatur als die Küstenländer, z. B. die Gebiete von Ngaruka und Ngurumán im Massailande, die ca. 600 Meter (ca. 2000 Fuß) hoch gelegen sind. Auch die nächtliche Abkühlung ist in diesen nicht so bedeutend. Was das jüngst erworbene deutsche Gebiet in Ostafrika anbetrifft, welches zum Teil eine mittlere Höhe von 500 Meter (1600 Fuß) besitzt, so geht aus dem Vorhergesagten hervor, daß man auch hier von dem sogenannten „kühleren Klima" in praktischer Beziehung nichts zu erwarten hat. Jedenfalls kann aber hier von einem subtropischen Klima nicht die Rede sein.

Es ist zunächst schon ein gewaltiger Unterschied, ob der deutsche Arbeiter in einem Klima thätig ist, das, wie das unsrige, eine mittlere Temperatur von 11½° C. (9° R.) besitzt, oder eine solche von 23⅓° C. (18⅔° R.), wie sie Stanley für den oberen Kongo angiebt. Wenn auch der tierische Organismus weniger von den

Temperaturverhältnissen eines Landes beeinflußt wird, wie der pflanzliche, so übt doch das Plus von Wärme in den Tropen keinen geringen Einfluß auf den Menschen aus. Viele der an unser Klima gewöhnten Tiere vertragen das heiße Klima nur schlecht. Der Jagdhund z. B. verliert in dem tropischen Afrika seine Beweglichkeit und seinen Eifer; er wird stumpfsinnig und geht in vielen Fällen an Fieber zu Grunde. Wenn Stanley angiebt, daß die Temperatur am oberen Kongo morgens früh oft bis auf 18° C. (14½° R.) gefallen sei, so wäre das für das innere Hochland durchaus nicht niedrig. Wenn man bedenkt, wie rasch die Sonne in den Tropen nach ihrem Aufgange steigt und wie rasch die Wärme zunimmt, so muß die Tagestemperatur in dem Falle für den Arbeiter jedenfalls schon eine drückende werden. Für diesen kommt es aber vor allen Dingen nicht auf die mittlere, sondern auf die Tagestemperatur an, denn er arbeitet am Tage und nicht bei Nacht. Die kühlen Nächte ermöglichen dem Europäer einen guten Schlaf und lassen die starke Schweißabsonderung aufhören; insofern sind die Gebiete des Inneren dem Europäer zuträglicher als die der erschlaffenden Küstenregion. Der Arbeiter kann aber nicht vermeiden, in der Sonne zu arbeiten, die in den Tropen auch in den Stunden bis 10 Uhr morgens und von 3 Uhr Nachmittags wirksam genug ist. Für eine kurze Zeit wird das der deutsche Landmann vielleicht aushalten; er wird aber bald einsehen lernen, daß seine Gesundheit darunter leidet. An die Herzthätigkeit ist in dem heißen Klima eine viel größere Anforderung gestellt als in dem gemäßigten, das können wir ja im Sommer an uns selbst erfahren. Der Europäer, der in den Tropen mit angestrengter Muskelthätigkeit arbeitet, wird bald kurzatmig, seine Schlagadern pulsieren heftig, das Gesicht färbt sich oft blaurot. Es ist nicht selten bei den englischen Matrosen, die längere Zeit in den Tropen stationiert sind, daß sie an Herzhypertrophien (Herzvergrößerungen) erkranken.

Untersuchen wir nun, inwiefern die centralen Hochebenen weniger Veranlassung zu miasmatischen Krankheiten geben, als die Küstengebiete, so werden wir auch hier zu dem Resultate gelangen, daß ein Gebiet in Folge seiner Höhenlage durchaus keine Sicherheit dafür bietet, frei von Miasmen zu sein. Der Factor, welcher hauptsächlich die sanitären Verhältnisse für den Europäer in einem

großen Teile Innerafrika's günstiger gestaltet, ist die größere Trockenheit vieler Hochplateaus. Wo diese nicht vorhanden ist, wie im Verlaufe der meisten Flüsse, in manchen sumpfigen Niederungen, da finden wir selbst auch in beträchtlicher Höhe ein dem Europäer sehr nachteiliges Klima. So sind die Gebiete des Stanley-Pool, der größte Teil des Kongo-Laufes, besonders aber die in seinem oberen Teile gelegenen Distrikte des Bangweolo, Möro und Lualaba in sanitärer Beziehung als durchaus ungünstig zu bezeichnen. In Ostafrika ist dies z. B. der Fall mit dem am Fuße des Schneeberges Kilima-Ndjaro gelegenen Gebiete von Taweta am See Jipe, der Landschaft Teita, der Umgebung des Makatasumpfes in Ussagara. Wurde ich doch selbst am Naiwascha-See in einer Höhe von 1900 Meter (6000 Fuß) von einem Gallenfieber befallen, das an Bösartigkeit nicht hinter den Fiebern der verrufensten Küstengebiete zurückstand. Auch viele der Träger erkrankten hier, während alle in den vorher durchzogenen trockneren Steppen gänzlich fieberfrei geblieben waren. Daß Ostafrika im Allgemeinen als gesunder wie Westafrika bezeichnet werden kann, liegt hauptsächlich an der geringeren Feuchtigkeit und Wassermenge. Seitdem es auf Sansibar weniger regnet, haben sich die Gesundheitsverhältnisse gebessert. Wenn die Existenzbedingungen für die Entwickelung der sogenannten Miasmen gegeben sind, vor allem, wenn die nötige Feuchtigkeit vorhanden ist, dann stellen sich auch im Inneren in mehr oder weniger intensiver Weise alle die schädlichen Einwirkungen ein, welche dem Europäer in manchen Küstengebieten einen dauernden Aufenthalt unmöglich machen.

Für das gesammte tropische und zum Teil auch subtropische Afrika hat folgender Satz Gültigkeit: Die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden. In der Sahara und in Lüderitzland giebt es kein Fieber, dort wächst aber auch kein Grashalm; in vielen fruchtbaren Küstenniederungen des Westens und Ostens kann gewiß manches wertvolle Product cultiviert werden, aber hier vermag der Europäer nur kurze Zeit und nur unter Gefahr für sein Leben zu existieren. Die östliche Küste des Somalilandes ist fieberfrei aber zeigt nur Sand und nackte Felsen, viele Gebiete im inneren Osten, besonders in dem von mir bereisten Massailand sind als sehr gesund zu bezeichnen, aber sie

sind öde und dürr; sie lassen nur während der kurzen Regenperiode ein bald wieder vertrocknetes Gras aufschießen und gestatten nur Nomadenvölkern eine mühselige Existenz. Es giebt viele fruchtbare hochgelegene Triften in den Bergländern des Sansibargebiets, aber sie müssen für den Europäer als nicht zuträglich bezeichnet werden. Auch in dem im allgemeinen gesunden Damaralande haben wir dieselbe Erscheinung. Missionar Büttner erzählt (Ausland 1883, S. 886), daß in den feuchten Niederungen oft ganze Familien in Folge bösartigen Fiebers aussterben.

Trockenheit, welche die erste Bedingung für die Beseitigung von Miasmen ist, vernichtet zugleich die Vegetation; Feuchtigkeit, welche für die Vegetation erforderlich ist, befördert auch die Miasmen. Wir könnten durch geeignete Abflüsse und Kanäle die ganze Insel Sansibar zu einem sehr gesunden Aufenthalte machen; aber damit würden wir die Reiskultur vernichten, die einen großen Teil der Bewohner ernährt. Nun bedenke man, daß der Landmann gerade die feuchten, fruchtbaren Distrikte aufsuchen, daß er vielfach in heißen, ungesunden Tälern sich ansiedeln muß, weil in Centralafrika nur hier die Bedingungen für das Gedeihen der Bodenproducte gegeben sind; denn auf den trocknen Plateaus und dem Sawannenlande kann er nichts erwarten. Ferner berücksichtige man, daß gerade in der Regenzeit, wo der Reisende und überhaupt der in den Tropen lebende Europäer sich am meisten schont und sich einen möglichst trockenen Aufenthalt sucht, der Landmann das Feld bestellen soll, in einer Zeit, wo er den schädlichen Einwirkungen der Miasmen am meisten ausgesetzt ist, die sich in der Regenzeit fast überall und gerade da, wo der Landmann zu thun hat, am intensivsten entwickeln. Bekanntlich ist aber das Aufackern eines mit vegetabilischen Zersetzungsproducten versehenen feuchten Bodens von besonders schädlichem Einfluß. Sind doch selbst die Chinesen, welche die Franzosen in Senegambien eingeführt haben, alle dem Klima erlegen. Die Herren, welche sich vorübergehend und ohne Landarbeiten zu verrichten im Inneren aufhielten, haben gut reden. Uebrigens ist Pogge, welcher behauptet, der deutsche Bauer könne im Lande Muata Jamwo's ebenso gut sein Land bestellen wie in seiner Heimat, selbst nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Klima erlegen. Schütt spricht sich schon etwas vorsichtiger aus. „Bei allen Schattenseiten," sagt er, „ist das Klima

des innerafrikanischen Plateaus nicht so bös wie es gemacht wird.“ Worin die Schattenseiten bestehen, wird nicht gesagt, sondern nur angegeben, daß die Sonne nicht sehr belästige.

Es bedeutet garnichts, daß der eine oder der andere Reisende im Inneren Afrikas ohne Fieber geblieben ist — das kommt auch auf Sansibar vor, — ebensowenig wie es etwas sagen will, daß jetzt unter den am Kongo stationierten Europäern verhältnißmäßig wenige den klimatischen Einflüssen unmittelbar erliegen. Es kommt vor allem auf die Häufigkeit der Erkrankungen an, und in der Beziehung ist der Procentsatz trotz der günstigen Verhältnisse, unter denen die dortigen Europäer zubringen, ein großer. Die im Dienste der internationalen Gesellschaft stehenden Herren leben auf mehr oder minder gut eingerichteten Stationen, welche an möglichst gesunden Plätzen sich befinden, können sich schonen, wenn es nötig ist und bestellen selbst das Feld nicht. Sie werden ferner von Europa aus in der ausgezeichnetsten Weise verproviantiert und entbehren nichts von dem, woran ein Europäer gewöhnt ist. Alles dies ist aber bei dem Arbeiter nicht entfernt zu ermöglichen. Er selbst hat die Mittel nicht dazu, und bis er sie sich verdient haben wird, ist er schwach und krank geworden. Oder glaubt man etwa, eine Aktiengesellschaft, die dort in den, wie es heißt, „gesunden und fruchtbaren“ Gebieten Plantagenwirtschaft triebe, könne sich solch kostspielige Arbeitskräfte gestatten? Mit welchen Producten soll sich das rentieren?

Nun beachte man außerdem, wie lange sich die Mitglieder der Kongogesellschaft im Kongogebiete aufhalten. Die Kontrakte lauten auf drei Jahre; dann werden die Herren wieder frei nach Europa zurückbefördert, um, wie das die Engländer in Indien auch thun, in dem kälteren Klima wieder neue Kräfte zu sammeln und, wie man vielfach sagt, das Blut wieder aufzufrischen; zugleich auch, um sich allen civilisatorischen Genüssen, die man 3 Jahre hat entbehren müssen, wieder für einige Zeit hinzugeben. Und der deutsche Arbeiter? Selbst angenommen, er könne 5 Jahre, ohne seiner Gesundheit zu schaden, in jenen Gebieten zubringen, wer ermöglicht ihm dann auf 1 oder 1/2 Jahr eine Rückkehr nach Europa, um in den nächsten 5 Jahren wieder in dem „gesunden Klima“ arbeiten zu können? Eine Rückkehr nach Europa würde unter allen

Umständen notwendig sein. Wenn aber, wie von Stanley geschehen, von einer deutschen Auswanderung dorthin gesprochen wird, so müßten doch auch die Frauen mit auswandern. Wer giebt die Mittel, die Kinder ihre Jugendzeit in Europa verleben zu lassen, damit sie einigermaßen kräftig sich entwickeln und in geistiger Hinsicht nicht verkommen? Sehen wir doch an vielen unserer einheimischen Pflanzen, daß sie niemals in den warmen Gebieten sich acclimatisieren, daß sie trotz der sorgfältigsten Pflege kränkeln und ausarten und daß man bereits nach der zweiten Generation gezwungen ist, neuen Samen aus Europa zu beziehen. Aehnlich ist es mit dem Europäer, der in den Tropen geboren wird und aufwächst. Er artet aus und verliert mit der Zeit gerade die Eigenschaften, welche ihn vor allen übrigen Rassen auszuzeichnen pflegen: Thatkraft und Streben. Weder in Indien noch in den Tropenprovinzen Ausstraliens finden wir europäische Arbeiter.

Es darf ferner ein anderer Umstand nicht unerwähnt bleiben, welcher für die Beurteilung der Auswanderung nach Innerafrika von gewisser Wichtigkeit ist und besonders bei Arbeiterkolonien von den schwerwiegendsten Folgen sein wird. Wir wollen einmal annehmen, alle Bedingungen seien gegeben, dem Arbeiter eine sechsstündige Arbeitszeit zu ermöglichen. Eine solche würde vielleicht zur Erreichung seiner Zwecke genügend sein, wenn auch nicht, wie Pogge meint, eine Arbeitsstunde in landwirtschaftlicher Beziehung zehnmal mehr Resultate bringt wie in Norddeutschland. Die Kulturpflanzen erfordern eine andere Mühe und Pflege als wie die Gewächse der Neger, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in Innerafrika manche ungeahnte Schwierigkeit und viele Feinde der Tierwelt dem europäischen Landmann die Arbeit und die Anpflanzung nicht einheimischer Producte erschweren werden. Also angenommen, eine sechsstündige Arbeitszeit genüge, womit soll er sich in der übrigen Zeit beschäftigen? Die viele freie Zeit ist sein Verderb. Wenn er des Morgens drei Stunden gearbeitet hat, wird er ermattet sich niederlegen und — trinken. Bei der starken Transpiration, welcher der Europäer im Allgemeinen und der Arbeiter in erhöhtem Maße ausgesetzt ist, muß der Wasserverlust durch reichliches Wassertrinken ersetzt werden. Bei dem Vorurteil aber, welches der Europäer allgemein in den Tropen gegen das Wasser hat, ist es eine

Hauptregel für ihn, um gesund zu bleiben, einen Schluck Branntwein, wie er sagt, unter das Wasser zu gießen, obwohl dies ein wirklich ungesundes Wasser nicht gesund macht. Zunächst bleibt es bei einem Schluck, aber es dauert nicht lange, da befindet sich mehr Branntwein als Wasser im Glase. Dann sagt man: „Der Mensch bedarf in diesem Klima einer Stärkung und Anregung, sonst hält er es nicht aus.“ Mit diesen Grundsätzen erliegt man dann dem Klima. Nichts ist in den Tropen zur Untergrabung der Gesundheit mehr geeignet, wie die Unmäßigkeit in alkoholischen Getränken und nirgendwo neigt der Europäer mehr dazu als in den Tropen. Ein jeder Beruf läßt dort eine Menge freie Zeit; der Gebildete kann sich geistig beschäftigen und hat mehr Kraft der Versuchung zu widerstehen. Der Kaufmann weiß, daß er nach kurzer Zeit nach Europa zurückkehren kann; er weiß, daß er später als wohlhabender Mann nicht mehr nötig hat, in das heiße Klima zurückzukehren; der wissenschaftliche Reisende, der ideale Ziele verfolgt — oder besser verfolgte, denn jetzt strebt man realen nach —, ist ängstlich bemüht, alle Schädlichkeiten zu meiden und alles aufzubieten, sein Ziel zu erreichen. Dem Arbeiter bleibt nur der — Schnaps. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein nicht geringer Procentsatz in Folge des Alkoholmißbrauchs zu Grunde gehen würde.

Und was würde mit denen geschehen, die weder dem Klima, noch dem Alkohol erliegen? Man würde in kurzer Zeit die Beobachtung machen, daß, wenn durch den Anbau eines wertvollen Handelsproductes sich ein guter Gewinn erzielen ließe, die Arbeiter die Herren spielen und die Neger arbeiten lassen würden. Wir hätten dann Plantagenwirtschaft: arbeitende Neger und beaufsichtigende und leitende Europäer. Haben doch auch die Boers in Südafrika nicht selbst gearbeitet in einem Lande, wo sie doch am meisten dazu imstande gewesen wären. Sie haben es sich bequem gemacht, indem sie die Eingeborenen als Hörige behandelten und sich dienstbar machten. Uebrigens ist, wie ja allbekannt, der größte Teil Südafrikas das Damara- und Herero-Land bis zu dem salzhaltigen Ngamisee und noch weiter zum Ackerbau wenig oder gar nicht geeignet. Denn daran wird wohl niemand im Ernste denken, durch Bohrungen die Sandwüsten zu bewässern; eher wäre es noch möglich, durch Stauungen von Flüssen oder dergl. gewisse Strecken

Landes für die Bodenkultur nutzbar zu machen. Aber auch das liegt in jenen Gebieten in weiter Ferne. Die Viehzucht absorbiert nicht viele Leute, und dazu sind teilweise Eingeborene in jenen Gebieten besser zu gebrauchen wie Europäer. Uebrigens ist Viehzucht ohne Ackerbau dort ein Rückfall in's Nomadenleben. Was das Transvaalland betrifft, so liegen die Distrikte, welche sich besonders zu Anpflanzungen eignen, bereits in der heißen Zone, wo überhaupt der europäische Arbeiter nicht verwendbar ist.

Und was haben wir von den sogenannten Bergwerkskolonien zu erwarten? Nachdem das Lüderitzland Deutsch geworden oder vielmehr nachdem jenes südafrikanische Küstenland zu Lüderitzland geworden und unter deutschen Schutz gestellt ist, hat man sich der Hoffnung hingegeben, daß die in den Hinterlanden gelegenen Kupfer oder Bleibergwerke zu Bergwerkskolonien Veranlassung geben könnten. Diese seien um so mehr anzustreben und den Ackerbaukolonien vorzuziehen, weil letztere der einheimischen Viehzucht und dem einheimischen Ackerbau empfindliche Konkurrenz machen könnten! Die Furcht geht wohl etwas zu weit. Andererseits war in einem politischen Blatte der Rat erteilt, man solle nur in solchen Gegenden Bergbau treiben, wo Erze lagern, die dem einheimischen Bergbau nicht zu viel Eintrag thun würden. Damit waren Kupferbergwerke gemeint. Als ob der Gebiete so viele wären, wo man beliebige Auswahl zwischen allen möglichen Metallen hätte. Aber auch diese Bergwerkskolonien werden ein frommer Wunsch bleiben. Die Versuche, die in den südwestafrikanischen Besitzungen Portugals mit europäischen Arbeitern in den Bergwerken gemacht worden sind, zeigen zur Genüge, daß daran nicht gedacht werden kann. Die Eingeborenen werden auch hier in Zukunft die Hauptarbeiter abgeben. Das ist jedem klar, der die Verhältnisse kennt und die Sache nüchtern betrachtet.

Der Besitzer von Kupfer- oder Bleibergwerken wird sich nicht teure Arbeiter mit großen Kosten aus Europa holen, wenn er billige im Lande selbst bekommen kann. Solche wird er aber mit der Zeit und bei einigem Geschick in der Behandlung der Eingeborenen erhalten. Arbeiten doch auch schon Tausende von Kaffern in den Diamantfeldern. Ingenieure, Werkmeister, Aufseher werden Europäer sein, aber unsere überschüssigen Arbeitskräfte werden auch

dort keine Verwendung finden. Ein Land für die Auswanderung im Großen ist auch Südafrika nicht. Es wäre dann schon längst ein Anziehungspunkt geworden. Man hat sich im Gegenteil genötigt gesehen, tausende von indischen und chinesischen Arbeitern zu importieren, ein Beweis, daß auch in Südafrika der Europäer nicht mit seiner Arbeitsleistung zu konkurrieren vermag.

Es ist demnach gar keine Frage und von Allen, welche die Verhältnisse unparteiisch und vorurteilsfrei beobachten, anerkannt, daß der Europäer in den Tropengebieten Afrikas und gewissermaßen überall in dem schwarzen Erdteile nur in beschränkter Weise und vorübergehend Verwendung finden kann. Als Aufseher, Unterrichter, Anleiter für die eingeborene Bevölkerung wird er in den Tropenländern Afrikas für eine gewisse Zeit ohne Schaden für seine Gesundheit thätig sein können. Die Dauer des Aufenthaltes ist von der Individualität, von der Gegend und der Art seiner Beschäftigung abhängig. Sie dürfte durchschnittlich drei bis fünf Jahre betragen. Dann werden die Meisten gezwungen sein, für einige Zeit das gemäßigtere Klima aufzusuchen. Es werden sich in den sich entwickelnden Küstenplätzen allmählich auch Handwerker und alle möglichen Berufsklassen ansiedeln, wie das ja auch in Indien der Fall ist. Aber auch hier wird die eigentliche Arbeit nicht von dem Europäer besorgt werden; auch der Handwerker wird immer dahin streben müssen, nach einer gewissen Zeit seinen dauernden Aufenthalt wieder in Europa zu nehmen.

Lebensweise und Krankheiten.

Wenn ich sagte, daß der Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit eine Reihe von Jahren in den Tropenländern Afrikas aushalten könne, so wird das, abgesehen von den Verhältnissen, über die er keine Macht hat, nicht wenig von seiner Lebensweise abhängen. Sie muß eine rationellere sein, als wie man sie hier zu Lande meist zuführen pflegt. Da aber gerade die sich in den Tropen aufhaltenden Europäer vielfach das Gegenteil von dem thun, was der Gesundheit dienlich ist, so kann man sich nicht wundern, daß so viele an den „Folgen des Klimas“ zu leiden haben. Man muß es gesehen haben, wie von einem großen Teile der europäischen

Kaufleute in Indien gelebt wird, um zu verstehen, daß so viele Leberkranke nach Europa zurückkehren. Brandy, Bier, Brandy und noch einmal Brandy und eine Reihe Fleischspeisen dreimal am Tage. Und worin bestehen die Ausgaben in geistigen oder körperlichen Leistungen gegenüber der Unsumme von eingeführten leistungsfähigen Stoffen? In dem unter Aechzen und Stöhnen erfolgenden Ersteigen der Comptoirtreppe, in der geringen Anstrengung weniger Geschäftsstunden und in einer Spazierfahrt vom und zum Geschäftslokal! Kann es da Wunder nehmen, daß man in jenem Klima an intensiveren Stoffwechselkrankheiten zu leiden hat, als in dem unsrigen, wo auch schon viele Leute an solchen laborieren? Hier zu Lande kann man aber schon manche Diätfehler ungestraft begehen, die sich in den Tropengegenden in gefährlicher Weise rächen. Die in Bombay lebenden jungen Engländer treiben auch dort vielfach ihren Sport: Polo, Ballspiel, gymnastische Uebungen und haben dieser Sitte zu verdanken, daß sie trotz des vielen Brandy's verhältnißmäßig wenig unter dem Klima leiden. Auf Sansibar beteiligten sich in den letzten Jahren an diesen Spielen auch die deutschen Kaufleute, die bei Mäßigkeit in alkoholischen Genüssen sich immer einer guten Gesundheit erfreuten und auch bei längerem Aufenthalte noch eine frische europäische Gesichtsfarbe zeigten. Was mich persönlich betrifft, so habe ich während meines siebenjährigen Aufenthaltes so gut wie gar keine geistigen Getränke zu mir genommen. Bei vorwiegend vegetabilischer Kost habe ich mich wohler gefühlt als bei reichlicher Fleischnahrung. Früchte sind immer gesund, wenn sie gekocht genossen werden. Das Fleisch der noch vollkommen unreifen Mangofrucht giebt, mit starkem Zuckerzusatz gekocht, ein dem Apfelmuß ähnliches sehr angenehm säuerlich schmeckendes Gericht, das auch Dysenteriekranken gut bekommt. Der Mangobaum scheint überall im tropischen Afrika gut fortzukommen und kann in Zukunft für die Einfassung der Landstraßen benutzt werden, während die Orange nur auf der Insel Sansibar gut gedeiht. Bananen rufen bei manchen Personen Verdauungsstörungen hervor. Es scheint, daß die auf gewissem Boden wachsenden Früchte besonders zu solchen Veranlassung geben. So ertrug ich die auf Sansibar wachsenden Ananas, auch in Menge genossen, sehr gut, während die von der Küste stammenden häufig Darmkatarrhe hervor-

riefen. Was die Kleidung in den Tropen anbetrifft, so will ich hier nur so viel bemerken, daß die Wolle allen anderen Stoffen vorzuziehen ist. Verfasser ist in den Tropen von Baumwolle zu Wolle übergegangen, hat sich dabei wohler gefühlt und ist weniger Erkältungen ausgesetzt gewesen. Bei sehr starker Transpiration bleibt die Wollenkleidung immer trockener als die baumwollene. Für den Reisenden, der nicht stets in der Lage ist, seine Wäsche häufig wechseln zu können, hat die Wolle noch den großen Vorteil, daß sie nie den unangenehmen Geruch hat, der sich in Folge der starken Transpiration bei Baumwolle bald einstellt. In dicken wollenen Strümpfen leiden die Füße bei angestrengtem Marsche am wenigsten. Daß die Wolle zur Uebertragung von Infectionsstoffen geeigneter sei, ist weder bewiesen, noch kommt das in Afrika in Betracht. Bei Vielen, die an Baumwolle gewöhnt sind, ruft die Wolle im Anfange eine Reizung der Haut hervor, die jedoch bald nachläßt. Bei Personen, besonders Neulingen in den Tropen, die an starker Rötung und an stechendem Jucken der Haut leiden (Preackle heat), kann es vorübergehend notwendig sein die Wolle fortzulassen. Uebrigens wird man im Inneren wohl nur sehr selten von diesem Hautleiden belästigt. — Man mache es sich zur Regel, auch die kleinste Wunde an den Füßen (Wundlaufen, Wundkratzen bei Moskitostichen) mit einem Stückchen Heftpflaster zu bekleben.

In mancher Beziehung sind die Tropen, was Krankheiten anbetrifft, unserem Klima gegenüber im Vorteile. Diphteritis und Typhus, die bei uns soviele Opfer fordern und denen wir in therapeutischer Beziehung ziemlich machtlos gegenüber stehen, sind dort unbekannt. Dysenterie und Malaria sind die einzigen einheimischen Infectionskrankheiten Afrikas, welche dem Fremdling direkt gefährlich werden, gegen die wir aber so ausgezeichnete Mittel besitzen, daß wir sie mit dem besten Erfolge zu bekämpfen im Stande sind. Die Dysenterie hat ferner in Afrika im allgemeinen keinen bösartigen Charakter und tritt weniger epidemisch auf; selbst in einem verhältnißmäßig unreinen Orte wie Sansibar, in dem die Dysenterie nie ausstirbt, sind niemals Epidemien beobachtet worden. Auch besitzen wir in der Brechwurz (Ipecacuanha) gegen die afrikanischen Dysenterien ein ausgezeichnetes Mittel, dessen Wirkung kaum weniger sicher ist, wie die des Chinin bei Malaria. Auf

Sansibar finden die meisten Erkrankungen an Dysenterie während des Regens statt.

Was die sogenannten Malaria-Affectionen anbetrifft, auf die wir hier näher eingehen wollen, so sind die Reisenden mehr oder weniger geneigt, die Sonne als Uebelthäterin anzuklagen oder sie doch als solche mitwirken zu lassen. Da hat man einmal zwei Stunden im Sonnenbrande gestanden oder auf der Jagd in der Sonne sich stark erhitzt oder in einem Zelte zugebracht, welches von der Sonne beschienen war. Gleich darauf oder bald darauf bekommt man Fieber und, da ein Jeder sich bemüht, einen Grund dafür zu finden und die Sonne das Nächstliegendste und Sichtbarste ist, so beschuldigt man nach dem Grundsatze „post hoc, ergo propter hoc" natürlicherweise die Sonne. Und doch ist gerade diese durch ihre austrocknenden und sogar tötenden Strahlen im Stande, diejenigen Stoffe unschädlich zu machen, welche die eigentliche Ursache des Fiebers abgeben. Die halbdunkelen feuchten Orte, wo die Sonne nicht hindringt, sind dem menschlichen Organismus gefährlich. Wenn man freilich geradezu die Sonne herausfordert, wie z. B. jener belgische Reisende, welcher als erster der von der internationalen Gesellschaft ausgesandten Pioniere in Sansibar sein Leben lassen mußte, so kann man sich nicht wundern, daß man auch einmal von der Sonne getötet wird. Dieser Unglückliche war eben in Sansibar eingetroffen, hatte sich weder an die Sonne gewöhnt, noch überhaupt durch Muskelbewegung und Marschieren in dem warmen Klima sich eingelebt, da fällt ihm eines Tages nach einem opulenten Frühstück mit dem üblichen Sherry ein, Mittags 1 Uhr das Gewehr auf den Rücken zu nehmen und zur Vogeljagd an den Strand zu laufen. Wenige Stunden darauf war er eine Leiche.

Ich möchte im Gegenteil behaupten, daß Hitzschlag und Sonnenstich in Afrika weniger häufig vorkommen wie bei uns in manchen unserer großen Städte und bei den Märschen des Militairs während der heißen Zeit. Mir ist bei meinem langjährigen Aufenthalte in den Tropengebieten Ostafrika's nicht ein einziger Fall vorgekommen oder bekannt geworden. Es kommen hierbei jedenfalls noch ganz andere Momente in Betracht, wie der bloße Sonnenschein. Einen Sonnenschirm kann man nicht blos im westlichen Hochlande, wie Stanley meint, sondern auch an der Ostküste entbehren, ohne

sich irgend einer Gefahr auszusetzen; und um eine Mütze aus doppeltem Baumwollenzeug gefahrlos tragen zu können, braucht man nicht nach dem oberen Kongo zu gehen. Man sehe sich nur einmal die Matrosen auf den europäischen Schiffen im Hafen von Sansibar an. Sogar ohne jede Kopfbekleidung arbeiten sie den ganzen Tag auf Deck des Schiffes; ja ich habe unsere deutschen Matrosen stundenlang am Strande thätig gesehen, ohne auf dem Kopfe etwas anderes zu tragen als ein durchlöchertes Strohhütchen. Es ist niemals ein Unglücksfall oder auch nur ein Unwohlsein danach zu konstatieren gewesen! Durch einen englischen Korkhelm geschützt, ist der Europäer immer im Stande, sich den ganzen Tag lang der Sonne ohne üble Folgen auszusetzen. Die Kaufleute müssen oft stundenlang in der brennendsten Sonnenhitze am Strande stehen. Ich selbst und manche andere Europäer sind von Morgens bis Abends umhergestreift und der Jagd nachgegangen, den Kopf nur mit einem leichten Hute bedeckt; ich habe mit solcher Kopfbedeckung stundenlang an der Küste sowohl wie im Inneren in der Sonne zugebracht, ohne die geringsten üblen Folgen. Es versteht sich von selbst, daß der Neuangekommene sich nicht sofort in derselben Weise der Sonne und den Strapazen aussetzen kann, wie das derjenige zu thun vermag, der längere Zeit dort gewesen ist. Man muß sich eben einleben und einüben, bis man sonnenfest geworden ist. Wer die Sonne nicht ertragen kann oder immer einen Schirm nötig hat, der paßt nicht für Afrika.

Ebensowenig wie die Sonne, rufen auch Ueberanstrengungen, schlechte Nahrung, sogenannte Erkältungen, Mangel an Schlaf u. s. w. Fieber hervor. Diese Einflüsse können als befördernde Momente vielleicht mit in Rechnung gezogen werden, nach der Annahme, daß in einem gesunden und kräftigen Körper die Infectionsstoffe weniger leicht Eingang finden oder sich entwickeln können, als in einem kranken und schwächlichen; aber auch das ist nur in beschränktem Maße oder für gewisse Infectionskrankheiten der Fall, bei der Malaria ist das von geringer Bedeutung; häufig genug habe ich das Gegenteil beobachtet. Bei mir selbst habe ich nie einen Zusammenhang nachweisen können. Was speciell Anstrengung und Aufregung betrifft, so ist es eine allen Reisenden bekannte Thatsache, daß man bei anstrengendem Marschieren meist

vom Fieber verschont bleibt oder doch nur wenig belästigt wird; daß man aber, sobald man an einem Platze in Ruhe kommt, erkrankt. Hierher gehört auch — obwohl dabei noch andere Umstände zu berücksichtigen sind — die in mancher Beziehung rätselhafte Erscheinung, daß man sich wochenlang in notorisch höchst ungesunden Flußniederungen auf der Flußpferdjagd umhertreiben kann, ohne krank zu werden. Sobald man aber den Platz verläßt, sei es nach einigen Tagen oder erst nach Wochen, so kann man sicher sein, sechs Tage später von dem heftigsten Fieberanfall heimgesucht zu werden. Soviel ist aber wohl gewiß, daß eine regelmäßige Muskelbewegung, die damit verbundene energische Transspiration und überhaupt der energischere Stoffwechsel gerade für die Tropen ein sehr wichtiges Mittel ist, die Gesundheit zu erhalten.

Ebenso giebt das Wasser in den seltensten Fällen die Veranlassung zu einem Fieberausbruche. Ich selbst habe viel und fast nur Wasser getrunken der verschiedensten Art und von den verschiedensten Lokalitäten: aus Teichen, Bächen, Flüssen, Regentümpeln, Wasserlöchern 2c., ohne daß ich jemals Fieber danach bekommen hätte. Ich habe auch bei Anderen niemals das Wasser als Ursache des Fiebers nachweisen können. Anders verhält es sich mit Darmkatarrhen und Dysenterie. Die Eingeborenen wissen sehr gut das schlechte und vielleicht schädliche Wasser von dem zuträglichen zu unterscheiden. Zuerst hat man eine gewisse Scheu. Wenn man aber nach starkem Marsche und energischer Transspiration an einen Wasserplatz kommt und den Neger mit Wohlbehagen trinken sieht, so denkt man nicht erst an's Filtrieren, sondern schlürft gierig und mit Genuß das köstliche Naß, welcher Art es auch sein möge. Es versteht sich von selbst, daß man auf einer Station immer nur filtriertes Wasser genießen wird. Das Medium, welches die verderbenbringenden Keime birgt, ist die Luft, die wir atmen und sehr häufig nur die Luft in den Räumen, in welchen wir leben. Die Infectionsherde sind in vielen Fällen mehr oder weniger engbegrenzte Lokalitäten. Das ist von der größten praktischen Wichtigkeit sowohl für den Kaufmann, Beamten und Plantagenbesitzer, wie für den Reisenden, der Afrika besucht. Man darf sich nicht vorstellen, daß die ganze Luft in den fieberschwangeren Tropengebieten infectionsfähig sei. Es sind nur immer gewisse Oertlich-

keiten, wo sich der giftige Stoff in solcher Dichtigkeit oder solcher Beschaffenheit vorfindet, daß man durch die Einatmung von der Krankheit befallen wird. Das beweisen die verschiedensten Thatsachen. Die Insel Sansibar hat im allgemeinen, in sanitärer Beziehung, einen sehr schlechten Ruf. Die alten englischen Berichte schildern das Klima als geradezu mörderisch. Ich hörte sogar, daß Lebensversicherungen früher niemanden aufgenommen hätten, der nach Sansibar gewollt. Aber man muß wohl unterscheiden zwischen der Stadt und dem Lande. Die Stadt bietet jetzt einen so günstigen Aufenthaltsort für die Europäer, wie ihn vielleicht wenige Tropenstädte in der Lage und unter den Verhältnissen aufzuweisen haben. Die Kaufleute bewohnen nur die Stadt; weder auf einem anderen Teile der Insel noch an der Küste haben sich solche niedergelassen. Die Europäer haben verhältnißmäßig weniger von dem Fieber zu leiden wie die Eingeborenen, besonders die Indier. Und worin ist der Grund zu suchen? Einzig und allein darin, daß die Europäer trockene, reinliche, geräumige, gut ventilierte und freier gelegene Wohnungen besitzen. Eine gesunde Wohnung und speciell ein gesunder Schlafraum ist das Wichtigste, worauf der Europäer in den Tropen zu achten hat. Die am Stanley-Pool für Europäer errichteten Hütten aus Felsstücken, die mit Erde überworfen sind, müssen in der Regenzeit als durchaus ungesund bezeichnet werden. In den dunstigen, schmutzigen, feuchten und halbdunkelen Wohnungen der Indier, welche eher Höhlen genannt werden können, entwickelt sich der gefährlichste Fieberstoff. Aber auch selbst in den Wohnräumen der vornehmeren und wohlhabenderen Indier herrscht ein dem Europäer sofort auffallender eigentümlich widriger Geruch, den man am besten mit dem von alter Wäsche oder mit dem Kinderzimmergeruch vergleichen kann. Auch in diesen auf den ersten Blick nicht ungesund erscheinenden schlechtventilierten Wohnungen finden die das Fieber erzeugenden niederen Organismen ihre Existenz- und Entwickelungsbedingungen. Leute, welche in solchen Räumen schlafen, werden immer von neuen Fieberanfällen heimgesucht, sie nehmen Chinin über Chinin ohne Erfolg, aber das Fieber ist verschwunden, sobald sie einen anderen Schlafraum aufsuchen. Es giebt Europäer, die Jahre lang auf Sansibar zubringen, ohne Fieber gehabt zu haben. Ich selbst habe, obwohl ich in der ersten Zeit meines

Aufenthaltes täglich mehrere Stunden auf den Plantagen mich aufhielt und an den Teichen der Vogeljagd nachging, niemals Fieber bekommen. Andererseits konnte ich später bei den meisten Europäern, welche am Fieber zu leiden hatten, den Infectionsort nachweisen. So hatte ein Kaufmann 2 Stunden in einem dumpfigen, lange verschlossen gewesenen Lageraum arbeitende Neger beaufsichtigt — nach 8 Tagen hatte er des heftigste Fieber. Europäer, welche einen Ausflug auf die Insel gemacht und in einem arabischen Hause übernachtet hatten, lagen nach 8 Tagen alle am Fieber danieder. Ich selbst holte mir mein erstes Fieber in einer feuchten Lehmhütte, nachdem ich 2½ Monate auf Sansibar und 7 Monate an den verschiedensten Küstenplätzen zugebracht hatte. Bei mir selbst wie auch bei Anderen habe ich die Beobachtung gemacht, daß ein Aufenthalt von einer halben Stunde in gewissen Räumen genügt, um sich anzustecken. Die niederen Organismen, welche die Malaria-Krankheit hervorrufen, sind in ihrer Entwickelung nicht an den Boden allein gebunden, sondern vermögen auch an allen möglichen anderen Orten zu existieren. Die Keime sind allgegenwärtig, überall hin werden sie durch den Wind verbreitet, aber es bedarf noch besonderer Verhältnisse, um sie für den Menschen gefährlich zu machen. In der trockenen Zeit sind gewisse Gebiete so gesund, daß man auf dem Boden schlafen kann, ohne nachteilige Folgen zu verspüren.

In der Regenzeit, wo die Keime überall zur Entwickelung kommen, auf den Hochebenen des Inneren sowohl, wie an der Küste, ist man auch in sonst gesunden Gebieten mehr oder weniger einer Ansteckung ausgesetzt. Herrschen doch auch an den Hochlandsseen, wie der Naiwascha, 1900 Meter (6000 Fuß) über dem Meere, sehr bösartige Fieber. Besonders gefährlich sind in diesen Gebieten die Bambuswälder, in denen die Karawanen zahlreiche Träger verlieren. Folgende Bedingungen sind für die Entwickelung der Keime von Wichtigkeit: die nötige Wärme, welche in den Tropen immer vorhanden ist; eine gewisse Feuchtigkeit; Stagnation der Luft; vielleicht auch Abwesenheit des directen Sonnenlichts. Diese Bedingungen werden in vielen kleinen, nicht regendichten, schlechtventilierten Häusern erfüllt, in den feuchten Zelten der Reisenden, in gewissen Stadtteilen, z. B. in sehr engen, unreinlichen Gassen, in den Mündungsgebieten der Flüsse, im Uferwalde, in feuchten,

engen Thälern, in sumpfigen Niederungen, in feuchten Wäldern. So lange sich die am Stanley-Pool stationierten Europäer auf einer gut gelegenen Station aufhalten, bleiben sie gewöhnlich gesund; wenn sie aber in dem Urwald sich zu schaffen machen oder auf die Wasserjagd gehen, werden sie von Fieber befallen. Wir finden in der Zeit die meisten Fieberkranken, wenn Sonnenschein und Regengüsse abwechseln und zugleich Windstillen vorhanden sind. Auf Sansibar trat in den letzten Jahren regelmäßig im Verlaufe der heißen Zeit, im Dezember, Januar, Februar, wo sich Gewitterschauer und Windstillen einstellten, eine starke Epidemie auf. Diese Monate sollen früher trockener und daher gesunder gewesen sein, während jetzt Juli, August und September die gesundesten sind. In den letzten Jahren gab die Regenzeit im Monat April, weil sie nur kurz und zugleich von starken Winden begleitet war, zu Fieber nicht so sehr Veranlassung wie früher. Ein starker und anhaltender Regen ruft besonders unter den Bewohnern der Lehmhütten Epidemien hervor, die vorzüglich nach dem eigentlichen Regen auftreten, wenn die durchfeuchteten Wohnungen wieder austrocknen.

Gewisse Gebiete im Inneren der Insel und an der Küste sind sehr gefährlich, besonders wenn man nachts dort zubringt. Berichtet doch der englische Reisende Burton von einem Boot mit Matrosen, die, um Wasser aus einem kleinen Flusse zu holen, eine Nacht im Boote schlafend zubrachten und infolge dessen alle an Fieber zu Grunde gingen. Rindvieh und Pferde sterben im Inneren der Insel bald dahin. Die Fieber, welche man sich in derartigen mit üppigem Pflanzenwuchs versehenen Niederungen holt, sind gewöhnlich sehr heftig und bösartig; sie bestehen meist in den sogenannten Gallenfiebern, die ich in der Stadt Sansibar unter den Europäern niemals beobachtet habe. Es geht niemand ungestraft auf Flußpferdjagd. Von allen Europäern, die in den Niederungen des Kingani- oder Wami-Flusses gegenüber Sansibar auch nur wenige Tage der Jagd obliegen, ist nicht ein einziger, der frei von Fieber bleibt.

Die Feuchtigkeit, welche die Fieber erregenden Organismen zur Entwickelung bringt, braucht keine sehr große zu sein. Bei häufigem Regen ist die Luft schon so mit Wasserdampf gesättigt, daß diese Feuchtigkeit schon genügt, einen gewissen Wohnraum zu einem Infectionsherd zu machen. Man hält es oft kaum für möglich,

daß in einem Schlafraume, der auf den ersten Blick gar keinen ungesunden Eindruck macht, Ansteckung erfolgen könne. Aber wenn man den Kranken das Schlafzimmer wechseln läßt, so wird das sofort klar. Der oft große Raum, der sich in manchen arabischen, von Europäern bewohnten Häusern Sansibars an die Küche anschließt, giebt nicht selten zur Miasmenbildung Veranlassung, weil in demselben das Spülwasser ausgegossen wird. Die in solchen Räumen schlafenden portugiesischen Köche werden das Fieber nicht los.

Es bedarf keiner weiteren Erwähnung, daß ein jedes fruchtbare Gebiet des tropischen Afrika, mag es hoch oder niedrig gelegen sein, Dutzende von Lokalitäten aufzuweisen hat, in denen der Europäer sich unfehlbar inficieren muß, wenn er dort reist, dort wohnt oder gar den Boden bearbeiten will. Die auf den Bergen von Ussagara und Assegua wohnenden französischen Missionare haben mehr von Fieber zu leiden als die in der Stadt Sansibar ansässigen. Sie steigen nach einiger Zeit von ihren „kühlen" und „gesunden" Höhen herab, um sich auf Sansibar zu erholen. Alle Flußgebiete, besonders die des Lufidschi, Kingani und Wami bieten auch in ihrem Oberlaufe solche der Gesundheit des Europäers sehr gefährliche Lokalitäten in Menge.

Je größer der Infectionsherd, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit sich auch in der näheren Umgebung desselben zu infizieren. Doch ist die Gefahr durch den Wind, welcher die Keime zuführt, inficiert zu werden, sehr gering. Im anderen Falle müßten zu gewissen Zeiten, wo der Wind von dem Inneren der Insel Sansibar zur Stadt weht, mehr oder weniger alle Bewohner und besonders die Europäer an Fieber erkranken. Aber zu der Zeit ist der Gesundheitszustand gewöhnlich ein günstiger. Den besten Beweis dafür, daß nicht der Wind die Krankheit direct zuweht, daß nicht der Boden allein die Keime sich entwickeln läßt, sondern menschliche Wohnräume häufig die Infectionsstätten abgeben, liefern vor allem die Schiffsepidemien, die ich in Sansibar zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein gewaltiges englisches Wachtschiff, eine alte, seeuntüchtige Fregatte, lag ½ englische Meile vom Strande entfernt im Hafen verankert. In den Wohnräumen dieses alten baufälligen Holzkastens entstanden in jedem Jahre bösartige Fieberepidemien und zwar in einer Zeit, wo in der Stadt das Fieber

nicht stärker wie gewöhnlich herrschte. Der dritte Teil der über 200 Mann betragenden Besatzung lag zuweilen am Fieber darnieder. In einem Jahre, wo die Erkrankungen besonders heftig und zahlreich waren, legte man das Schiff an einen anderen Platz, weil man der Ansicht war, daß der Wind, welcher von der Insel Sansibar wehte, die Infectionsstoffe vom Lande herbeitrage. Das Verlegen des Schiffes hatte nicht den geringsten Erfolg. Dann meinte man wieder, die Mannschaft müsse sich das Fieber beim Urlaube vom Lande geholt haben, aber in der Stadt sowohl wie außerhalb derselben litten weder Europäer noch Eingeborene in außergewöhnlichem Maße. Ich hatte schon damals meine Ansicht dahin geäußert, daß in den Schiffsräumen selbst die Ursache gesucht werden müsse, und man überzeugte sich auch schließlich davon. Die Epidemien traten nämlich während des starken Regens auf, wo die Fenster des Schiffes geschlossen bleiben mußten. Da das Fahrzeug nicht mehr dicht war, so waren die Holzwände der Schlafräume wie mit kleinen Tautröpfchen übersät; dabei ungenügende Ventilation und viele Menschen in einem Raume zusammen. In den Schlafräumen der Mannschaften waren die Erkrankungen am zahlreichsten, aber auch in den Einzelzellen der Offiziere stellten sich dieselben ein. Ich habe ferner auch noch Gelegenheit gehabt, auf französischen Kriegsschiffen ähnliche zum Teil noch auffallendere Malaria-Epidemien zu beobachten.

Welche Nutzanwendungen ergeben sich hieraus für den Kaufmann, Kolonisten und Reisenden? Man achte vor Allem auf den Platz, auf dem man sein Haus, seine Hütte oder sein Zelt errichten will. Man spare nicht auf Kosten einer gesundheitgemäßen Einrichtung; denn das zweckmäßige Haus und besonders das gesunde Schlafgemach ist das Wichtigste, um gesund zu bleiben. Der Reisende sehe vor allem darauf, ein zweckentsprechendes Zelt mitzunehmen, auch wenn er einige Träger deshalb mehr engagieren muß. Unter einem gesunden Zelte verstehe ich ein solches mit doppeltem Dach; das obere muß aus regendichtem Stoff bestehen und weit über die Zeltwände vorspringen. Dieses obere Dach soll nur an Regentagen benutzt werden. Das Zelttuch ist bei nassem Wetter in einem regendichten Sacke zu tragen, an schönen Tagen soll man es frei von der Sonne bescheinen lassen. In der Regenzeit meide man es, unter

Bäumen oder doch unter dichterem Laubwerk zu lagern; der Aufenthalt in Wind und Regen ist gesunder als der an dunstigen Stellen, wo die Luft sich weniger erneuert. Jn der trockenen Zeit mag man das Zelt unter Bäumen aufschlagen, wenn zugleich der Boden trocken und ohne modernde Substanzen ist; aber, hat man nur die Wahl zwischen baumlosem Terrain und feuchtem Wald, so wähle man das erstere. Es ist besser im ärgsten Sonnenbrande und Sande als in der dumpfigen Waldluft. Bei Tage kann man sich allerdings in einem solchen freistehenden Zelte nicht aufhalten, wenigstens nicht in den Stunden von 9—4. Dann läßt man sich eine auf Stangen ruhende Ueberdachung von Gras oder Laubwerk herrichten, welche die Neger in der kürzesten Zeit herzustellen wissen. Man kann sicher sein, daß man in einem solchen auf trockenem Boden stehenden Zelte, das den Tag über von der Sonne beschienen ist und in dessen Innerem sich eine Temperatur bis 50° C. entwickelt hat, des Nachts nicht mehr von Fieberkeimen inficiert wird. Die trockenen und heißen Gebiete Afrikas sind dem Europäer zuträglicher als die feuchten und kühleren.

Was die Hütte oder das Haus betrifft, so errichte man sie wo möglich auf einem freien, von der Sonne beschienenen Platze, den der Wind bestreichen kann. Viele große, schattengebende Bäume, welche die Feuchtigkeit zurückhalten und die Lufterneuerung erschweren, dulde man nicht in nächster Nähe. Man lasse die schnell austrocknende und damit desinficierende Kraft der Tropensonne ungeschwächt wirken, was besonders bei Strohdächern von Wichtigkeit ist. Jm Inneren einer mit Strohdach bedeckten Lehmhütte ist es sehr kühl, wenn nur das Dach genügend hoch ist und man einen seitlichen Spielraum zum Durchstreichen des Windes läßt (scheunenartig). Den Fußboden bilde eine halbfußdicke aus Asche und Lehm zusammengemengte Schicht, welche festgestampft wird. Man achte darauf, das Innere so einzurichten, daß der Schlafraum nicht nach der Regenseite zu liegen kommt. Die Fenster sollen so angebracht sein, daß möglichst viel Luftzug entsteht. Die Strohdächer der Lehmbauten oder Blockhäuser sollen weit vorspringen, damit die Wände möglichst von Feuchtigkeit verschont bleiben. Jn der Regenzeit hat man die Windseite durch eine aus Gras oder Palmblättern geflochtene Wand zu schützen, die bei Sonnenschein weggesetzt wird.

Aus dem Schlafraum lasse man Alles, was nicht unbedingt notwendig ist, fort. Das Waschen und Baden nehme man nicht im Schlafraum vor, auch die schmutzige Wäsche hebe man nicht in diesem auf. Wenn möglich, kalke man die Wände. Der Reisende ist natürlich nicht immer in der Lage, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Wohnt er während der Regenzeit in einem Zelte, so ist eine Durchfeuchtung der Wände kaum zu vermeiden. Auf einer Station kann man aber die wesentlichen Bedingungen — Auswahl eines guten Platzes für das Haus, Trockenheit, Ventilation, Reinlichkeit — in der Regel erfüllen.

Was die Schiffe anlangt, welche nicht selten in den Flußmündungen oder Flüssen selbst verankert werden, so sind alte, undichte Holzschiffe durchaus ungeeignet, um eine größere Anzahl Europäer unterzubringen. Hier sind die oben angeführten Bedingungen kaum zu erfüllen. Bei jedem Fieber, von dem man befallen wird, achte man vor Allem auf die Orte, in denen man sich tags aufhält oder nachts schläft. Hat man Chinin frühzeitig und in richtiger Weise angewandt und wird trotzdem von Rückfällen heimgesucht, so ist die Gewißheit vorhanden, daß man sich an einer bestimmten Lokalität immer wieder von neuem inficiert, sei es nun in der eigenen Wohnung oder an dem Ort, wo man während des Tages beschäftigt ist.

Was das Fieber selbst betrifft, so will ich hier nur zur Beruhigung aller derer, welche afrikanische Tropengebiete besuchen, anführen, daß, wenn man versteht das Chinin richtig anzuwenden, dasselbe ein fast unfehlbares Mittel ist. Die zweckentsprechende Anwendung ist aber in manchen Fällen nur dem Arzte möglich, zumal in den Tropengegenden nicht nur die einem jeden, der dort gelebt hat, wohlbekannten charakteristischen Fieberanfälle, sondern auch noch eine Menge anderer versteckter Malaria-Krankheiten sich finden, welche unter dem Bilde verschiedener Organerkrankungen verlaufen und, wenn sie nicht rechtzeitig erkannt werden, nicht minder gefährlich sind wie jene. 2050 Personen, welche außer 400 Europäern meist Indier und Goanesen waren, habe ich während meines Aufenthaltes auf Sansibar als Malariakranke behandelt. Einer unter diesen ist gestorben, ein Europäer, der lange Zeit in Südamerika gelebt hatte und noch mit einem anderen Leiden behaftet war. Vier

andere Fälle, welche tötlich verliefen, muß ich besonders erwähnen; sie betrafen Europäer, welche bereits auf Madagaskar erkrankt, die ganze Seefahrt über ohne Behandlung gewesen waren und in bewußtlosem Zustande in das französische Hospital auf Sansibar gebracht wurden. Ein fünfter Todesfall betraf einen französischen Contre-Admiral, der lieber sterben, als sich entschließen mochte eine, wie er meinte, für den Körper so schädliche Substanz wie Chinin zu sich zu nehmen.

Unter jenen 2050 Patienten befanden sich viele Reisende und Kaufleute, welche sich nicht auf Sansibar inficiert hatten, sondern von den verschiedensten Teilen der Küste, von Mozambique, Madagaskar und aus dem Inneren Afrika's — nicht wenige aus Ussagara — die Krankheit mitgebracht hatten. Es muß ferner eine große Beruhigung für den in Afrika lebenden Europäer sein zu wissen, daß der erste Anfall niemals mit dem Tode endet und daß, wenn man sofort bei dem ersten Unwohlsein die nötigen Maßregeln ergreift, selten Gefahr für das Leben vorhanden ist. Ich habe sehr bösartige Fieber beobachten können, in denen — und das ist schon eine große Ausnahme — mit dem Beginn des ersten Anfalles der Kranke bewußtlos zusammenbrach, aber auch bei so heftigem ersten Anfalle trat niemals der Tod ein. Besonders die französischen Aerzte haben die Gewohnheit, alle Fieberkranke zunächst mit Brechmitteln und Abführmitteln zu behandeln. Der Organismus erträgt allerdings eine solche Behandlung in vielen Fällen, in vielen Fällen aber auch nicht. Diese Mittel schwächen den Patienten und verursachen oft einen nachteiligen Zeitverlust für die Anwendung des Chinin. Dies Medikament, zu rechter Zeit und in der richtigen Weise und Stärke gegeben, führt fast in allen Fällen sicher und schnell die Genesung herbei.

Fassen wir noch einmal kurz die Punkte zusammen, welche für alle Gebiete des tropischen Afrika in Bezug auf die sanitären Verhältnisse maßgebend sind, so ergeben sich folgende:

1. Fiebermiasmen finden sich in allen niedrigen wie hochgelegenen Lokalitäten, welche die zur Entwickelung nothwendigen Bedingungen erfüllen.
2. In den fruchtbaren, feuchten, wasserreichen, eine üppige Vegetation und viel vegetabilische Zersetzungsprodukte führenden

Gebieten ist das Malariagift immer in Gefahr bringender Weise vorhanden.

3. In der Regenzeit ist jeder Boden mehr oder weniger für die Entwickelung des Malariagiftes geeignet.
4. Gesunde und ungesunde Lokalitäten befinden sich oft unweit neben einander.
5. Auch die Wohnungen können Infectionsorte für die Malaria bilden.
6. Eine trockene, gut gelegene Wohnung ist die erste Bedingniß für die Erhaltung der Gesundheit im tropischen Afrika.
7. Unter günstigen Verhältnissen und unter gewissen Bedingungen kann der Europäer jahrelang ohne Schaden für seine Gesundheit auch in Malariagebieten aushalten.
8. In der günstigsten Lage befinden sich die Missionare und die Leiter von Etappenstationen, auch der Kaufmann, wenn er nicht selbst reist, sondern sich die Waren bringen läßt. Weniger günstig liegen die Verhältnisse für den Plantagenverwalter, noch ungünstiger für den Reisenden und am ungünstigsten für den selbstthätigen Landmann.

Ich hoffe, daß es auch dem nicht medizinisch gebildeten Leser klar geworden ist, was gesund und ungesund heißt im tropischen Afrika. Wenn er in den Zeitungen liest von dem gesunden Klima Innerafrikas im allgemeinen oder gewisser Bergländer im besondern, wenn ihm ein Mann präsentiert wird, der nach zehnjährigem Aufenthalte in Afrika gesund heimgekehrt ist, oder wenn er hört, daß ein anderer gleich nach seiner Ankunft im Inneren gestorben sei, so wird er, hoffe ich, nunmehr wissen, was er davon zu halten hat und welche Schlüsse er ziehen und nicht ziehen darf.

Es werden sich gewiß manche Distrikte in der Zukunft durch die Bodenkultur, durch Entwässerung und durch rationelle Pflege der Waldvegetation in gesundheitlicher Beziehung verbessern lassen, ohne der Fruchtbarkeit zu großen Eintrag zu thun, dennoch wird die Malaria immer das Haupthinderniß für die Wirksamkeit des Europäers in Afrika bleiben.

Der Neger und der Handel.

Wir sind also zu dem Resultate gelangt, daß europäische Arbeitskräfte in Afrika nicht verwendet werden können. Und doch erfordert gerade die Kultivierung dieses Weltteils die Ueberwindung sehr großer Anstrengungen und die Heranziehung vieler Arbeitskräfte. Letztere sind vorhanden; sie sind vorhanden in der eingeborenen Bevölkerung; diese allein vermag die mannigfachen und zum Teil sehr schweren Arbeiten zu verrichten, welche die Anlage und Unterhaltung von Plantagen, die Herstellung von Verkehrswegen und die zahlreichen anderen notwendigen Unternehmungen mit sich bringen. Weder indische noch chinesische Arbeiter sind imstande, das Klima des tropischen Afrika's gut zu ertragen; letztere erliegen demselben bald, wie die fehlgeschlagenen Versuche der Franzosen in Senegambien gezeigt haben. Aber auch die dunkelfarbigen indischen Landarbeiter sind den Einflüssen des afrikanischen Klimas gegenüber nicht so widerstandsfähig, wie man anzunehmen geneigt ist. Jedenfalls sind sie nicht entfernt das zu leisten fähig, was der Neger vermag.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der Neger überhaupt für die Kultur und Civilisation zu gewinnen sei, ob er Intelligenz genug besitze, ob er selbständig bei der Kultivation seines Landes mitzuwirken im Stande sei. Es sind das zunächst ganz nebensächliche Fragen. Für die unerbittlich und rücksichtslos vordringende und sogar vernichtende Civilisation handelt es sich zunächst nur darum, ob die Negerrasse die Berührung mit der Civilisation, die durch dieselbe bedingte Veränderung in der Lebensweise aushalten, ob sie sich mit einem Worte anzupassen verstehen, oder ob sie, wie so viele andere Naturvölker, durch die Kultur zum Aussterben gebracht wird. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß der Neger wie kein anderes der tief stehenden Völker die Eigenschaft besitzt, sich veränderten Verhältnissen, anderem Klima, neuen Sitten und Gebräuchen, schweren Arbeiten unter den ungünstigsten Verhältnissen anzupassen. Unter diesen Umständen ist er für die Kultivation seiner Heimat von der größten Wichtigkeit, ja unentbehrlich, selbst wenn er so wenig intelligent und entwickelungsfähig wäre, daß er immer nur als ein Werk-

zeug in der Hand des Europäers zu mechanischer Arbeit Verwendung finden könne. Er ist aber bildungsfähig, er ist zu den mannigfachsten, auch größere Intelligenz erfordernden Arbeiten und Handwerken tauglich, er besitzt Sprachtalent und musikalische Anlagen (mehr wie die Indier); aber ohne einen gewissen Zwang wird er niemals für die Kulturarbeiten gewonnen und nie auf eine höhere Kulturstufe gebracht werden.

Die bisherigen Versuche in dieser Richtung sind sehr kläglich ausgefallen; man hat so gut wie nichts erreicht. Durch das gute Beispiel, so wird gesagt, durch Lehren und Predigen, sollen die Eingeborenen allmählich civilisiert werden. Durch den Verkehr mit den für das materielle Wohl sorgenden Kaufleuten und mit den für das Seelenheil arbeitenden Missionaren sollen die Neger mit vielen Dingen bekannt gemacht und in ihnen Bedürfnisse erweckt werden, zu deren Erlangung sie die Kräfte mehr anstrengen müssen. Man glaubt auf diese Weise den Neger allmählich auf eine höhere Kulturstufe zu bringen, ohne daß ein Zwang ausgeübt zu werden braucht. Diese Theorie bewährt sich leider in der Praxis nicht. An und für sich ist es schon sehr unwahrscheinlich, daß so homöopathische Mittel wie gutes Beispiel (das in vielen Fällen eher ein sehr schlechtes ist) und Erwecken neuer Bedürfnisse einen nennenswerten pädagogischen Einfluß auf eine so niedrig stehende Rasse wie die Neger ausüben werden. Der Neger ist, wie die meisten tief stehenden Völker, unfähig, sich aus sich selbst heraus weiter zu entwickeln. Auf der niedrigen Kulturstufe, die er erreicht hat, steht er bereits so lange, wie überhaupt geschichtliche Aufzeichnungen existieren. Er befindet sich, wie von vielen Seiten hervorgehoben ist, in gewisser Beziehung in einem Zustande der Kindheit, den er schon seit Jahrhunderten einnimmt und aus dem er ohne energische Mittel nicht herauskommen wird. Diese Kindheit unterscheidet sich aber wesentlich von dem Zustande unserer Kinder. Der Neger ist unseren Kindern gegenüber sehr im Nachteil. Denn letztere haben wenigstens eine ererbte Entwickelungsfähigkeit und Anlagen, die sie gewissermaßen befähigen, sich selbständig zu entwickeln. Und doch wird es wohl niemandem einfallen, zu behaupten, daß unsere Kinder ohne Zwang, nur durch das gute Beispiel, Ermahnungen und Predigen erzogen werden könnten. Wohin sollte es führen, wenn nur der Schulzwang

aufgehoben würde? Generationen hindurch muß der Neger unter Vormundschaft gestellt und einem gewissen Arbeitszwang unterworfen werden, ehe er sich selbst überlassen werden kann. Nur durch die Gewöhnung an eine regelmäßige, dauernde Arbeit wird er einem höheren Kulturzustande entgegengeführt.

In Südafrika können sich die Engländer kaum rühmen, die Eingeborenen für die Kultur gewonnen zu haben, selbst nicht die Stämme, welche den Fremden freundlich entgegengekommen. Man hat sich veranlaßt gesehen, indische Arbeiter, Chinesen und Malayen einzuführen, um passende Arbeitskräfte zu erhalten. In den portugiesischen Besitzungen ist eher ein verderblicher Einfluß auf die Schwarzen nachzuweisen als ein wohlthätiger, abgesehen davon, daß der lange Zeit betriebene Sklavenhandel demoralisierend gewirkt hat. Ebensowenig haben die an der Westküste Afrikas ansässigen Europäer vermocht, durch den Handelsverkehr den Neger zur größeren Thätigkeit anzuregen oder nach irgend einer Richtung hin civilisierend auf ihn einzuwirken. Im Gegenteil, die verkommensten und zu angestrengter Arbeit am wenigsten geneigten Neger findet man gerade da, wo die Europäer mit den Eingeborenen in Berührung gekommen sind. Wir haben gesehen, daß der Neger im Westen sich nicht einmal die Mühe giebt, die so wenig Pflege erfordernde Oelpalme auzupflanzen und die Kautschukpflanze lieber ausrottet, als daß er sie mit ein wenig größerer Sorgfalt und Schonung ausbeutet. Durch den Handel, wie er jetzt besteht, wird es ihm möglich, auf die müheloseste Weise sich die wenigen Dinge zu verschaffen, deren er bedarf. Er stellt im allgemeinen jetzt keine größeren Anforderungen als wie in früheren Zeiten. Denn wenn auch die Küstenneger des Westens, welche durch den Zwischenhandel auf leichte und bequeme Art reich geworden sind, alle möglichen europäischen Dinge und Luxusgegenstände sich kaufen, so darf man doch nicht hieraus schließen, daß der Neger nunmehr auch das Bestreben habe, durch Fleiß und Mühe sich solche zu verschaffen. Wenn diese Zwischenhändler, die nicht wissen, wo sie mit ihrem Reichtum bleiben sollen, den Sekt und die Mahagonimöbel, welche man zuweilen bei ihnen findet, erarbeiten sollten, so würden sie lieber mit dem schlechtesten Rum und mit einer alten Kiste vorlieb nehmen und man würde bei ihnen ebensowenig „Luxus“ finden wie bei den Negern der Ostküste.

Hier, wo der Zwischenhandel in den Händen der Mohamedaner und Indier ruht, sehen wir, daß die Negerstämme der Küste jetzt ebensowenig bedürfen wie vor Jahren, trotzdem die Europäer vielfach mit ihnen in Berührung gekommen sind und sich Missionsstationen dort befinden und trotzdem sie durch die Mohamedaner mit allen möglichen Dingen bekannt geworden sind. Es rührt niemand einen Finger, um sich durch Arbeit mehr zu verschaffen, als zu seiner Existenz unbedingt nötig ist. Man pflanzt Negerkorn, Bananen nnd Mais, verhandelt einen kleinen Teil dieser Dinge, sowie auch zuweilen Vieh gegen einige Baumwollenlappen und ein Bündel Perlen. Diese europäischen Waren sind ja auch mit der Zeit und infolge der Konkurrenz sehr billig geworden; und wenn sich auch mancher ein Gewehr anschafft, so ist die dazu erforderliche größere Arbeitsleistung kaum in Betracht zu ziehen. Kauft man doch auf Sansibar einen einläufigen starken Vorderlader für 6 Mark! Der Verkauf eines kleinen Sackes Reis genügt, um eine solche Auslage zu bestreiten. Im Besitze eines Gewehres wird ja auch Speer und Schild überflüssig.

Trotz der geringen Anstrengung, welche nötig wäre, um neuerworbene Bedürfnisse zu befriedigen, trotz der geringen Preise, welche die Zeugstoffe, Mützen, Steingutwaren, Messer 2c. haben, finden wir bei dem Neger der Küstenregion nicht mehr Gegenstände in seinem Haushalte, als bei dem tief im Inneren hausenden Wilden. Auch die Araber haben nach keiner Richtung hin die Lebensweise dieser Stämme beeinflussen können. Giebt es doch noch in unmittelbarem Küstengebiet Sansibars ein Hirtenvolk — die Gala — das großenteils noch immer Häute als Bekleidung trägt. Als ich einen der Eingeborenen fragte, weshalb sie sich nicht Baumwollenstoffe anschafften, erwiderte er, die Häute seien billiger und dauerhafter. Ich glaube auch nicht, daß die Negerstämme, welche jetzt Zeugstoffe angenommen haben, anfangs aus dem Grunde dazu übergegangen sind, weil sie dieselben für schöner und würdiger hielten, sondern weil dieselben ebenso billig und ihnen weniger Arbeit machten wie die Häute. Denn für die Stämme, welche kein oder nur wenig Vieh besitzen, verursacht die Anschaffung von Häuten Schwierigkeiten und nicht geringere Kosten. Ebenso ist auch die Anfertigung eines Hüftschurzes aus Bast oder Gras, wie er noch zuweilen von den Weibern getragen wird, mühsamer. Trotz der Wohl-

feilheit eines Stückes Baumwollenzeuges sieht man auch noch bei den Küstenstämmen alle Kinder und selbst die Mädchen bis zu ihrer Verheiratung unbekleidet.

Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, als ob man bei dem Neger mit allem möglichen Tand, wie mit alten Uniformen, Puppen, bunten Lappen, Harmonikas, Ringen u. dergl. gute Geschäfte machen könne. Darin irrt man sich sehr. Als Geschenk will er solche Dinge wohl annehmen, aber für dieselben seine Arbeitskraft einzutauschen, fällt ihm nicht ein. Im Handel verlangt er reellere Dinge: Zeugstoffe, Draht, Perlen, Gewehre und Pulver. Selbst die so sehr beliebten, mit bunten Steinen versehenen Fingerringe, um die man sich bei allen Stämmen förmlich reißt, wenn man sie umsonst bekommen kann, werden im Elfenbeinhandel nicht als ein Zahlungsmittel angenommen. Wenn der westafrikanische Küstenneger infolge des leichten Verdienstes sich manche überflüssige für den Europäer fast wertlose Gegenstände und Kinderspielzeuge anschafft, so darf man daraus nicht schließen, daß ihm solche Dinge nun zum Bedürfnis geworden wären. Man fordere ihn einmal auf, für solche Schätze ein Stück Land zu beackern! Er wird lächeln und nie mehr wieder kommen.

Auf der Insel Sansibar, wo seit 45 Jahren zahlreiche europäische Kaufleute sich befinden, wo die Europäer in die mannigfachste Berührung mit der eingeborenen Bevölkerung kommen, wo der Hauptsitz der kirchlichen Missionen ist, können wir von einem Fortschritt der Eingeborenen in kultureller Beziehung durchaus nicht sprechen. Daß der Sultan manche europäischen Dinge recht angenehm findet, daß er sich einen französischen Koch hält, daß er nicht mehr mit den Fingern ißt — viele seiner Unterthanen verübeln ihm das sehr —, daß er sich einen Turm erbaut hat, auf dem elektrisches Licht glüht, nimmt sich, in angemessener Weise dargestellt in einem Aufsatze über die Fortschritte der Civilisation in Ostafrika, gewiß sehr hübsch aus, hat aber in Wirklichkeit nicht viel zu bedeuten. Das sind alles nur civilisatorische Spielereien. Die Neger haben sich in ihren Sitten und Gebräuchen nicht geändert, ihre Lebensweise ist dieselbe wie früher, der Ackerbau hat sich nicht gehoben, ist im Gegenteil zurückgegangen. Der freie Neger ist träge, er arbeitet nur vorübergehend, wenn der Hunger

ihn dazu treibt, er fühlt nicht das Bedürfnis, sich zu verbessern, obwohl zahlreiche Beispiele, die ihm die strebsamen emporkommenden indischen Händler bieten, dazu anregen könnten. Einen auch nur einigermaßen wohlhabenden Neger giebt es nicht. Er lebt in seiner elenden Hütte und bei seiner elenden Nahrung wie früher, und wenn man auch bei ihm meist einen Teller oder eine Schüssel europäischen Porzellans findet, so braucht er sich deshalb doch nicht mehr anzustrengen. Wie billig die eingeführten Waren sind, geht unter anderem auch daraus hervor, daß der Neger jetzt Petroleum brennt, statt seines gewiß wohlfeilen Kokosnußöls. Für gewöhnlich läuft er in einem einfachen baumwollenen Hüfttuche umher; will er sich fein machen, dann zieht er ein langes weißes baumwollenes Hemde an, das höchstens 6 Mark kostet. Die Stoffe für die Bekleidung des Weibes repräsentieren einen Wert von ca. 15 Mark. Von Schmuck trägt der Mann gar nichts, höchstens einen wertlosen Fingerring, die Frau einige Perlen um den Hals, sowie kleine Ringe in den Ohren und zuweilen in der Nase. Ein Kochtopf aus Thon, als Lager ein auf Pfosten ruhender Holzrahmen zwischen dem ein Geflecht von Kokosstricken ausgespannt ist, einige von der Frau gefertigte Schlafmatten, ein paar Schüsseln von Holz und Porzellan, vielleicht ein kleiner Spiegel und eine kleine Kiste: das ist alles, was seinen Hausstand ausmacht und zwar selbst in Sansibar, dem Paris Ostafrikas, wo er täglich die schönsten und verlockendsten Dinge vor Augen hat. Nun sage man noch, daß der Neger sich neue Bedürfnisse angewöhne.

Die englische Sklavenbefreiung und die kirchlichen Missionen.

Auch die Mißerfolge der Missionen in Ostafrika zeigen auf das Deutlichste, daß durch den bloßen Verkehr mit den Eingeborenen, durch Predigen und Lehren nichts erreicht wird. Ich habe mich während meines siebenjährigen Aufenthaltes in Ostafrika vergeblich bemüht einen bekehrten Neger zu finden. Meines Wissens existierte in ganz Ostafrika eine zeitlang wenigstens ein solcher Mensch, nämlich der von Stanley bekehrte, vor kurzem gestorbene König

Mtesa von Uganda, der aber hernach Mohamedaner wurde und später wieder ein Heidenleben führte. Es wurde ferner in früheren Jahren ein sogenannter Bekehrter auf der englischen Missionsstation Rabai (bei Mombassa) gezeigt, ein Mann, der, von seinem Stamme ausgestoßen, bei der Mission Zuflucht gesucht hatte. Als ich diese von dem deutschen Missionar Krapf in den vierziger Jahren angelegte Station besuchte und die vielen niedlichen Häuschen sah, dachte ich, daß hier die Missionare jedenfalls sich eines Erfolges zu erfreuen hätten. Aber auf meine Frage, wie viel Wanika — so heißt der Volksstamm, unter dem sich die Station befindet — sich hier bei der Mission angesiedelt hätten, antwortete der schwarze in Bombay ausgebildete Reverend beschämt aber offen: „Nicht ein einziger, denn die Eingeborenen lieben den Palmwein zu sehr und den dürfen sie bei uns nicht trinken.“ Woher, so wird der Leser fragen, bekommen denn aber die zahlreichen Missionsstationen in Ostafrika ihre Missionskinder? Auf eine sehr einfache und bequeme Weise. Alle auf den ostafrikanischen Missionen befindlichen Schwarze sind den Arabern abgenommene Sklaven, die von der englischen Regierung den verschiedenen Missionsanstalten „geschenkt“ werden. Die Sache verhält sich nämlich so. Bei Sansibar befindet sich eine englische Marinestation, der speziell die Ueberwachung des Sklavenhandels obliegt. Kleine Dampfbarkassen versehen die Polizeidienste zwischen der Insel Sansibar und den Küstenplätzen, durchsuchen jedes ihnen begegnende arabische Fahrzeug und nehmen es ohne weiteres fort, wenn Schwarze auf demselben gefunden werden, die nicht zur Mannschaft des Fahrzeuges gehören. Das letztere wird verbrannt, die Araber wandern in den Kerker und die „befreiten“ Sklaven zum Teil in die Missionen — wobei auch die französische katholische Mission bedacht wird —, zum Teil in englische Dienste auf Kriegsschiffen, oder in die südafrikanischen Kolonien. Die in diesen Diensten thätigen englischen Offiziere und Mannschaften legen einen großen Eifer an den Tag, denn sie erhalten für ein jedes abgefangene arabische Sklavenfahrzeug eine Belohnung, die sich nach dem Tonnengehalt desselben und nach der Anzahl der erbeuteten Sklaven richtet, eine Belohnung, welche so beträchtlich ist, daß der Kommandierende der Station, der immer partizipiert, jährlich seine 8—12000 Mark Gratifikation dadurch erhält. Man erkennt daraus, daß, so wie die englische

Regierung im großen sich vorzüglich durch politische Interessen und Nützlichkeitsrücksichten in der Sklavenfrage leiten läßt, so auch im kleinen ihre ausführenden Organe erst durch klingende Münze angehalten werden müssen, ihre Pflicht als Soldaten im Dienste der Humanität zu erfüllen. Denn ohne Aussicht auf den Gewinn würde der Eifer dieser Leute bald erlahmen. Auch der Sultan von Sansibar geht meist nicht leer aus bei einem solchen Sklavenfang. Er erhält seinen Teil in Menschenware, denn seine Plantagen sind der Arbeiter sehr bedürftig. Das nennen die Engländer Sklavenbefreiung.

Sehr bezeichnend ist auch, daß die Erwachsenen unter den den Arabern abgenommenen Sklaven selbst von den Missionen zurückgewiesen werden, „weil mit diesen nichts mehr anzufangen sei." Die katholische Mission wenigstens acceptierte immer nur die Kinder. Es ist das gewiß zweckmäßig, läßt sich aber doch wohl nicht so ganz mit den christlichen Lehren in Einklang bringen. Die streng mohamedanisch gesinnten Somali sind in der Beziehung konsequenter. Wenn sie Kriegsgefangene gemacht haben, so unterwerfen sie dieselben sofort der Beschneidung und stempeln sie wenigstens der Form nach zu Mitgliedern des alleinseeligmachenden Mohamedanismus. Die englische Mission nimmt auch ältere Leute an; sie weiß noch etwas mit ihnen anzufangen, wenn sie auch nicht zur „Bekehrung" taugen: man läßt sie die schweren Arbeiten verrichten. Vermietete doch der frühere englische Bischof von Sansibar solche Arbeitsleute sogar in der Stadt bei den Europäern, für, wenn ich mich recht entsinne, zwei Dollar monatlich, wovon ein Dollar dem Arbeiter verblieb und der andere der Mission zufiel.

Auch der Mohamedanismus hat in Ostafrika, wo er sich nicht durch Feuer und Schwert Anhänger verschaffte, nicht an Ausbreitung gewonnen, obwohl die mohamedanische Religion in mancher Beziehung bei den Negern leichter Eingang findet als die christliche. Es ist merkwürdig, wie wenig Mühe sich hier die Mohamedaner geben, Proselyten zu machen. Es kommt wohl hin und wieder vor, daß jemand, der seine Frömmigkeit in besonderer Weise bethätigen will, einen Neger der Küstenstämme zum Übertritt veranlaßt, indem er ihm Geschenke macht und ein Schlaraffenleben an der Küste ausmalt. Meistens kehren aber die so Bethörten,

nachdem sie das Leben an der Küste kennen gelernt haben, namentlich wenn mit der Zeit die Spenden des Adoptivvaters, wie sich jene Bekehrer nennen, aufhören, wieder in ihre Wildnis zurück. Auch die zahlreichen im Kongo-Gebiet befindlichen Missionare haben in Bezug auf die Bekehrung der Eingeborenen kein Glück. Hier erfordert es aber schon etwas mehr Rührigkeit und anderer Mittel, um die nötigen Erfolge zu erzielen, als wie in Ostafrika, wo die englische Regierung die Fürsorge übernimmt. Im Westen besitzen die Eingeborenen selbst Sklaven, besonders die sogenannten Könige; auch ist es nicht selten, daß der Vater sein Kind, der Häuptling seine unmündigen Unterthanen fortgiebt, ver—schenkt, oder, drücken wir uns humaner aus, den Europäern zur Erziehung übergiebt. Man muß sich in Afrika den Anschauungen der Neger anzupassen verstehen. Während man bei uns, wenn man sein Kind anständig erziehen lassen will, schweres Geld bezahlen muß, empfängt man dort noch Geschenke obendrein. Freilich haben in Afrika die Erzieher später das Recht, die Arbeitskraft der Zöglinge zu benutzen. Aus solchen „Adoptivkindern" bestehen im Westen vorzugsweise die Insassen einer Missionsstation.

Deutsche Missionsstationen habe ich bisher noch nicht kennen gelernt; sie sollen im Hereró- und Damara-Lande viel Gutes gestiftet haben. Wie es mit den deutschen Negerchristen bestellt ist, mögen die folgenden Sätze aus einem Berichte über Lüderitzland in der deutschen Kolonialzeitung 1885, Heft 5, S. 131 zeigen: „Ihrer Religion nach sind sie (die Eingeborenen) teils Heiden, teils Christen; letztere sind wohl die zahlreicheren und vornehmeren, namentlich aber bekennen sich alle Häuptlinge zur christlichen Religion. Man würde aber fehl gehen in der Annahme, letztere habe besonders veredelnd auf ihren Charakter gewirkt; aus Überzeugung sind wohl nur die wenigsten Christen und ich glaube kaum, daß einer von ihnen, mit Ausnahme vielleicht des Schullehrers und Kanzlers Christian Goliath, zum Märtyrer seines Glaubens werden würde." Aber, so höre ich sagen, wenn auch die Missionen in Bezug auf die Religion nichts ausrichten, so sind die Missionare doch immer die Träger der Kultur und Verbreiter der Civilisation. Sehen wir einmal zu, wie es damit in Ostafrika steht. Zugegeben, daß die dortigen Missionare Träger der Kultur sind, so verbreiten

sie die Kultur und Civilisation nur innerhalb des eng begrenzten und scharf abgesonderten Fleckchens der Missionsanstalt. Ich will hierbei nicht von der Insel Sansibar sprechen, obwohl hier der Hauptsitz der Mission ist, wo sich eine stolze protestantische und eine bescheidene katholische Kirche befinden. Hier, so könnte man sagen, sei der mohamedanische Einfluß zu groß, um überhaupt etwas erwarten zu können. Aber auch unter den unabhängigen Stämmen der Ostküste haben die Missionare innerhalb eines Zeitraumes von 40 Jahren nicht den geringsten Einfluß auf die Eingeborenen auszuüben vermocht. Dieselben leben in ihrer alten Weise fort, sie leisten der Mission keine Dienste, sie geben ihre Kinder nicht der Mission zur Erziehung, sie haben keine Fortschritte hinsichtlich der Bebauung des Landes gemacht, sie sind faul, träge und indifferent geblieben. Nach irgend einer Richtung hin müßte sich doch der civilisierende Einfluß, den die Träger der Kultur ausgeübt haben sollen, äußern, aber ich habe nirgends eine Spur davon gefunden. Kann man von einer Verbreitung von Kultur und Civilisation sprechen, wenn einige Missionare mit enormen Ausgaben einige niedliche Steinhäuschen für sich und einige elende Lehm- oder Eisenblechhütten für die Zöglinge erbauen, einige Kokosnußbäume anpflanzen und kleine Strecken Land beackern lassen, deren Erträgnisse nicht einmal ausreichen, die Leute zu ernähren? Als der deutsche Reisende Hildebrandt mit seiner Karawane aus dem Inneren zurückkehrte und bei der englischen Mission Rabai Halt machte, um seinen hungrigen Trägern Nahrung zu kaufen, war auf dieser großen „Kulturstation" nicht das geringste zu haben. Und was findet man denn auf den Pflanzungen einer solchen Niederlassung? Dasselbe, was der Neger baut, und weniger als die arabischen Plantagen aufweisen. Die französische katholische Mission läßt ihre Zöglinge wenigstens tüchtig arbeiten und unterrichtet sie in allen möglichen Handwerken, die englische scheint das Prinzip zu haben, sie zu Paradepuppen heranzuziehen. Aber selbst die oft genannte und als ein Muster hingestellte katholische Mission zu Bagamojo gegenüber Sansibar ist, trotzdem sie über 15 Jahre besteht, trotzdem sie sich im Gegensatz zu manchen englischen so sparsam wie möglich einrichtet, trotzdem sie die Arbeitskräfte von der englischen Regierung geschenkt erhält und trotzdem sie eine große Plantage mit Kokosnußbäumen und

allen einheimischen Nährpflanzen besitzt, nicht imstande, sich selbst zu unterhalten und bedarf noch jährlich eines Zuschusses von tausenden von Mark aus der Heimat. Zumteil sind auch wohl die Bodenverhältnisse daran schuld, daß die Plantage wenig Ertrag abwirft. Der Kaffee, welcher dort gezogen wird, reicht nicht einmal für den Morgentrank der Herren Geistlichen. Das Getreide, welches geerntet wird, langt nicht einmal, um die Neger zu ernähren. Die katholische Mission hat gewiß manches Gute geschaffen, z. B. ein Hospital, eine Schmiedewerkstatt, es ist alles praktisch bei ihr eingerichtet, die Pflanzungen sind wohlgepflegt — kurz, es läßt sich nichts aussetzen, außer daß die Station ein Kloster ist und keine Kultur und Civilisation verbreitende Anstalt.

So idyllisch und harmlos ist die englische Mission nicht. Sie ist hoffärtig und kampflustig. Hat sie doch auch einen wesentlich politischen Zweck, indem sie der englischen Regierung Gelegenheit giebt, wann es ihr beliebt, im „Interesse der Humanität" sich in die Landesangelegenheiten einzumischen. Der Engländer Thomson, der Reisende der Geographical Society, giebt das auch zu, wenn er mit etwas gewundenem Stil schreibt: . . . . «if not making many Converts, were at least keeping the country open.» Die englische Mission muß aber ferner in gewisser Beziehung geradezu kulturfeindlich und schädlich genannt werden. Nicht nur, daß sie den Arabern gegenüber Recht und Gerechtigkeit mit Füßen tritt, sondern sie giebt auch durch ihr Verhalten Veranlassung, daß der freie Neger die Missionen und die europäische Kultur verabscheut. Wenn ein Schwarzer von der Mission zu den Mohamedanern flieht — es ist sehr bezeichnend für die „Befreier" und Menschenbeglücker, daß so etwas vorkommt —, so verlangen die Missionare seine Auslieferung; im umgekehrten Falle verweigern sie eine solche, da ein jeder Mensch, der englischen Boden betreten, „frei" sei. Eigentümliche Begriffe von Freiheit! Ferner wollen die Engländer den Mohamedanern nicht gestatten, ihre Sklaven körperlich zu züchtigen, und es kommt zuweilen vor, daß sie hindernd dazwischen treten. Man mag über die körperliche Züchtigung eines Menschen verschiedener Ansicht sein, aber von einem englischen Missionare ist es reine Heuchelei, wenn er den Mohamedanern in der Beziehung Vorwürfe machen will, da er selbst an seinen Zöglingen, und zwar in recht roher Weise, die

Prügelstrafe vollzieht. Ich habe selbst einen solchen Akt mit angesehen auf der der „Church-Mission" gehörigen Station Kissaoni bei Mombassa. Zwei junge Leute der Station hatten einen unerlaubten Umgang mit einem Mädchen, der nicht ohne Folgen geblieben war. Man ließ die ganze Mission auf einem Platze sich versammeln, in dessen Mitte ein dicker Pfahl errichtet war, der, wie man ihm ansah, häufiger schon zu ähnlichen Zwecken Verwendung gefunden hatte. An diesen wurde zunächst der eine der beiden Uebelthäter in aufrechter Stellung mit Händen und Füßen festgebunden und dann von einem Neger mit einem dicken Stocke so lange geprügelt, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Der Arzt der Station mußte zugegen sein, um den Augenblick anzugeben, wo ein ferneres Schlagen lebensgefährlich würde. Der eine der Verbrecher hielt 60, der andere 67 Stockschläge aus, bis der Zustand ein bedenklicher wurde. Die Zöglinge der Mission von den jüngsten bis zu den ältesten waren in einem Halbkreise um den Pfahl aufgestellt. Dicht neben demselben mußte das straffällige Mädchen der Exekution zusehen, dessen Züchtigung Umstände halber bis auf spätere Zeit verschoben wurde. Auf einer in der Nähe des Richtplatzes vorbeiführenden öffentlichen Straße sammelten sich viele Mohamedaner und deren Sklaven, die mit höhnischen Bemerkungen dem Schauspiele zusahen. „Uns verbieten jene Leute zu schlagen, sie selbst schlagen noch mehr," sagten die Araber, unter welchen ich stand; ein Neger äußerte: „Es ist noch besser, der Sklave eines Arabers als der eines Europäers zu sein; denn solcher Dinge wegen prügelt der Araber uns nicht." —

Ich selbst hatte in dem Augenblicke den unchristlichen Wunsch: „wenn doch alle die englischen Missionare, die ähnliche Verbrechen begangen, auch einmal so bestraft würden."

Kann man sich da wundern, wenn der freie Neger nicht viele Lust hat, sich „bekehren" und „civilisieren" zu lassen? Kann man sich wundern, wenn die Missionskinder von den Eingeborenen die „Sklaven der Europäer" genannt werden? Muß nicht der letzte Funke von Ehrgefühl, den der Neger etwa noch besitzt, auf diese Weise ausgelöscht werden? Wenn man den arabischen Sklaven Sansibars die freie Wahl ließe, ob sie in ihren alten Verhältnissen als Sklaven verbleiben oder als „freie Männer" auf einer Missions-

station leben wollten, so würden alle das erstere vorziehen. Ich hatte mir vorgestellt, die armen Sklaven der Araber müßten ihre „freien" Brüder auf den Missionen wegen ihrer besseren Lage beneiden; aber es ist gerade das Gegenteil der Fall: man verspottet die von den Missionaren abhängigen Neger. Der übliche Spottname ist makrobói (sing. mkrobói), der von dem englischen Krooboy herstammt. Als die ersten englischen Schiffe mit Kroo-Negern (aus der Gegend von Liberia) in Ostafrika erschienen, hörten die Sansibarneger, wie die Engländer die schwarzen Matrosen Krooboys nannten. Seitdem heißen alle von den Europäern abhängigen Schwarzen makrobói, welches Wort mit der Zeit einen verächtlichen Sinn erhalten hat. Daß sie Sklaven genannt werden, kann auch schon aus dem Grunde nicht wunder nehmen, weil die Suahelisprache kein Wort für Arbeiter oder Diener hat; alles, was arbeitet, ist Sklave, mtuma. So habe ich denn auch oft gehört, daß die Neger unsere arbeitenden Matrosen «watuma» nannten. Daß die Mohamedaner großen Haß gegen die englischen Missionare hegen, ist erklärlich und es ist zu verwundern, daß es niemals zu Thätlichkeiten kommt. Die Sansibar-Arabar sind in jeder Beziehung tolerant. Unter ihrer Herrschaft leben die verschiedensten Religionen und Konfessionen in der schönsten Eintracht bei einander. Die protestantischen und katholischen Kirchenglocken erschallen neben den mohamedanischen Rufen zu Allah; Buddhisten und Feueranbeter verrichten ungestört ihre religiösen Ceremonien, und der Heide vom afrikanischen Festlande, der Elfenbein zur Küste gebracht hat, wandelt unter diesen verschiedenen Gläubigen friedlich umher. Dieser Friede wird nur zuweilen durch die Anmaßungen der englischen Missionare gestört, die auch schon ihren Zöglingen religiösen Haß einzuprägen scheinen; denn es ist wiederholt vorgekommen, daß die katholischen Missionskinder von ihnen mit Steinen und Stöcken angefallen wurden. Was ich von dem gegenseitigen Verhältnisse der Missionare auf der Church-Mission und von der Feindschaft der letzteren mit der Baptist-Mission gesehen habe, so ist das keineswegs geeignet, um den Eingeborenen als ein gutes Vorbild zu dienen. Wenn der Reichstag die Mittel bewilligte, um die englischen Missionen im Kamerun-Gebiet aufzukaufen, so wird dies für das Land ein ganz bedeutender Gewinn sein.

Ich habe die verschiedensten Negerstämme kennen gelernt und monatelang unter denselben zugebracht; sie waren alle den Europäern freundlich gesinnt und wünschten, daß man sich bei ihnen niederlasse, aber von einem Anschluß an die Missionen wollten sie nichts wissen. Nicht aus dem Grunde, weil sie etwa mehr arbeiten müßten, sondern weil sie „wie Sklaven" seien und dann weil „uthia mingi kwao," d. h. weil man bei jenen so vielen Quälereien ausgesetzt sei: beten, lesen, schreiben, singen u. s. w. Das aber, was die Neger am meisten abschreckt und auch den auf der Mission lebenden männlichen und weiblichen Individuen am unerträglichsten ist, besteht darin, daß sie in dem Alter, wo sie die Natur darauf hinweist und unter Verhältnissen, wo weder soziale Hindernisse bestehen, noch die Ernährungsfrage in Betracht kommt, nicht heiraten können. Die Entscheidung darüber ist ganz von dem Ermessen der Missionare abhängig, welche als ein beliebtes Strafmittel für Erwachsene auch das Verbot zu heiraten eingeführt haben. Auch ist der Neger auf der Mission nicht immer in der Lage, sich ein Weib nach seiner Wahl nehmen zu können. Nichts ist mehr geeignet, die Immoralität zu fördern und den Charakter des Negers zu verderben, als die in dieser Hinsicht bestehenden Einschränkungen. Der auf der Mission erzogene Neger ist niemals frei. Selbst nachdem er erwachsen ist und geheiratet hat, kann er nicht seinem eigenen Erwerbe nachgehen. Er muß auch dann noch auf der Mission bleiben, mag er wollen oder nicht. Er ist seines freien Willens vollständig beraubt. Man sagt zwar, es stände ihm ja frei, fortzulaufen; aber man muß bedenken, daß die meisten Neger sich ihres Verhältnisses zur Mission nicht recht bewußt sind und fürchten, wenn sie sich derselben entziehen, wieder mit Gewalt zurückgeführt zu werden. Wie oben erwähnt, ist das bei der englischen Mission in der That der Fall. Mir hat es immer den Eindruck gemacht, als ob die englische Mission deshalb ihre Zöglinge so wenig arbeiten ließe, damit ihnen das Leben nicht zu unerträglich würde und sie in Versuchung kämen, fortzulaufen. Wenn man den Insassen der Missionen freie Wahl ließe, so würden die meisten dieselben sofort verlassen.

Selbst die von Kindheit an auf der Mission erzogenen Individuen müssen bis an ihr Lebensende unter strengster Aufsicht gehalten, sie müssen gleichsam zeitlebens wie Schuljungen behandelt

werden, wenn das bischen Religion und Bildung, das man ihnen mühsam eingetrichtert, nicht sofort wieder verloren gehen soll. Sie selbständig werden zu lassen, ist unmöglich; sich selbst überlassen, fallen sie in ihr altes „Heideleben" zurück. Brenner, ein Begleiter Baron von der Decken's, der nach dessen Tode selbständige Reisen in Ostafrika gemacht hat, brachte einen Knaben von dem Nomadenstamme der Gala mit nach Europa und ließ ihn in Merseburg die Schule besuchen. Als Brenner nach Sansibar zurückkehrte, nahm er jenen als seinen Diener wieder mit und behielt ihn bis zu seinem nach einigen Jahren erfolgenden Tode bei sich. Diesen Schwarzen traf ich an der Küste bei Mombassa, wo er sich in der Umgebung einer englichen Missionsstation umhertrieb; er war wieder vollständig „Wilder"; man merkte ihm nicht im geringsten an, daß er jemals mit gesitteten Menschen in Berührung gekommen; er war im Gegenteil schlechter als früher, denn er hatte sich dem Trunke ergeben; von der deutschen Sprache wußte er noch zwei Worte: „Schule" und „Prügel". Man erkennt hieraus, daß der Neger die Bedürfnisse, welche er sich angewöhnt hat, sich auch wieder sehr rasch abzugewöhnen vermag und daß selbst, wenn er eine bessere Nahrung, bessere Kleidung und überhaupt bessere Lebensverhältnisse Jahre lang gewohnt gewesen ist, er dieselbe ohne weiteres mit schlechteren vertauscht, zumal wenn er sich gezwungen sieht, dieselben sich selbständig durch Anstrengung und Fleiß erarbeiten zu müssen. Zahlreiche Beispiele von Negern, die auf der Mission erzogen sind, beweisen das.

Zugleich erkennen wir aber auch aus den Resultaten, welche die Missionen erzielen, daß der von diesen eingeschlagene Weg und ihre Erziehungsmethode nicht viel verspricht. Man darf an diese Naturkinder nicht zu große Anforderungen stellen, ihnen die gewohnte Freiheit nicht zu sehr beschränken. Die Religion und Bildung, welche auf der Mission eingeimpft wird, ist doch nur sehr gering; die aus der Mission hervorgegangenen Kultur-Neger sind Treibhauspflanzen, die wohl in dem Schatten der Klostermauern gedeihen können, aber zu Grunde gehen, wenn sie in dem Sonnenschein der großen Welt fortexistieren sollen. Die Methode, welche die Missionare verfolgen, um die Neger der europäischen Kultur zu gewinnen, ist in der That die kostspieligste, langwierigste und erfolgloseste. Sie liefert

auch, wenigstens was die englischen Missionen anbetrifft, sehr unbrauchbare Kulturprodukte. Zu angestrengten Arbeiten sind die englischen Neger nicht erzogen; sie sind weniger brauchbar wie der wilde Neger, haben sich aber eine Menge Eigenschaften angewöhnt, die sie vor jenem sehr unvorteilhaft auszeichnen. Vor allem ist ihnen jede Natürlichkeit abhanden gekommen; sie sind gekünstelt in allem, was sie thun und sprechen. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß die europäischen Häuser keinen christlichen Diener haben wollen; sie ziehen die mohamedanischen bei weitem vor, schon allein aus dem Grunde, weil sie keinen Alkohol anrühren. Nimmt man dem Neger noch sein natürliches Wesen, seinen naiven Sinn und seine kindliche Munterkeit, zwängt ihn ein in europäische Kleidung und Formen, so ist er eine wahre Karrikatur und einem dressierten Affen ähnlicher, denn einem Menschen.

Die Sklaverei.

Wir haben also gesehen, daß der heutzutage als inhuman verschrieene Zwang selbst von den Missionaren geübt wird, die christliche Liebe und Humanität doch gewiß für sich in Anspruch nehmen, wenn sie auch für die Bethätigung derselben nicht mehr Garantien bieten, wie jeder andere Mensch. Und es ist in der That schwer denkbar, daß die Negerrasse ohne einen gewissen Zwang zu einer höheren Kulturstufe geführt werde. Soviel ist aber sicher, daß wir die Arbeit des Negers, welche wir für die Kultivation seines Vaterlandes notwendig brauchen, nur durch einen Zwang erlangen können. Alle Erfolge, welche in kultureller Beziehung bis auf die jüngste Zeit in Afrika erzielt wurden, sind nur mit Hülfe von erzwungener Arbeit möglich gewesen. Dies gilt nicht nur für die mohamedanischen Kulturländer des Nordens und des Ostens, sondern auch für die christlich-portugiesischen in Ost- und Westafrika. Auch dort bestand in ihrer Blütezeit die ausgedehnteste Sklavenwirtschaft. Selbst in Südafrika haben sich die Holländer der erzwungenen Arbeit der Eingeborenen bedient, die sie in ein Verhältnis der Hörigkeit brachten. Was Sansibar betrifft, so ist die Kultur, welche die Maskataraber dorthin gebracht haben, auch nur dadurch möglich gewesen, daß man sich die Negerarbeit erzwang,

und der größte Teil des Handels basiert noch heutigen Tages durchaus auf der früheren und noch bestehenden Sklaverei. Es ist zwar oft behauptet worden, daß die arabische Kultur überhaupt nicht den Namen verdiene, daß man den unter ihrem Einflusse stehenden Neger schwerer für die Civilisation gewinnen könne als den wilden Afrikaner. So allgemein kann man das nicht behaupten. Die freien mohamedanischen Neger Sansibars sind die besten Kräfte europäischer Expeditionen, und die Kongo-Gesellschaft sieht sich genötigt, um überhaupt Arbeitskräfte zu erhalten, die aus der vielgeschmähten arabischen Kultur hervorgegangenen Sansibarleute zu engagieren. Der Reisende, welcher nach mehrmonatlichem Aufenthalte im Inneren des Kontinents wieder zu den mohamedanischen Küstenbewohnern Ostafrikas zurückkehrt, empfindet so recht, was für ein Abstand doch zwischen der arabischen Kultur und denjenigen Zuständen ist, wie sie sich bei den Völkern des Binnenlandes finden. Im Osten sind die Araber die eigentlichen Pioniere gewesen, auf deren Wegen die Europäer weiter arbeiten. Auf den arabischen Routen sind auch die Missionare vorgedrungen; in den Gebieten des Ostens, wo die Araber keinen festen Fuß gefaßt haben, finden wir auch keine Missionsstationen.

Wir dürfen in der Beurteilung der Sklaverei nicht ungerecht sein. Auch der Araber ist nicht imstande, in Afrika die schwere Feldarbeit zu leisten, ebensowenig wie in Indien die hellfarbige Rasse zur Bodenbearbeitung fähig ist. Es blieb ihm, wenn er überhaupt einen Erfolg erzielen wollte, nichts übrig, als den Neger sich dienstbar zu machen. Aber er hätte das in einer mehr praktischen, ökonomischen und humanen Weise ausführen sollen, als wie er es gethan hat. Tausende und tausende sind dabei in der rohesten Weise geopfert worden und nur ein Bruchteil langte an seinem Bestimmungsort an. Seit dem Jahre 1873, wo der Sultan zur Anerkennung des Sklaventraktates gezwungen wurde, ist es nicht mehr erlaubt, Sklaven einzuführen, zu verhandeln, oder von einem Platze zum anderen zu bringen. Aber trotz der strengen Kontrolle, welche die Engländer ausüben, trotz der härtesten Strafen, welche dem Zuwiderhandelnden drohen, werden doch noch immer Sklaven eingeschmuggelt. In Fruchtsäcke verpackt, unter Holz versteckt u. s. w. werden sie von den arabischen Händlern den Augen der englischen

Seepolizei entzogen und heimlich nachts ans Land gebracht. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß der Kauf und Verkauf von Sklaven in der Stadt Sansibar noch fortbesteht; in gewissen Häusern werden sie täglich zu Markte gebracht. Die Freierklärung der vorhandenen Sklaven hat die englische Regierung nicht durchzusetzen vermocht und hat es vielleicht auch aus Nützlichkeitsrücksichten nicht gethan. Schon jetzt ist die wirtschaftliche Kalamität infolge des Mangels an Landarbeitern fühlbar genug, obwohl noch eine große Menge Sklaven vorhanden ist. Die Plantagen gehen zurück, die Suahelibauern des Küstengebietes haben zum Teil nicht einmal die nötigen Kräfte, den dringendsten Nahrungsbedarf anzupflanzen, geschweige denn Handel mit Bodenprodukten zu treiben. Es wird nicht einmal so viel Reis produziert, als für die Versorgung Sansibars nötig ist. Hauptsächlich leiden aber die Pflanzungen auf der Insel Sansibar, denn an der Küste ist die Erwerbung von Sklaven noch eher möglich. Die freien Neger, deren sich mit der Zeit durch Freilassungen besonders infolge der englischen Einmischung Tausende umhertreiben, haben keinen Geschmack an der Feldarbeit, zumal, da sie sich ihren Unterhalt auf andere leichtere Weise beschaffen können, wozu ihnen die Handelsstadt Sansibar die mannigfachste Gelegenheit bietet. Selbst für sehr hohen Lohn erhält man keinen freien Neger zur Feldarbeit. Ebensowenig behagen ihm die anderen schweren Arbeiten, wie Steinebrechen, Lehm- und Sandholen, Lastenschleppen 2c. Alle diese und viele andere Arbeiten werden bis auf den heutigen Tag ausschließlich von Sklaven besorgt. So geschieht das Sammeln der Orseille-Flechte, das Fischen der Kauriemuscheln, das Kopalgraben ebenfalls nur durch Sklavenhände. Die Arbeiten in den europäischen Faktoreien werden fast ausschließlich durch Sklaven verrichtet. Kurz, der ganze Handel und Verkehr beruht noch heutigen Tages auf der Sklaverei. Vor einigen Jahren sahen sich die europäischen Kaufleute gezwungen, bei dem Sultan zu petitionieren, er möge die Einfuhr neuer Hamalis (Lastträger) veranlassen, da die vorhandenen nicht mehr genügten. Diese Hamalis bestehen aus besonders starken Leuten vom Niassa-See, welche nur zum Transportieren der schweren Ballen von und zu den Schiffen benutzt werden. Da die Arbeit sehr anstrengend, die Nahrung eine dürftige ist, so sind diese Leute nach wenigen Jahren

verbraucht und es bedarf daher immer eines Ersatzes durch neue Kräfte. Der englische Generalkonsul opponierte dagegen und erteilte den unter seinem Schutze stehenden Europäern, die die Eingabe mit unterzeichnet hatten, eine energische Strafpredigt, weil sie zum Sklavenhandel angeregt hätten. In letzterer Beziehung hatte der englische Konsul gewiß recht. Aber dieses Verbot war immer nur eine halbe Maßregel, und was nach der einen Richtung hin human war, hatte nach der anderen Richtung hin sehr inhumane Folgen. Denn nun wurden die wenigen noch vorhandenen Arbeitskräfte in noch unmenschlicherer Weise ausgebeutet, als es bereits der Fall war. Das Lächerlichste aber ist, daß sich jeder Engländer und selbst die englische Regierung dieser Lastträger bedient, wie denn überhaupt fast alle Arbeiter in den europäischen Häusern mohamedanische Sklaven sind. Wollte man daher eine indirekte Unterstützung der Sklaverei nicht dulden, so müßte man vor allen Dingen den Mohamedanern nicht die Möglichkeit bieten, ihre Sklaven in so gewinnbringender Weise zu verwerten, wie ihnen das durch die Arbeit in den Handelshäusern möglich wird. Die Sklaven, welche in fester Stellung vermietet sind, müssen die Hälfte oder zwei Drittel ihres monatlichen Lohnes abliefern; die Tagelöhner müssen täglich ihrem Herrn 35 Pfennige bringen. Bereits vom siebenten Jahre an werden die Sklavenkinder (Knaben wie Mädchen) beschäftigt. Ein Sklave, der 100—120 Mark gekostet hat, wirft seinem Besitzer einen jährlichen Reingewinn von mindestens 100 Mark ab, eine Kapitalanlage, wie sie günstiger nicht gedacht werden kann. Mit Recht sprechen die Araber zu den Europäern: Ihr benutzt unsere Sklaven für eure Arbeiten, ihr kauft unsere Gewürznelken, die wir nur mit Hülfe unserer Sklaven ziehen können, ihr kauft das Elfenbein, das wir durch unsere Sklaven herbeischleppen, ihr werdet reich durch unsere Sklaven — und doch behauptet ihr, das Sklavenhalten sei ein Unrecht?

Es ist vergebliche Mühe, einem Mohamedaner begreiflich machen zu wollen, daß der Handel mit Menschen unrecht sei. Für ihn ist überhaupt nur der „Gläubige“ ein Mensch, und er würde, wenn es in seiner Macht stände, alle Ungläubigen als seine Sklaven behandeln. Die Sklavenfrage ist aber für den Araber und mohamedanischen Küstenbewohner Ostafrikas eine Existenzfrage. Er lebt

von dem Ertrage des Bodens und er handelt mit den Produkten seiner Plantagen. Werden ihm die Arbeitskräfte entzogen, so wird er seiner Existenzmittel beraubt. Einstweilen hat er noch in dem Elfenbeinhandel einen Ersatz, aber wenn ihm auch dieser von den Europäern entrissen wird, so geht er seinem Untergange entgegen.

Die Verhinderung der Sklaveneinfuhr hat in gewisser Beziehung sehr inhumane Folgen. Unter normalen Verhältnissen hatte es der arabische Sklave nicht schlecht, wenn auch jedenfalls eine unrechtmäßige Ausnutzung der Arbeitskräfte stattfand. Die Art und Weise, wie die Neger zu Sklaven gemacht und wie auf dem Transporte zu ihren Bestimmungsorten mit dem kostbaren Menschenmaterial umgegangen wurde, war eine verwerfliche. War der Sklave aber in den definitiven Besitz eines Mohamedaners übergegangen und hatte sich in die neuen Verhältnisse eingelebt, so behagten ihm diese oft besser, wie das frühere Leben. Ja, viele der Haussklaven wollen überhaupt gar nicht frei sein. Es ist mir mehrfach vorgekommen, daß ein Sklave, den ein Europäer loskaufen wollte, bat, ihn im alten Verhältnisse zu belassen. Die Sclaven, die nur einen einigermaßen wohlwollenden Herrn besitzen, können kein sorgloseres Leben führen als wie in solcher Stellung. Sie werden von ihrem Herrn ernährt und gekleidet, auch wenn keine Arbeit vorhanden ist; sie werden gepflegt, wenn sie krank sind; die Landsklaven haben zwei Tage in der Woche frei, um für sich zu arbeiten oder zu ruhen, alt und schwach geworden leben sie auf Kosten ihres Besitzers bis an ihr Ende. Thut der Sklave nur seine Arbeit und ist er treu und zuverlässig, so kann er im übrigen thun und lassen, was er will. Er kann ein Weib nehmen, wann und wie es ihm paßt, er hat seinen eigenen Haushalt und seine kleine Pflanzung; kurz, er ist glücklich, glücklicher und zufriedener als die auf einer Mission eingesperrten „freien Menschen". In Religionssachen verlangt der Mohamedaner nicht viel von seinem Sklaven; er darf natürlich kein Schweinefleisch essen und keine unreinen Tiere berühren, er muß den Fastenmonat mitmachen und als „gebildeter" Mensch sich auch einige Redensarten angewöhnen, wie „so Gott will", wenn man etwas auf ungewisse Zeit verschieben oder unbestimmt lassen will, „im Namen Gottes", wenn man zu essen beginnt und „gelobt sei Gott" nach der Sättigung. — Aber das

genügt vollkommen, um sich mit Stolz „Islam“ zu nennen. Man stellt sich gewöhnlich alle Sklavenbesitzer als grausame Menschen vor. Man muß aber zwischen Sklavenbesitzern und Sklavenhändlern wohl unterscheiden. Letztere sind durch ihr rohes und blutiges Handwerk vollkommen abgestumpft; unter den ersteren giebt es ebensoviel humane und inhumane Leute wie bei uns. Hat doch der Besitzer von Sklaven nicht weniger Interesse daran, seine Arbeiter bei vollen Kräften und bei guter Gesundheit und Zufriedenheit zu erhalten, wie unser Bauer sein Pferd. So wie dieses vernachlässigt wird und Hunger leiden muß, wenn der Bauer in seinem Wohlstande zurückgeht, so geht es auch heute mit den Sklaven der ostafrikanischen Mohamedaner. Seitdem keine Zufuhr neuer Sklaven mehr stattfindet, hat sich die Lage der vorhandenen bedeutend verschlechtert. Es gilt dies besonders von den Landsklaven. Sie werden jetzt vielfach in der grausamsten Weise überanstrengt und ausgenutzt. Der Besitzer einer Plantage will dieselbe mit der geringen Zahl von Sklaven so viel wie möglich in demselben Zustande erhalten wie zu der Zeit, wo die Arbeitskräfte in Überschuß vorhanden waren. Der Sultan von Sansibar hatte vor dem Jahre 1870 50,000 Sklaven, jetzt hat er nur noch 10,000*; also innerhalb 15 Jahren ist die Zahl auf ein Fünftel gesunken. Das beweist wohl zur Genüge, was diese armen Leute für ein Leben führen, das kennzeichnet auch hinreichend die Gesinnungen eines Mannes, der, wie wir sehen werden, eine jährliche Einnahme von 5 Millionen Mark hat und von dem die Engländer sagen, daß sie ihn den humanen Anschauungen gewonnen hätten. „Sie erhalten zu wenig Nahrung und haben zuviel Arbeit, deshalb sterben sie hin und vermehren sich nicht.“ Das sind die eigenen Worte eines sultanlichen Plantagenverwalters. Man muß sie gesehen haben, diese elenden halbverhungerten Gestalten, mit einem schmutzigen Baumwollenfetzen um die Hüften, um zu begreifen, auf wie barbarische Art allmählich die Sklaverei beseitigt wird. Die Mohamedaner fürchten alle, daß über kurz oder lang die Sklaven freigegeben werden, deshalb kann es ihnen gleichgültig sein, ob sie aussterben oder nicht. Aus dem Grunde ist es auch inhuman, die Freiheit der Sklaven nach einer gewissen Reihe von

* Nach Angaben der arabischen Plantagenverwalter.

Jahren zu fordern, wie solches von den Engländern mit den Bewohnern der Komoren-Inseln vereinbart worden sein soll. Diese Forderung hat nur dann Sinn, wenn man die Verhältnisse überwachen kann und Garantieen hat, daß die Sklaven während dieser Zeit nicht auf Leben und Tod ausgenutzt werden. Will man einmal in die Angelegenheiten eines fremden Volkes sich einmischen und in seine wirtschaftlichen Verhältnisse so tief eingreifen, so sollte man vor allem keine halben Maßregeln treffen und dafür sorgen, daß nicht einerseits ein wirtschaftlicher Ruin entsteht und andererseits Zustände sich entwickeln, die nicht weniger grausam sind als die, welche man abzuschaffen bemüht ist.

Da unter den jetzigen Verhältnissen weder auf dem Lande, noch in der Stadt eine Fortpflanzung der Sklaven in nennenswerter Weise stattfindet, so würde die in Brasilien getroffene Bestimmung, daß von einem gewissen Termin an alle von Sklaven geborene Kinder frei sein sollen, im Sansibargebiet gar keine Bedeutung haben. Man hätte vor allem darauf hinwirken müssen, den Sklaven ein menschenwürdiges Dasein zu sichern und die geringe Anzahl von Landarbeitern, die überhaupt vorhanden, vor dem Aussterben zu bewahren. Dazu genügte die Verordnung, daß der Sklave nur acht Stunden täglich arbeiten, für jede Stunde 1 Pfennig Lohn erhalten solle und die bereits ihm gegenüber anerkannten Verpflichtungen auch weiterhin streng durchzuführen seien. So gut, wie man darüber wacht, daß keine Sklaven mehr verkauft, eingeführt, mißhandelt werden, ebensogut kann man auch hier eine Kontrolle ausüben. Für den Sklavenbesitzer hätte der Monatslohn nicht 2 Mark pro Kopf ausgemacht, wenn man die Tage abrechnet, an denen nicht gearbeitet wird: den Donnerstag, der den Sklaven gehört, und den Freitag, den arabischen Sonntag. Dem Sklaven aber wäre bei einem täglichen Verdienst von 8 Pfennigen die Möglichkeit gegeben, sich außer dem Maß Getreide von etwa 1½ ℔, das sein Herr ihm zu geben verpflichtet ist, noch Fische oder etwas Fleisch zu kaufen.

Bei einem Tagelohn von 50 Pfennigen und einer Arbeitszeit von acht Stunden kann sowohl der ostafrikanische Pflanzer, als auch der freie Arbeiter bestehen, der bei einem Lohne von 15 Mark monatlich für sich selbst zu sorgen hat.

Man muß bedenken, daß ein erwachsener Neger sich für 20 Pfennige täglich gut zu ernähren vermag. Außerdem ist überall unkultiviertes Land vorhanden, von welchem der Arbeiter für sich selbst ein Stückchen bebauen kann. Dagegen soll sich nach der Angabe der Suahelibauern bei einem Lohne von 20 Mark monatlich der Anbau mancher Produkte nicht mehr rentieren, wie z. B. Negerkorn (Durrha), Maniok, Mais, Zuckerrohr. Abgesehen davon, würde es auch schwer halten, selbst für einen noch höheren Lohn Landarbeiter zu erhalten. Denn obwohl viele freie Neger — Freigelassene und deren Nachkommen — auf Sansibar und an der Küste existieren, so würde es doch niemandem einfallen, sich als Landarbeiter zu vermieten; das wäre das letzte, wozu der freie mohamedanische Neger sich entschlösse. In der Not müßte er sich zwar auch hierzu verstehen, aber diese Not kann so leicht nicht eintreten. Die Sansibarneger, welche sich auf drei Jahre an die Kongogesellschaft verdungen haben, verrichten freilich auch Landarbeit, aber sie befinden sich in der Fremde, wo sie aushalten und thun müssen, wie ihnen befohlen wird. Treibt ihn auf Sansibar der Hunger, so vermietet er sich an die einheimischen Karawanen oder die Expeditionen der Europäer. Da bekommt er sofort 2 oder 3 Monate Lohn in Vorschuß (30—50 Mark), während der Reise lebt er auf Kosten des Unternehmers, und wenn auch die Anstrengungen und Entbehrungen zuweilen sehr große sind, so vertröstet er sich auf das herrliche Leben nach der Rückkehr, welches ihn der oft 100 bis 200 Mark betragende rückständige Lohn eine Zeitlang zu führen gestattet. Die zurückbleibende Frau erhält von dem Lohne eine Kleinigkeit, ernährt sich aber wesentlich selbst durch Anfertigung von Strohmatten, die anstatt der Teppiche und zur Bereitung des Lagers Verwendung finden. In der Stadt sind freie Neger wohl auch in den Faktoreien der Europäer beschäftigt, wo sie täglich 50 bis 80 Pfennige verdienen können, doch behagt ihnen diese Arbeit weniger. Im allgemeinen ziehen sie leichte Arbeit und geringen Lohn der schweren Arbeit und hohem Lohne vor.

Der Sultan von Sansibar.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß sich der Sultan von Sansibar solange wie möglich gestreubt hat, den Sklavenhandel aufzuheben und daß er durch die Kanonen der Engländer dazu gezwungen werden mußte. Noch heutigen Tages sind es nur die englischen Kanonen, welche ihn den Sklaventraktat halten lehren. Wenn ihn die englischen Zeitungen als einen Mann darstellen, der ein begeisteter Anhänger der humanen Ideen, ein Förderer der Civilisation und geographischen Wissenschaft geworden sei, so sind das weiter nichts wie konventionelle Lügen. Der Sultan ist im Vergleich zu den übrigen Arabern gewiß ein einsichtiger Mann, besitzt gesunden Menschenverstand und hat sich mit großem Geschick in das Unvermeidliche gefunden, aber deshalb ist er doch noch durch und durch Araber und Mohamedaner und in den Anschauungen befangen, die er geerbt und mit der Muttermilch eingesogen hat; ebensowenig wie zur christlichen Religion hat er sich auch zu den christlichen und humanen Anschauungen bekehrt, wie wir bereits gesehen haben. Was seine geographischen Kenntnisse anbetrifft, so dürften sie wohl kaum die eines Sextaners übertreffen, wie nach der arabischen Erziehung, welche nur darauf Bedacht nimmt, Gebetformeln einzutrichtern, auch nicht anders denkbar ist. Die geographischen Forschungen in seinem Lande sind ihm ein Ärgerniß; aber er muß gute Miene zum bösen Spiel machen und sieht sich zur Ausstellung eines Empfehlungsbriefes an die wissenschaftlichen Reisenden gezwungen. Die Gouverneure an der Küste wissen ja doch, was sie zu thun haben. Sie kommen dem Europäer mit den ausgesuchtesten Höflichkeiten und Gastgeschenken entgegen, hinter seinem Rücken aber bieten sie alles auf, um seine Pläne zu durchkreuzen. Und sie haben darin vollkommen recht. Oder sollen sie müssig zusehen, wie der Europäer ihre Autorität bei den Eingeborenen untergräbt, wie er die Preise verdirbt und sie verhindert sich die notwendigen Arbeitskräfte zu verschaffen?

Wir können uns daher auch nicht wundern, daß der Sultan von Sansibar neuerdings der Kongo-Gesellschafft verweigert hat, in seinem Gebiete Arbeiter anzuwerben. Er ist für seine Stationen

am Tanganika-See besorgt, wo die Araber die besten Elfenbeingeschäfte machen. Allerdings ist der Handel in diesen Gebieten frei und kann also auch von den Arabern dort betrieben werden, vorausgesetzt, daß sie sich des Raubhandels und Sklavenhandels enthalten. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Kongo-Staat die arabische Konkurrenz in Nyangwe, dem Hauptelfenbeinplatze am oberen Kongo, nicht angenehm sein kann und daß er wünschen muß, die Araber aus jenem Gebiete sobald wie möglich loszuwerden. Das wissen die Araber wohl. Der bekannte Elfenbeinhändler Tibu Tip, der Hunderte eigener, wohlbewaffneter Sklaven besitzt, ist im vorigen Jahre mit der ausgesprochenen Absicht von Sansibar aufgebrochen, den Europäern am Kongo „Konkurrenz" zu machen. Er hat eine Karawane von mindestens 2000 Mann und ist auf vier Jahre mit allem Notwendigen versehen. Möglich, daß es bei Nyangwe einmal zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Europäern und Arabern kommt.

Der Sultan persönlich hat, was seinen Geldbeutel anbetrifft, wenig unter den veränderten Verhältnissen zu leiden. Wenn ihm auch der Sklavenhandel nichts mehr einbringt — jeder Sklave that 2 Dollar Zoll — so hat er doch durch andere Zölle und Plantagenwirtschaft eine jährliche Einnahme von 5 Millionen Mark. Von allen fremdländischen Waren ist er nach den mit den verschiedenen Mächten geschlossenen Handelsverträgen einen Zoll von 5 Prozent in Natura zu erheben berechtigt. Seine Unterthanen kann er natürlich besteuern, wie es ihm beliebt, und er ist darin nicht zurückhaltend. Während im allgemeinen die Landesprodukte ebenfalls 5 Prozent Zoll thun, hat er auf Elfenbein und Kopal besonders hohe Zölle gelegt; das erstere ist mit der enormen Steuer von 1,30 Mark, das letztere mit 10 Pfennigen pro Pfund belastet. Auch von den Gewürznelken erhebt er noch einen Extrazoll. Den Pulververkauf nimmt er, wie schon oben bemerkt, für sich allein in Anspruch, entgegen den Bestimmungen der Verträge, was jedoch in gewisser Beziehung vieles für sich hat. Die Zölle bringen ihm ungefähr 3 Millionen Mark ein, das übrige zieht er aus seinen Gewürznelken-, Kokosnuß- und Zuckerpflanzungen. Er ist Geschäftsmann und der einzige Araber, der gute Geschäfte macht, wenn er auch bei rationellerer Geschäftsführung noch viel besseren Gewinn

erzielen würde. Denn seine Handelsflotte kostet ihm wohl mehr, als sie ihm einbringt. Er liebt es, immer eine Anzahl seiner eigenen Schiffe im Hafen liegen zu sehen; deshalb läßt er sich jetzt noch zwei weitere bauen, so daß sich dann seine Dampfer auf sieben belaufen. Außerdem besitzt er noch eine kleine Kriegsflotte von fünf Schiffen, die aber sehr vernachlässigt wird. Auf seinen Kauffarteischiffen befinden sich deutsche Kapitäne, Steuerleute und Ingenieure, auf einer deutschen Werft werden die neu bestellten Dampfer gebaut, die Säulen seines neuen Palastes bestehen aus deutschem Eisen, ein deutsches Karussel hat er sich für seinen Harem kommen lassen. Man sieht, daß eine Sympathie fürs Deutsche besteht, oder sagen wir vorsichtiger bestand. Denn ob dieselbe, zumal unter den jetzigen Umständen, von Dauer sein wird, ist unberechenbar. Nach den bisherigen Erfahrungen von arabisch-sultanlicher Gunst und Beständigkeit ist das nicht zu erwarten. Sind doch auch schon in früheren Zeiten solche „deutsche Perioden" dagewesen.

Der Sultan ist bei seinen Unterthanen nicht beliebt. Die mohamedanischen Küstenbewohner können es nicht einsehen, weshalb ihr Sultan den Engländern in allen Dingen nachgegeben hat. Wenn man erst längere Zeit unter ihnen gelebt und sich mit ihnen befreundet hat, dann erfährt man allmählich, wie verhaßt sich der Sultan durch sein Nachgeben in der Sklavenfrage gemacht hat. Die guten Leute bedenken nicht, daß er der Gewalt hat weichen müssen und daß jeder andere Sultan ebenso zu handeln gezwungen ist. Auf die Engländer ist man natürlich erst recht erbittert und man begegnet diesen besonders in den nördlichen Teilen der Sansibarküste mit großer Zurückhaltung und mit Argwohn. Die Eingeborenen erkundigen sich bei der Landung eines Europäers zuerst danach, ob er ein Engländer ist, und wenn dies nicht der Fall, so findet er gewiß freundliche Aufnahme. In naiver Weise wurde ich oft gefragt, warum die Königin von England nicht dulden wolle, daß sie Sklaven hielten? Man führte mich dann vor die Ortschaft und wies auf große Strecken Landes hin, die früher wohlgepflegte Felder waren und nur aus Mangel an Arbeitern wieder zur Wildniß werden. Uebrigens sind die Unterthanen ängstlicher Natur und in ihren Aeußerungen über den Sultan sehr vorsichtig, weil man mit Recht fürchtet, sich die größten Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Denn der Sultan ist unumschränkter Herr über Leben und

Tod. Wer nur kurze Zeit in den Gefängniß genannten Höhlen zubringen muß, läuft Gefahr von bösartigen Fiebern dahingerafft zu werden. Nicht selten verlangt der Sultan Extraabgaben in Getreide, und von den Willkürlichkeiten der Gouverneure haben die Pflanzer auch nicht wenig zu leiden. Die Araber Sansibars hat der Sultan besonders durch den hohen Zoll auf Gewürznelken erbittert. Man sagt ihm nach, er sei sehr habsüchtig, er könne nicht leiden, wenn ein anderer eine gute Pflanzung angelegt oder ein schönes Haus errichtet habe. Alles suche er in seine Hände zu bringen und einem ausgesprochenen Wunsche von ihm müsse man immer willfahren.

Die Hauptunkosten, welche die Verwaltung seines Reiches ihm auferlegt, bestehen in der Unterhaltung der bewaffneten Macht. Die Gouverneure der Hauptküstenplätze erhalten jährlich eine bestimmte Summe, für die sie eine gewisse Anzahl Soldaten anwerben müssen. Diese rekrutieren sich alle aus dem südlichen Arabien und bilden eine irreguläre, meist mit langen Luntengewehren bewaffnete, wilde aber tapfere Bande. Im Volksmunde werden sie der eigentümlichen Sprünge wegen, die sie bei ihren Kampfspielen machen, „Wiroboto", d. h. Flöhe, genannt. Außer diesen unterhält der Sultan seit fünf Jahren noch eine sogenannte Garde, die auf nachstehende einfache und praktische Weise geschaffen wurde. Infolge der englischen Intervention hat sich mit der Zeit auf Sansibar eine Bande von Bummlern gebildet, die sich mit Vorliebe am Hafen umhertreiben, um sich den Fremden als Wegweiser aufzudrängen oder kleine Dienste für die im Hafen liegenden Schiffe zu besorgen. Wie es diesen Leuten möglich wird ihr Leben zu fristen, ist oft ein Rätsel. Wenn ein solcher freilich einmal einen Tag auf einem Schiffe arbeitet, so kann er sich soviel verdienen, um eine ganze Woche in süßem Nichtsthun hinzubringen. Diese Bummler machten sich schließlich in einer Weise bemerkbar, daß sie wohl auch den englischen Behörden ein Ärgerniß waren. Denn es wurde dem Sultan der Rat erteilt, sich eine Garde zu bilden und alle freien Neger, die keine Beschäftigung nachweisen könnten, zu Gardisten zu pressen. Das ließ sich der Sultan nicht zweimal sagen. So finden wir denn jetzt eine aus fast durchweg gepreßten Soldaten bestehende, von einem englischen Marineoffizier befehligte Garde von 1500 Mann, die aber mehr

als Spielerei, denn als kriegstüchtige Truppe gelten kann, was unter anderem daraus hervorgehen mag, daß man für exerzieren keinen anderen Ausdruck hat als «ku tschaesa», d. h. spielen. Trotz des hohen Lohnes von 15—20 Mark monatlich bei freier Kleidung, ist allen Negern dies Soldatenleben von Herzen verhaßt; es wird als sehr hart und anstrengend bezeichnet, obwohl die Anforderungen, welche gestellt werden, nur gering sind. Die gute Bezahlung hat manche Araber veranlaßt, ihre Sklaven in der Garde „arbeiten" zu lassen, welche ihnen auf diese Weise einen sicheren Gewinn von 7—10 Mark monatlich abwerfen. Auch die sogenannten Offiziere sind zumteil gepreßt; sie bestehen meist aus den intelligenteren mohamedanischen Komoro-Negern, in denen arabisches Blut fließt. Die Neger hatten eine solche Scheu vor dem Soldatenstande, daß sie in den europäischen Häusern zu Spottpreisen ihre Dienste anboten, weil sie in solcher Stellung nicht aufgegriffen werden konnten. Man sieht, daß selbst unter den Auspizien der englischen Regierung dem freien schwarzen Menschen ein nicht geringer Zwang angethan wird. Wenn aber hier, wo es sich um die Durchführung einer weniger wichtigen Sache handelt, die Ausübung eines Zwanges statthaft ist, warum soll nicht auch da ein kleiner Zwang stattfinden, wo man der Kultur dienliche Zwecke verfolgt?

Der Sultan von Sansibar kann das Küstengebiet von Cap Delgado bis zum Wubischi-Flusse, ungefähr 1° südlich vom Aequator, sein nennen. Auf dieser Strecke kann er, mit Ausnahme eines gleich zu erwähnenden Gebietes, thun und lassen was er will. Weiter nördlich an der Somaliküste liegen nur einige Ortschaften, in denen er ein Fort mit Gouverneur und Soldaten besitzt. Diese sind: Kismaju, wo sich der einzige Hafen des Somalilandes befindet, Barawa, Makdischu, Marka, Dschech und Amruti. Die frühere Ortschaft an der Mündung des Juba-Flusses ist verfallen; es befinden sich jetzt nur wenige Fischerhütten dort. In den gegenannten Plätzen ist seine Herrschaft von den eingeborenen Somali insofern anerkannt, als sie ihm gestatten, einen Zoll zu erheben und die Ordnung in diesen Handelsplätzen aufrecht zu erhalten. Außerhalb der Stadtmauern vermag der Sultan nicht, seine Autorität geltend zu machen.

In jenem erstgenannten Gebiete bis zum Wubuschi besitzt der

Sultan ca. 20 größere Ortschaften mit Gouverneuren und Soldaten und eine Menge kleinerer mit Dorfschulzen. Nur in dem an der Formosabai gelegenen Distrikte befindet sich von 2′ ° 40′ bis 3 ° s. Br. keine Niederlassung. Diese Strecke kann er insofern nicht sein nennen, als die Eingeborenen, die nomadisierenden Gala, hier vollkommen Herren sind. Sie haben in den sechziger Jahren eine mohamedanische Ortschaft am Ras Gomäni, in dessen Nähe sich ein guter Ankerplatz befindet, zerstört und erhalten jährlich einen Tribut vom Sultan, damit sie seine Unterthanen, die dort reisen oder Geschäfte halber sich aufhalten, in Frieden lassen. In den Monaten Oktober bis Januar finden sich nämlich in einem Maräräni, (d. h. am Orseilleplatze) genannten Terrain (unter 2′ ° 49′ s. Br.) Araber und Suaheli mit ihren Sklaven ein, um die hier zahlreich wachsende Orseilleflechte zu sammeln. Während dieser Zeit befindet sich auch ein vom Gouverneur in Mambrui abhängiger Vizegouverneur hier. Vielleicht könnte man mit Recht sagen, daß der Sultan nur das Gebiet sein nennen darf, wo er Schutz zu gewähren vermag. Hier ist das nicht der Fall.

Wie weit sich das sultanliche Gebiet ins Innere hinein erstreckt, ist schwer zu entscheiden; soweit die Plantagen der Suaheli reichen jedenfalls, aber diese liegen kaum drei deutsche Meilen weit von der Küste entfernt. Unter Suaheli versteht man im allgemeinen die seit altersher angesessenen mohamedanischen Küstenbewohner, die dem Bantustamme angehören, aber mehr oder weniger mit arabischem Blute gemischt sind. Ihre Gesichtsbildung zeigt ebenso große Verschiedenheiten wie ihre Hautfarbe: man begegnet Leuten, die die charakteristische Negerphysiognomie haben und anderen, die den scharf geschnittenen feinen orientalischen Typus zeigen, man sieht die hellgelbe den vornehmen Arabern eigentümliche Hautfarbe neben der tiefschwarzen des Negers. Die helle Hautfarbe ist aber nicht immer mit der edleren Gesichtsform korrespondierend. Von den Eingeborenen selbst wird jedoch nur den von den kleinen Inseln Lamu, Siu und Pata und dem gegenüberliegenden Festlande stammenden Bewohnern der Name Suaheli beigelegt, die sowohl durch die Gesichtsbildung, als auch besonders durch ihren eigentümlichen Dialekt leicht kenntlich sind. Die übrigen Küstenbewohner werden nach ihrem Wohnorte, z. B. Leute von Mombassa, von Kiloa, von Sansibar 2c. bezeichnet.

Der Sultan erklärt auch das weiter im Inneren gelegene Land für sein Eigentum, mit welchem Rechte mag dahingestellt bleiben. In einigen Gebieten übt er ja einige Autorität aus. So auf der Karawanenstraße von Bagamojo nach Ujiji; ferner in der Berglandschaft von Ussambá, am linken Ufer des Panganiflusses. Hier geriert sich der in Masinde wohnende Häuptling Samboja gleichsam als Statthalter des Sultans, indem er am Freitage, dem arabischen Sonntage, die rote Flagge aufzieht. Uebrigens erhält er von den durchziehenden Karawanen Tribut. Am Tanaflusse, der in jenem oben bereits erwähnten Galagebiete mündet, erstreckt sich die arabische Herrschaft bis zur Ortschaft Muniuni. Die hier wohnenden Wapokomo-Neger sind geradezu geknechtet. Der Gouverneur dieses fruchtbaren Gebietes wohnt in Kau am Osiflusse. Das unweit gelegene sogenannte Wito ist weiter nichts wie eine elende im Urwalde versteckt liegende Ortschaft, wo der Nachkomme der früheren Beherrscher der Suaheli mit Namen Simba (Löwe), mit einigen Hundert seiner Getreuen wohnt. Derselbe ist machtlos, hat aber noch viele Sympathien unter den Suaheli der Küste, welche ihn ihren rechtmäßigen Sultan nennen und von Said Bargasch nichts wissen wollen.*)

Erziehung des Negers zur Arbeit und seine Arbeitsleistung.

Sowohl die in Afrika von den Mohamedanern, wie die in Amerika von den Weißen geübte Sklaverei zeigt uns, daß eine selbst Generationen hindurch in anderer Umgebung und unter anderen Lebensverhältnissen geleistete Sklavenarbeit die Natur des Negers nicht verändert. Sobald der Zwang aufhört, hört auch das Arbeiten auf. Nur in den Gebieten, wo ihn die Not dazu zwingt, leistet er die zur Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse erforderliche Arbeit; in den Distrikten, wo die Natur so freigebig und verschwenderisch ist, ihm ein müheloses Dasein zu gestatten, kommt er als Arbeiter für die Plantagenwirtschaft nicht in Betracht. Viele der fruchtbarsten Pflanzungen sind in den westindischen Kolonien, besonders auf

*) Uber die Verhältnisse im südlichen Galalande und Wito habe ich in den Mitteilungen der Geogr. Gesellsch. in Hamburg 1876—77 berichtet.

Jamaica und Domingo, zu Wildnissen geworden; man hat sich gezwungen gesehen, hunderttausende von indischen Kulis zu importieren, um die notwendigsten Arbeitskräfte zu erhalten. Wir sind aber nicht berechtigt, daraus den Schluß zu ziehen, daß der Neger überhaupt niemals dahin gelangen werde, in unserem Sinne ein selbständiger Mensch oder der freiwillige Mitarbeiter des Europäers zu werden. Wir können nur behaupten, daß die Sklaverei ebensowenig das Mittel ist, den Neger einer höheren Kulturstufe zuzuführen wie die absolute Freiheit. Hätte man zugleich mit dem Arbeitszwange einen erziehenden Einfluß ausgeübt, hätte man ohne jenen aufzuheben allmählich seine Lage verbessert, ihm gewisse Rechte eingeräumt und vor allem auch auf die Erziehung der in der Sklaverei geborenen Kinder Wert gelegt, so hätte man gewiß bessere Resultate erzielt. Aber da man nur seine Arbeitskraft wie bei einem Tier ausgebeutet hat, so kann man sich auch jetzt nicht wundern, daß er, sich selbst überlassen, wie ein unvernünftiges Tier sich benimmt.

Wenn man heutzutage von einem Zwange spricht, welcher der schwarzen Rasse angethan werden müsse, so läuft man Gefahr, für einen inhumanen Menschen, vielleicht sogar für einen verkappten Sklavenhändler gehalten zu werden. Dennoch sehe ich mich gezwungen, dem Zwange das Wort zu reden, und ich glaube, daß alle, welche die Zustände im äquatorialen Afrika kennen gelernt und den Charakter des Negers studiert haben, zugestehen werden, daß ein gewisser Zwang die einzige Möglichkeit bietet, die Pläne, welche man in Bezug auf die Kultivierung des Landes und die Civilisierung der Bevölkerung hegt, zu verwirklichen. Das Unrecht, das man den Negern in der Sklaverei angethan, scheint man durch das entgegengesetzte Prinzip wieder gut machen zu wollen. Aber die zügellose Freiheit, in der man ihn jetzt im Verkehr mit den verschiedenen europäischen Elementen verkommen läßt, ist nicht weniger inhuman, als die Ausbeutung seiner Arbeitskraft in der Sklaverei. Sich selbst überlassen, eignet er sich, wie die Erfahrung lehrt, nur die Fehler und schlechten Seiten der europäischen Civilisation an und nicht die Vorzüge derselben. Er wird nicht zum Arbeiten angeregt, sondern eher noch durch den leichten Verdienst, welchen der dortige Handel mit sich bringt, und durch die mannigfachen Geschenke

und Abgaben, welche üblich sind, von energischer Thätigkeit zurückgehalten. Durch den bloßen Handel mit den Europäern wird der Neger nicht erzogen, sondern verzogen, nicht gebildet, sondern verbildet, nicht moralischer, sondern unmoralischer. Nur dadurch, daß wir ihn an eine regelmäßige und stetige Arbeit gewöhnen und sein Thun überwachen, wird es gelingen, ihn allmählich zu einem anderen Menschen zu machen.

Zur Kolonisation Afrikas ist die Arbeit des Negers unentbehrlich. In keinem anderen fremden Lande sind wir von den Eingeborenen so abhängig wie in Afrika, das wegen seiner wenigen natürlichen Verkehrswege, seines Klimas und seiner Bodenbeschaffenheit der Kultivation die größten Schwierigkeiten bietet. Wenn uns auch die Eingeborenen keinen aktiven Widerstand entgegensetzen, so ist der passive und ihre Gleichgültigkeit doch genügend, unsere Unternehmungen und Bestrebungen scheitern zu lassen. Afrika kolonisieren, heißt den Neger arbeiten machen. Das Anlegen von Wegen und Eisenbahnen, die Errichtung von Niederlassungen und die notwendigen Hafenbauten, die Arbeiten auf den die Flüsse befahrenden Dampfern und die persönlichen Dienstleistungen bei den Europäern, alle die vielen Arbeiten, die der Handelsverkehr und das Eindringen der Europäer in das Innere des Landes bedingen, können nur durch Eingeborene gethan werden. Aber das ist noch das Geringste. Wir haben gesehen, daß das ausgedehnte Innere des Landes außer dem Elfenbein nichts birgt, was sich lohnte zur Küste transportiert zu werden; wir haben ferner gesehen, daß auch die Küstenregion verhältnismäßig nicht viel bietet und daß der Handel nur gering und keiner großen Steigerung mehr fähig ist. Sollte sich auch hier oder dort eine Kupfer- oder sogar Goldmine finden, die ebenfalls nur mit Hülfe der Eingeborenen sich ausbeuten ließe, so handelt es sich doch immer hauptsächlich darum, ob wir dem Boden wertvolle Handelsgewächse abgewinnen können. Nur in der Plantagenwirtschaft beruht die Zukunft Afrikas; nur im Anschluß an diese haben die afrikanischen Gebiete nicht nur für wenige Kaufleute, sondern auch für die Gesamtheit größeres Interesse; nur im Anschluß an diese ist auch der Handel fähig, sich auszubreiten und unserer Industrie die Möglichkeit geboten, ihren Produkten auf dem afrikanischen Markte Absatz zu verschaffen. Man spricht in den Er-

örterungen über den afrikanischen Handel so häufig von der unerschöpflichen Tauschkraft der Eingeborenen, ein Schlagwort, das wie so viele angenehm und vielversprechend klingt, in dem aber, bei Lichte betrachtet, wenig Sinn liegt. Man sollte lieber unerschöpfliche Arbeitskraft sagen. Zum Tauschen gehört keine Kraft, wenn nur die Tauschobjekte da sind; aber die sind, wie wir gezeigt haben, nicht vorhanden, sondern müssen erst geschaffen werden. Was würde es uns nützen, ob wir jetzt Waggonladungen von Baumwollenstoffen, Eisendraht und allen möglichen Fabrikaten in das Innere des Landes führten? Wogegen sollen die Eingeborenen diese Dinge eintauschen, selbst wenn sie dieselben noch so sehr begehrten? Sie kennen und besitzen nicht einmal etwas, was sie anbauen und kultivieren könnten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt die Neigung dazu hätten. Im günstigsten Falle müßten wir sie doch erst unterweisen, um Reis, Kaffee, Tabak oder Baumwolle zu ziehen; aber wir wissen, daß wir mit der bloßen Unterweisung nicht zum Ziele kommen. *Ihre Arbeitskräfte* können die Eingeborenen gegen unsere Waren eintauschen. Die Plantagenwirtschaft erfordert eine große Menge Arbeitskräfte und eine dauernde und stetige Arbeitsleistung, die wir nur durch einen gewissen Zwang erlangen können. *In der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht allein der große Schatz, den Afrika birgt.*

Zur Ausführung eines solchen Zwanges bedarf es keiner inhumanen Maßregeln oder gar solcher Gräuel, wie die sogenannte freie Anwerbung von Südseeinsulanern für die Plantagen in Queensland verübt hat. Der Arbeitszwang ist das leichteste und wirksamste Erziehungsmittel; dasselbe würde alle anderen Aenderungen in Bezug auf die Sitten und Gebräuche, welche sich auf die Dauer mit unseren europäischen und humanen Anschauungen nicht vereinbaren lassen, von selbst nach sich ziehen. Den Arbeitszwang wird der Neger nicht als eine Freiheitsberaubung und als eine Knechtschaft im schlimmen Sinne fühlen, sobald er den ihm gebührenden Lohn erhält. Das, was wir Freiheits- und Ehrgefühl nennen, kennt er nicht. Er empfindet selbst die Sklaverei nicht als Schande, wie daraus hervorgeht, daß die meisten Sklaven, die einen *guten* Herrn haben, nicht frei sein wollen. Als mohamedanische Sklaven

schätzen sie sich höher, als die freien „Wilden“; sie spielen als Sklaven selbst die Herren, indem sie sich wieder eigene Sklaven kaufen, welche die ihnen selbst unbequemen Arbeiten verrichten; in einem Falle habe ich sogar einen Aftersklaven dritter Reihe kennen gelernt. Außerdem finden wir bei sehr vielen Stämmen Institutionen, welche die verschiedensten Formen der Unfreiheit, von einer dem Fremden kaum bemerkbaren Dienstbarkeit bis zur nackten Sklaverei, umfassen; freilich wird bei letzterer nie die Arbeitskraft des Individuums so ausgebeutet wie in Amerika und zumteil auch bei den Mohamedanern. Der Neger wird es ganz natürlich finden, wenn der Europäer, dessen Überlegenheit er in jeder Beziehung anerkennt, den er oft seinen Gott nennt, ihn sich dienstbar macht; er wundert sich sogar, wenn jener das nicht thut. Er kann es nicht begreifen, weshalb der Europäer, der alles bezwingen kann und so viele Wunderkräfte und große Zaubermittel besitzt, niemals Gewalt anwendet. So denken im Osten die ackerbautreibenden Bantustämme, welche gewohnt sind, von den Mohamedanern gemißhandelt und betrogen zu werden. Der Bantuneger ist unermüdlich im Überlegen und Beratschlagen, aber unentschlossen im Handeln. Er ist hartnäckig wie ein Bauer und kann um nichts sich zanken und streiten gleich unseren Kindern, aber meist zieht er einen schimpflichen Frieden einem siegreichen Kriege vor. Ein wie gefügiges, williges und geduldiges Geschöpf der Neger dieser Stämme ist, erkennt man daraus, wie er sich von den Mohamedanern behandeln läßt. Die Waniamwesi (Bewohner von Uniamwesi) sind die reinen Packesel der Araber; zu hunderten werden sie wie das Vieh zusammengetrieben, um die Lasten zu schleppen; an der Küste angekommen, erhalten sie kaum die nötige Nahrung und ein Stück Baumwollenzeug; sie bekommen nicht den dritten Teil des Lohnes, den ihnen der Europäer zahlt. Im Gebiete des Tanaflusses ($2^1/_2{}^0$ s. Br.) haben wenige Mohamedaner den größten Teil eines kräftigen Negerstammes, der Wapokomo, geknechtet, ohne einen Blutstropfen zu vergießen: die Neger müssen die Reisfelder bestellen; die sich widersetzenden werden geschlagen oder wandern ins Gefängnis. Alles läßt man über sich ergehen. Als ich die Eingeborenen, unter denen ich mehrere Monate zugebracht, fragte, weshalb sie sich das gefallen ließen, antworteten sie mir: „Wir lieben den Frieden und taugen nicht zum Kriege.“ Diese

Leute sind wie zur Sklaverei geschaffen. Die Ältesten der Ortschaften in denen ich mich aufhielt, klagten fast täglich ihr Leid und meinten, die Europäer sollten sich bei ihnen niederlassen, dann würden die Bedrückungen aufhören. Niemals beschwerten sie sich darüber — und das ist sehr charakteristisch — daß man sie zu angestrengtem Arbeiten zwänge, sondern immer nur darüber, daß man ihnen den Lohn vorenthalte. So sind diese Neger; zwingt man sie zu einer Arbeit und giebt ihnen den verdienten Lohn, so sind sie froh ob des Gewinnes und dankbar, daß man ihre Dienste anerkennt; läßt man ihnen ihren freien Willen, so thun sie nur soviel, um nicht zu verhungern. Das geht ja im Grunde den Europäer nichts an. Unsere Proletarier arbeiten auch nur aus Not. Wenn der Sansibarneger in einem Lande, wo man sich täglich von 15 Pfennigen ernähren kann, mit dem Lohne einer Tagesarbeit eine ganze Woche hindurch lebt, so haben wir eigentlich kein Recht, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Es paßt uns nur nicht und zwar aus dem Grunde nicht, weil wir einen solchen Menschen nicht zu unserem Nutzen verwenden können.

Im allgemeinen darf sich der Mohamedaner dem Neger gegenüber viel mehr erlauben, ohne auf Widerstand zu stoßen, als der Europäer. Das hat seinen Grund darin, weil der Neger von letzterem schon verwöhnt worden ist, teilweise auch, weil er jeden Europäer für einen steinreichen Mann hält, dem es gar nicht darauf ankommen kann, ob er ein paar Lasten Perlen oder anderer schöner Sachen an die armen Schwarzen verschenkt. Wenn der Europäer ein Gastgeschenk erhält, so erwartet man mindestens das zehnfache zurück.

Für die Erlangung von Arbeitskräften wird in vielen Fällen die bestehende obrigkeitliche Gewalt von großem Nutzen sein. Wie gering sie auch sein möge, an sie muß man sich zunächst halten, sie muß man zu gewinnen suchen. Da, wo unumschränkte Machthaber vorhanden sind, wird es nicht schwer halten, ihn durch Geschenke zu veranlassen, einem Unternehmen in seinem Lande Arbeiter auf längere Zeit zu verschaffen. Doch darf man sich nicht darauf einlassen, dem Oberhaupte den Lohn auszuzahlen, weil derselbe dann die Arbeiter ausbeuten und kein engeres Verhältnis zwischen den Europäern und den Schwarzen sich ausbilden würde. Streit und

Unlust wird die Folge sein und der Zweck, die Lage der Eingeborenen zu verbessern und mit der Zeit eine freiwillige Arbeiterbevölkerung zu erziehen, wird nicht erreicht werden. Aber auch da, wo keine absoluten Häuptlinge, Sultane, Könige oder wie man sie nennen will, vorhanden sind, wird man fast immer imstande sein, durch die sogenannten Ältesten einen Einfluß auf die jüngeren Leute zu gewinnen. Geschenke führen auch hier meistens zum Ziele; im Notfalle dürfte es genügen, dem Ortsvorstande anzudeuten, daß er selbst auch zur Arbeit herangezogen werden würde, wenn er keine Arbeiter beschaffe. Es ist bei ihnen selbst Sitte, daß die jüngeren Leute einer Ortschaft für die Ältesten arbeiten müssen; alle verheirateten Männer verrichten keine Landarbeit mehr, dagegen wohl die unverheirateten, die Knaben, Mädchen und alle Frauen. Wenn man nur die unverheirateten Leute eines Stammes zu der Bebauung des Ackers heranzieht, so hat man zunächst damit genug, und man wird sich dann mehr innerhalb der Grenzen der landesüblichen Institutionen halten. Die republikanische Verfassung ist bei den Stämmen des Ostens wie des Westens die vorwiegende; im Osten sind auch weniger sogenannte Könige vorhanden, wie das im Westen der Fall zu sein scheint. Ich kann mich hier einer Bemerkung in Bezug auf das Wort „Könige" nicht enthalten. Man braucht ja jenen schwarzen Herrschern den schuldigen Respekt nicht zu versagen, und in der Beziehung geht wohl der Titel König schon weit über die Grenze dessen hinaus, womit man jene Negerhäuptlinge bezeichnen sollte. Wenn man aber neuerdings, wie das in deutschen Berichten von Westafrika geschieht, von einer „Majestät des Königs von Kongo" schreibt, so bedeutet dies doch eine Erniedrigung des erhabenen Wortes. Man denke sich eine solche Majestät auf einer alten Kiste thronend, mit einem schmutzigen Baumwollenlappen um die Hüften, einem alten Cylinderhut auf dem Kopfe, einen aufgespannten roten Regenschirm haltend und halbtrunken mit grinsendem, blödem Ausdrucke den Europäer empfangend. Ebenso lächerlich ist es, die Häuptlinge im Osten mit dem Prädikat „Hoheit" zu benennen. — Da, wo im Osten von einem Oberhaupt die Rede ist, hat dasselbe doch niemals solche Gewalt, daß es ohne weiteres seine Unterthanen zum Arbeiten heranziehen könnte. Die meisten Bantustämme des Sansibargebietes, die vorwiegend für Plantagenwirtschaft geeignet

wären, bilden in politischer Beziehung keine Stammeseinheit, sondern setzen sich aus einer großen Anzahl zerstreut liegender Ortschaften zusammen, von denen jede mehr oder weniger ihre eigenen Interessen verfolgt, besonders wenn es sich um Streitigkeiten mit den Fremdlingen handelt. In Gefahren stehen sie sich selten einander bei, nur wo es gilt, Feste und Gelage zu feiern, fühlen sie sich als Brüder eines Stammes.

Wo man Gelegenheit hat, gute Sklaven freizukaufen und (mit ihrer Einwilligung) auf dem zu kultivierenden Gebiete anzusiedeln, ist dies gewiß für den Anfang eine nicht zu unterschätzende Hülfe. Im Westen kann man solche bei den Küstenstämmen für 100 Mark kaufen, auch die Expeditionen haben zuweilen diesen Weg zur Erlangung von Trägern eingeschlagen. Im Osten besitzen die meisten Volksstämme keine Sklaven, es müßte denn einmal ein den Mohamedanern entlaufener Sklave aufgegriffen werden. Nur die am Fuße des Märu-Berges unweit des Kilima-Ndjaro ansässigen Kuafi halten solche zur Bestellung ihrer Äcker. Sie erbeuten dieselben auf ihren Raubzügen im Pare-Gebirge und verhandeln sie auch zum Teil an die Mohamedaner. Die unter den Nomadenstämmen der Gala und Massai in gewisser Abhängigkeit lebenden Völker kommen hierbei nicht in Betracht. In Sansibar kann man noch immer gute Sklaven kaufen, resp. freikaufen, und zwar erhält man einen solchen für 120—130 Mark. Diese mohamedanischen Sklaven sind jedenfalls viel zuverlässiger und brauchbarer als die westafrikanischen; man hat viele ausgezeichnete Leute unter ihnen und meine besten Träger bestanden aus solchen. Im allgemeinen sind ja die freien mohamedanischen Sansibarneger, die sogenannten Wangwana, vorzuziehen. M'ngwana (plur. wangwana) bedeutet überhaupt jeder Freie im Gegensatz zum Sklaven, im besonderen werden aber so die Abkömmlinge der Freigelassenen genannt, die sich mit der Zeit sehr vermehrt haben und in einem bestimmten Stadtviertel Sansibars wohnen, übrigens sich natürlich auch an der Küste finden. Doch dünkt sich der «mtu ja Unguja» d. h. der Mann von Sansibar, tüchtiger und zuverlässiger als der «mtu ja mrima», der Mann von der Küste; und mit Recht. Diese Wangwana sind für den Landbau weniger geeignet und vielleicht auch zu teuer. Man muß bei dem Engagement von Sklaven

so verfahren, daß man zunächst mit dem Sklaven sich einigt, ehe man dem Herrn Mitteilung macht. Nie soll man einen Sklaven annehmen, der mit Unlust seinem Dienste entgegensieht oder mit dem ihm von seinem Herrn bewilligten Lohnanteil unzufrieden ist. Unter den 18 Mann, welche mir von den für die Massaireise angeworbenen 120 Trägern, unter denen zwei Drittel freie waren, desertierten, befanden sich nur 4 Sklaven.

Auch die Waniamwesi sind nicht alle mit gleichem Maße zu messen. Die Araber unterscheiden 3 Klassen mit verschieden hohen Löhnen, von denen sie die erste Klasse fast den Wangwana gleichstellen. Im Inneren kann man bei einzelnen Stämmen von dem Pater familias die Angehörigen kaufen. Vom moralischen und humanen Standpunkte aus läßt sich darüber streiten, ob man letztere Ankäufe, die ja eigentlich Loskäufe sind, gutheißen soll oder nicht. Der Neger ist ja von dem Augenblicke an frei, wo der Europäer ihn kauft; er kann dann thun und lassen, was er will. Wenn der Vater seinen Sohn anbietet, darf man ihn dann kaufen, auf einer Station ansiedeln und erziehen, oder darf man das nicht thun? Viele Missionare lassen eine solche Gelegenheit, eine Bekehrung zu machen, nicht vorübergehen. Die Engländer dürfen aber überhaupt keine Sklaven freikaufen, weil die englische Regierung hierin einen indirekten Antrieb zum Sklavenhandel sieht.

Vor drei Jahren wurde die französisch-katholische Mission bei Bagamojo von dem englischen Konsul beschuldigt, Sklavenhandel zu treiben und dieserhalb auf diplomatischem Wege verklagt. Die Sache verhielt sich nämlich folgendermaßen. Ein bis zwei Tagereisen von der Mission wohnt ein Wadóe genanntes nicht dem Bantustamme angehöriges Volk, das als wild und unzugänglich bekannt ist und manche abstoßende Sitten hat; unter anderem wird ihm auch heute noch die Vorliebe für Menschenfleisch nachgesagt. Bei diesem Stamme ist es Gebrauch, schwächliche Kinder auszusetzen. Wurden solche aufgefunden, so nahm sich die Mission, wie recht und billig war, ihrer an. Als nun die Eingeborenen merkten, daß die von ihnen verschmähten Schwächlinge von den Europäern aufgenommen und gepflegt wurden, brachten sie wohl auch ein Kind gleich zur Mission, um es hier „auszusetzen". Da sie selbst aber einen weiteren Weg zu machen hatten und den Europäern so das Aufsuchen er-

sparten, verlangten sie für ihre Bemühungen ein kleines „Trinkgeld", bestehend in einem Lappen Baumwollenzeug oder einem blanken Silberstücke. Erhielten sie das nicht, so nahmen sie lieber das Kind wieder mit und ließen es von den Hyänen verspeisen, denn dem Europäer giebt man nichts umsonst. Soll man das Verhalten der Missionare als Menschenhandel bezeichnen und darin ein Unrecht finden, selbst wenn man annehmen wollte, daß die Eltern veranlaßt werden könnten, auch nicht schwächliche Kinder fortzugeben und somit einen Kinderhandel einzurichten? Der französische Admiral, der mit der Untersuchung betraut wurde, konnte nichts Unrechtes darin finden, und so wurden die Anschuldigungen als unberechtigt zurückgewiesen.

Nicht nur seiner Willigkeit, sondern auch seiner Billigkeit wegen ist der Neger für den Plantagenbetrieb in Afrika unersetzbar. Es kommt zuweilen vor, daß freie Neger von den der Küste benachbarten Stämmen, welche sich als Träger vermieten wollen, bis zum Aufbruche der Karawane auf den Plantagen der Mohamedaner arbeiten; sie erhalten für die Stunde 7 Pfennige. Das wäre also bei einer Arbeitszeit von 8 Stunden, die für den Landbau in dem Klima genügt, ein Tagelohn von 56 Pfennigen. Im Binnenlande, wo die Löhne billiger sind, wird auch der Europäer, der ja alles teurer bezahlt, für diesen Lohn Arbeiter erhalten. Man kann auch anstatt des Stundenlohnes Parzellenlohn versuchen, d. h. der Arbeiter erhält für jedes umgeackerte Meter im Quadrat einen festgesetzten Lohn, oder für den ganzen Tag ein bestimmtes Stück angewiesen, das er für einen bestimmten Lohn umackern muß. Die ackerbautreibenden Neger haben in der Abschätzung eines Stückes Land ein gutes Augenmaß; sie geben sofort an, wieviel Lohn sie für die Beackerung eines gewissen Terrains beanspruchen können. Auf den Plantagen der Mohamedaner ist es üblich, den Sklaven ein bestimmtes Stück Land zur Bearbeitung täglich anzuweisen. Aufseher sind natürlich bei allen Arbeiten unentbehrlich. Aber der Arbeitgeber bedenke, daß die Qualität der Arbeit schlechter wird, wenn an die Quantität zu große Anforderungen gestellt werden. Die Wapokomo-Ruderer, welche ich zur Befahrung des Tanaflusses mietete, erhielten 45 Pfg. täglich in Baumwollenstoffen, einschließlich der Beköstigung. Im Binnenlande stellen sich die Unterhaltungskosten eines Arbeiters auf höchstens 10 Pfg. täglich, vorausgesetzt, daß man sich in einem bevölkerten, fruchtbaren

Gebiete befindet. Im Massailande kostet das Rind 10—20 Mark. Der Lohn für einen Träger, der 65 ℔ trägt, ist außer den Unterhaltungskosten 15 Mark monatlich. Die Elfenbeinhändler, die nicht auf Monatslohn, sondern für eine bestimmte Reise mieten, erhalten ihre Träger für einen Tagelohn von 33—40 Pfg., jenachdem der Betreffende eine kleine (65 ℔) oder große Last (85 ℔) zu tragen imstande ist. Man sollte doch annehmen, daß bei ergiebigem Plantagenbetriebe ein Lohn von 20 Mark monatlich einschließlich der Beköstigung zu ertragen sei.

Und was vermag so ein Neger nicht alles zu leisten? Den ganzen Tag arbeitet er mit dem Spaten bei einigen Bananen und etwas Maniok und abends genießt er seinen Hirsebrei mit einem getrockneten Fischchen. Daß der Neger nicht wählerisch ist in Bezug auf die Nahrung, ist bekannt. Die meisten Stämme im Inneren verschmähen wohl außer Schlangen kein Tier; Affen und Krokodile sind häufig ein Lieblingsgericht; das Fleisch wird in einem Zustande noch gegessen, in dem es bei uns Krankheiten hervorrufen würde. Ich habe gesehen, wie das Gehirn eines schon 3 Tage in der Sonne gelegenen Flußpferdes, zu Fleischbrühe Verwendung fand und wie ein toter Fisch, der schon mindestens 2 Tage auf dem Wasser geschwommen, von einem Hautgout, daß der Europäer ihn nicht im Boote ertragen konnte, noch in den Kochtopf wanderte. Viele meiner Träger aus der Ortschaft Pangani trugen eine Last von 85 Pfund Eisendraht auf dem Kopfe, dazu ein Gewehr von 7 Pfund, Wasserflasche (Flaschenkürbiß), Pulverhorn, Kugeltasche, Schlafmatte, häufig noch einige Perlen zum eigenen Gebrauch und an manchen Tagen auch noch mehrere Pfund Getreide, also ein Gewicht, das mindestens 100 Pfund betrug; damit wurde des Morgens nüchtern aufgebrochen, bis 11, 1 oder 2 Uhr durch die glühende Sonne marschiert; dann, am Ruheplatze angelangt, das Lager eingerichtet, Holz gesammelt und gegen Abend 1—1½ Pfund Mais oder Negerkorn ohne jede Zuthat abgekocht, verzehrt; darauf nicht selten noch gesungen und getanzt, und am anderen Morgen um 6 Uhr war man wieder auf dem Marsche. Welcher andere Mensch außer dem Neger wäre imstande so etwas zu leisten? Die Leute waren immer zufrieden, wenn sie nur des Abends sich satt essen konnten, und selbst das war den Trägern der Mohamedaner nicht immer vergönnt, sei es

daß nicht viel Nahrung eingekauft werden konnte, sei es, daß die Eigentümer der Karawanen knauserten. Wapakomoneger ruderten oft den ganzen Tag, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben. Die Besiegung der Schwierigkeiten und Anstrengungen, welche bei dem Dampfertransport am Kongo von den Sansibarleuten überwunden worden sind, war auch nur dem Neger möglich.

Charakter und Sitten der Neger.

Die Negerrasse vermag sich nicht nur den durch die Kultur bedingten veränderten Lebensverhältnissen und Gewohnheiten aufs beste anzupassen, sondern sie besitzt auch gewisse Eigenschaften, die sie vor allen übrigen Völkern befähigen, der Civilisation und den europäischen Anschauungen gewonnen zu werden. Die beiden Hauptvorzüge seines Charakters sind die Vorurteilslosigkeit und sein Indifferentismus in religiösen Dingen. Europäer und Mohamedaner, Christ und Buddhist werden sich nie einander nähern; wir können wohl kaum erwarten, daß wir diese jemals zu unseren Anschauungen bekehren werden. Sie sind durch eine Menge religiöser und sozialer Vorschriften von allen Fremden getrennt. Der Neger weiß nichts von einem solchen Gegensatz; er tritt dem Europäer nur als Mensch gegenüber, nicht als ein mit allen möglichen sozialen und religiösen Vorurteilen ausgestattetes Kulturprodukt; er hat den Wahlspruch: leben und leben lassen. Er findet in den europäischen Sitten und Gebräuchen nichts, was er nicht auch annehmen könnte; er kann in Speise und Trank, in Kleidung, in allem dem Europäer folgen, ohne daß er gegen seine Landesgebräuche und religiösen Vorschriften frevelte und fürchten müßte, von seinen Genossen ausgestoßen zu werden. Er maßt sich auch nie an, das seine Fetische unfehlbar und die mächtigsten seien, sondern er erkennt willig an, daß andere unter Umständen bessere besitzen. Er duldet sogar, daß man über seine Fetische spottet. Als mich bei dem Stamme der Waschensi einst ein Mohamedaner mit spöttischem Lächeln auf die in Miniaturhäuschen aufbewahrten Thonscherben mit Wunderhölzchen und anderen Zauberkräften, welche zu Seiten des zur Ortschaft führenden Weges angebracht werden, aufmerksam machte, sprach einer von den umherstehenden Negern mit philosophischer Ruhe das große Wort aus: «Kulla mtu ana daua jake», d. h.: Jeder Mensch hat seinen Fetisch. Der sich

überhebende Mohamedaner, welcher immer Gott im Munde führt, ist von einem solchen Aberglauben erfüllt, daß oft sein Allah vollständig verdrängt wird. Wenn die Karawane an einem krokodilreichen Flusse angekommen war, so riefen die „Gläubigen" zunächst Allah um Schutz an, er möge sie vor den Ungeheuern bewahren, dann aber gingen sie zu den Kafir, den Eingeborenen und veranlaßten sie für einige Armlängen Zeug, ihre Zaubermittel gegen die Krokodile anzuwenden. Die Negerstämme Ostafrikas haben nicht entfernt den ausgedehnten Fetischdienst wie die des Westens; Fetische in Menschengestalt sieht man fast niemals. Die religiösen Gebräuche treten überhaupt vollständig in den Hintergrund. Die Geheimnisse des Kultus, wenn man so sagen soll, ruhen bei den Aelsteten der Ortschaft, welche durch ihre Zaubermittel dafür sorgen, daß alle bösen Krankheiten, Dürre u. s. w. verursachenden Elemente fern gehalten werden. Natürlich lassen sie sich für ihre Bemühungen belohnen, denn umsonst ist nur der Tod auch im Negerlande. Zugleich benutzen diese Dorfschulzen, welche man auch die Priester in den Kinderschuhen nennen könnte, den Aberglauben und die Furcht der Menge vor bösen Kräften dazu, eine gewisse Herrschaft über die jüngere Generation auszuüben. Zuweilen wird das Volk, vornehmlich die Weiber, bange gemacht. Bei den gemütlichen Wapokomonegern, bei denen sich der Europäer in kurzer Zeit heimisch fühlte, war es ergötzlich zu sehen wie die Weiber und Kinder und zum Teil auch die Jünglinge plötzlich erschrocken in ihre Hütten eilten, wenn aus dem Walde ein eigentümliches Gebrüll erscholl, vermischt mit dem Geklingel kleiner Glocken; es hieß: „Der Teufel geht um." Einige jüngere Männer waren jedoch den Geheimnissen schon auf die Spur gekommen, denn sie lächelten verschmitzt, und als ich einen von ihnen später beiseite nahm und fragte, was das alles zu bedeuten habe, anwortete er, es sei ihnen bei Todesstrafe verboten darüber zu sprechen und danach zu forschen, aber sie wüßten wohl, daß jene Geräusche von den Aeltesten selbst hervorgebracht würden, um die jungen Leute bange zu machen; wenn sie erst Aelteste wären, würden sie ebenso handeln.

Die für die Fetischceremonien ausersehenen Orte liegen gewöhnlich an einer Seite der Ortschaft im Walde. Nur den Altesten ist gestattet, solche zu betreten. Bei meiner Ankunft wurde mir in höflicher Weise mitgeteilt, daß auch der Fremdling zu diesen Plätzen

keinen Zutritt habe. Es dürfte nicht überflüssig sein, hervorzuheben, daß der Europäer verpflichtet ist, diese geweihte Stätte zu respektieren, zumal jüngst in Westafrika infolge von unverzeihlicher Rücksichtslosigkeit seitens deutscher Reisender blutige Streitigkeiten dieserhalb entstanden sind.

Der Bantuneger des Ostens kann nie religiös-fanatisch werden; auch der mohamedanische ist durchaus frei von Fanatismus. Die meisten machen die äußerlichen Gebräuche mit, weil es so Sitte ist und weil sie sich so vornehmer dünken. Ich hatte einen mohamedanischen Sklaven in meiner Karawane, dem es an der Küste niemals einfiel zu beten. Als wir in einem Negerdorfe einige Tage rasteten, war ich erstaunt zu sehen, wie er sich mittags und abends in die übliche Positur stellte und vor aller Augen die vorschriftsmäßigen Gebetübungen machte und zwar nur aus dem Grunde, um den „Wilden" zu zeigen, daß er doch etwas mehr sei wie sie. Andererseits kommt es auch vor, daß mohamedanische Neger, welche an der Küste der alkoholischen Getränke sich enthalten, auf der Reise gemütlich mit den „Wilden" kneipen.

Sehr sympathisch berührt bei dem Neger seine Kameradschaftlichkeit und Freigebigkeit. Die Träger, welche zuerst nach langem Marsche am Lagerplatze ankommen, kehren, sobald sie ihren Durst gestillt, sie mögen noch so ermüdet sein, sofort um, nur in der Absicht, ihren zurückgebliebenen und ermatteten Kameraden Wasser zu bringen und nötigenfalls die Last abzunehmen. Die Mitglieder verschiedener Stämme halten fest zusammen im fremden Lande. Auch das dürftigste Mahl wird mit dem hungernden Genossen geteilt.

Abgesehen von den zwecklosen, aus der Luft gegriffenen Lügen, die man nicht selten zu hören bekommt, hat der Neger große Neigung zu konventionellen Lügen. Er lügt aus Höflichkeit, indem er dem Europäer nicht widersprechen mag. Er sucht aus seiner Frage herauszuhören, ob der Fragesteller lieber ja oder nein als Antwort hat. Diese Eigenschaft des Negers, sich dem Europäer gegenüber gefällig zu erweisen, sich seinen Gewohnheiten anzupassen, geht oft soweit, daß er ein Wort seiner Sprache, das von dem Europäer inkorrekt ausgesprochen wird, bei jeder späteren Unterhaltung mit

ihm ebenso falsch wiedergiebt. Die Neger sind daher sehr schlechte Lehrmeister für die Sprachstudien der Europäer.

Der mohamedanische Sansibarneger hat in gewisser Beziehung mehr Ehrgefühl wie der Indier; er läßt sich von dem Europäer nicht so behandeln und mit Füßen treten, wie der indische Diener.

Trotz seiner großen Fehler, die vor allem in seiner mangelhaften Wahrheitsliebe und seiner geringen Zuverlässigkeit bestehen, trotz seines Leichtsinns, seiner Prahlsucht, seiner Trägheit kann man doch behaupten, daß, wenn wir ihn zu unserem Arbeiter erzögen, ohne daß er seinen Charakter, seine Sitten und Gebräuche änderte, wir uns keine besseren zu wünschen brauchten.

Es ist daher zunächst nicht notwendig, daß die Europäer, welche ein Gebiet erworben haben, welches von friedfertigen Stämmen bewohnt wird, Gesetze dekretieren, die Änderungen in den Einrichtungen und Gewohnheiten der Eingeborenen bezwecken. Gesetze sind nur für die sich niederlassenden Europäer notwendig. Man wird sich auch hier mit Vorteil in der ersten Zeit an die bestehende richterliche Gewalt, die bei den Ältesten ruht, anlehnen, wenigstens überall dort, wo Kolonien im Inneren des Landes angelegt werden. Man wird sich erst in die Rechtsanschauungen des Volkes hineinleben und nach und nach die richtende und strafende Gewalt auf sich selbst übertragen müssen, denn es ist vor allen Dingen nötig, den Eingeborenen gegenüber die peinlichste Gerechtigkeit in ihrem Sinne zu beobachten. Übelthäter werden auch von den Negern selbst bestraft, oft härter, als wir es zugeben können. Von Diebereien bin ich in Ostafrika nur bei den nomadisierenden Massai belästigt worden, welche an Frechheit und List ihres Gleichen suchen. Schlägereien unter Genossen derselben Ortschaft oder desselben Stammes sind sehr selten. Mord und Totschlag kommen so gut wie garnicht vor; mir ist in den sieben Jahren nur ein einziger Fall bekannt geworden. Kindesmord ist den von mir kennen gelernten Stämmen unbekannt, selbst unter Umständen, die Veranlassung genug dazu bieten könnten. Als ich Ende 1883 von meiner Massaireise zurückkehrte, rastete meine Karawane bei einer «Kwa Fungo» genannten Ortschaft des Waschensi-Volkes. Dieser Stamm bewohnt die sogenannte Landschaft Bondéi unweit Pangani, in der sich auch eine Niederlassung der „London Mission" befindet. Hier entspann sich

folgendes Gespräch mit einem Eingeborenen, welcher der Suaheli-sprache mächtig war, von der später noch die Rede sein wird. Damit der Leser einen Eindruck von der Negersprache erhält, welche in unserer ostafrikanischen Kolonie die Verkehrssprache bildet, so will ich die Unterhaltung zugleich in dieser wiedergeben.

Einer der Aeltesten der Ortschaft trat schüchtern auf mich zu und fragte mit verlegenem Lächeln:

«Bana, wataka ku nunua mtuma?» „Herr, willst du einen Sklaven kaufen?"

«Msungu hanunui watuma, rafiki jangu,» antwortete ich. „Ein Europäer kauft keine Sklaven, mein Freund."

«Hm; lakini mtuma huju namna.» „Hm; aber dieser Sklave ist ein ganz besonderer."

«Namna gani?» „Welcher Art?"

»Meope kana wewe; lakini mtoto bado.» So weiß wie du; aber noch ein Kind."

In der Meinung, es würde sich um einen Albino handeln, fragte ich:

«Madjo jake mekundu na haoni waema mtchana?» „Sind seine Augen rot und sieht er nicht gut am Tage?"

«La,» entgegnete der Schwarze, madjo jake nimsima. „Nein, seine Augen sind gesund."

«Na uelle jake?» fragte ich weiter. „Und seine Haare?"

«Uelle jake meosi, kana usi; willewille kana jako;» „Seine Haare sind dunkel (schwarz); wie Fäden; ganz wie die deinen. (Usi-Garn, Faden; also nicht kraus.)

Jetzt wurde die Angelegenheit für mich von größerem Interesse; ich hoffte eine wichtige anthropologische Entdeckung zu machen und sagte daher:

«Waema, onesche mtoto marra moja; hana mama?» „Gut, zeige mir das Kind einmal; hat es keine Mutter?"

«Mamake jupo, hakai mbali.» „Es hat eine Mutter; sie wohnt nicht weit von hier."

«Sababu nini hamtaki mamake?» „Warum will die Mutter es nicht?"

«Mamake hampendi kabisa, sababu watu wamtschaeka.» „Die Mutter liebt es gar nicht, weil die Leute sie verspotten."

«Na babake?» „Und sein Vater?“

Bei dieser Frage verzog sich das breite Gesicht des grauköpfigen Negers zu einem unbeschreiblich verlegenen und zugleich verschmitzten Grinsen. Die im fragenden Tone gegebene Antwort war eine ausreichende Erklärung:

«Hujui, kamba Wasungu waká huku ntschi jetu?» „Weißt Du nicht, daß Europäer hier in unserem Lande wohnen?“

«Padri Ingresa,» „Englische Priester,“ ergänzte einer meiner Sansibarleute, der das Gespräch mit angehört hatte.

Nun war mir die Sache klar. Mit der interessanten anthropologischen Entdeckung war es nichts; der «mtuma namna» war ein afrikanischer — Msungu.

Ich habe mehrfach Albinos in Negerfamilien angetroffen; die Abnormität fand sich immer nur bei einem Kinde der Familie vor. Die Eltern hingen jedoch an diesen farblosen Kindern nicht weniger als an den normal gearteten. In obigem Falle trug natürlich das Gespötte der Stammesgenossen die Schuld, daß die Mutter sich dieses Kindes auf — immerhin erlaubte Weise — entledigen wollte.

Sowohl im mohamedanischen Sansibargebiete, als auch unter den ackerbautreibenden Negerstämmen herrscht eine Sicherheit der Person, auch für den Europäer, wie sie größer nicht gedacht werden kann, trotzdem kein Gesetzbuch und keine Polizei vorhanden ist. Man kann mit dem Spazierstocke bei Tag und Nacht umherwandeln, wo es einem beliebt, ohne das geringste fürchten zu müssen. Aber auch die Gebräuche, welche den europäischen Anschauungen etwa widerstreben, sind bei den meisten Stämmen durchaus nicht derart, daß sie unmoralisch und im Verkehr anstößig erschienen. Der Anstand wird von diesen „Wilden“ niemals verletzt. Trotz der absoluten Freiheit des Individuums herrscht eine große Zucht und Ordnung. Wenn man das friedliche, geregelte, gesetzmäßige und verständige Treiben und Benehmen in einer Ortschaft des gutmütigen Bantunegers monatelang beobachtet, so darf man hier wirklich nicht von „Heidenleben“ und „Heidenwirtschaft“ im schlechten Sinne sprechen. Bei den Wapokomo dürfen die Mädchen nach Sonnenuntergang nicht mehr allein ausgehen. Ein Mann, der einem Weibe oder Mädchen gegenüber unziemliche Reden führt,

wird durch Zahlung irgend welcher Wertobjekte, oder wenn er solche nicht besitzt, zu einer entsprechenden Arbeitsleistung gezwungen.

Die Polygamie trägt nicht den häßlichen Charakter wie bei den Arabern. Die Weiber nehmen bei den Negern eine ganz andere Stellung ein, schon aus dem Grunde, weil sie arbeiten und sich durch ihr Arbeiten eine gewisse Macht erringen. Daher hat das Weib in allen Dingen ein Wort mitzusprechen, und bei den Verkäufen von Elfenbein oder Getreide giebt dasselbe oft den Ausschlag. Es sind ja zum größten Teil für das Weib bestimmte Schmucksachen, die eingetauscht werden und mit Recht, denn es hat sie sich erarbeitet. Ein jedes Weib besitzt auch seine eigene Wohnung. Die Vielweiberei ist bei den Negern eine Einrichtung zur Erlangung von Dienstpersonal, da ja eine dienende Klasse nicht besteht. Als ich unter dem wilden und räuberischen Hirtenvolke der Massai weilte, befreundete ich mich mit einem älteren Manne, der mehrere hundert Stück Vieh besaß. Ich erkundigte mich nach diesen und jenen Sitten seines Volkes und fragte ihn auch eines Tages, wie viel Weiber er habe. „Fünf," antwortete er; „aber", fügte er ohne weiteres hinzu, „ich liebe nur eine, die anderen sind wie meine Mägde." So sprach ein Heide und Wilder, und dieser Wilde mit seinen fünf Weibern ist moralischer als mancher Nichtwilde mit e i n e r Frau Gemahlin. — Alte Jungfern giebt es im Negerlande nicht; das hat auch seine Vorteile. Es wird keiner Gewaltmaßregeln bedürfen, ihn mit der Zeit in die Monogamie überzuführen. Wenn erst jeder arbeitet, fällt die Polygamie schon von selbst fort. Übrigens ist sie auch gar nicht so allgemein verbreitet, wie das angenommen wird. Unter den meisten Stämmen der Ostküste besitzt durchschnittlich der Neger nur ein Weib. Die angeseheneren und intelligenteren Leute, die in dem Verkehr mit den Fremden die meisten Vorteile haben, besitzen deren mehrere. Die Polygamie in ihrer häßlichen Form scheint ebenso wie die übermäßige Trunksucht in Afrika vorzugsweise das Privilegium der großen Häuptlinge oder wie sie neuerdings in Ostafrika genannt werden, der „Hoheiten" und in Westafrika der „Könige" zu sein. Auch die mohamedanischen Wangwana von Sansibar besitzen meistens ein Weib.

Was die religiösen Anschauungen betrifft, so lasse man dem

Neger nur Zeit, seine alten liebgewonnenen und auch erprobten Fetische durch neue, unbekannte zu ersetzen. Der Neger wird sich überdies, wenn die Europäer erst Herren geworden sind, nach ihnen richten und danach streben, sich ihnen ähnlich zu machen, soweit es ihm nicht zuviel Arbeit und Mühe kostet. So verhält es sich auch bei den unter den Arabern lebenden Negern; sie wollen sich in allem benehmen, wie die herrschende Klasse, die Araber; deshalb machen sie auch den Mohamedanismus mit, weil die Vornehmen demselben angehören. Sind erst die Europäer die herrschende Klasse geworden, dann werden den Missionaren die Früchte, deren Erlangung ihnen jetzt so schwer wird, von selbst zufallen; dann wird der Neger Christ werden, nicht aus Überzeugung, sondern aus Großthuerei und Eitelkeit. Er wird so mit der Zeit ein Vererbungs- und Gewohnheitschrist, wie so mancher andere auch ist. Er wird ein christlicher Kulturmensch; deshalb wird er nicht glücklicher, auch nicht moralischer. Im Gegenteil, wenn er dann zurückdenken könnte, würde er sich vielleicht wieder in seinen „wilden“ Zustand versetzt wünschen, wo nicht die Hast und Unruhe, nicht die Leidenschaften und Unzufriedenheit herrschen, welche die Kultur zur Folge hat, wo der Selbstmord unbekannt war, wo es keinen Mord und Totschlag, keinen Ehebruch und Kindesmord gab.

Darauf wird der Europäer sowohl als Herr des Arbeiters, wie auch Erzieher der Kinder besonders zu achten haben, daß der Neger nicht durch den Schnaps ruiniert wird. Was dieses Getränk schon für Unheil angerichtet hat, ist genugsam bekannt; im mohamedanischen Osten einstweilen noch weniger als im Westen, aber auch auf Sansibar ist die schädliche Wirkung desselben schon deutlich genug. Wie es mit den Bewohnern von Lüderitzland in der Beziehung steht, das beweisen nicht nur die Klagen der Missionare, sondern auch die Berichte anderer Deutschen. In einem schon oben angeführten Briefe aus Lüderitzland* heißt es: „Wie schon vorhin gesagt, nähren sie sich (die Eingeborenen) hauptsächlich von Viehzucht, und hier ist es vor allen Dingen das Rindvieh, welches ihren Reichtum ausmacht; früher sollen sie bedeutend reicher an Vieh gewesen sein, aber seitdem sie sich an europäische Bedürfnisse,

*) Deutsche Colonialzeitung 1885, Heft 5, S. 131.

namentlich an Branntwein gewöhnt haben, verarmen sie mehr und mehr. Hat doch vor Kurzem erst ein Hottentotte an einem einzigen Tage 60 Schafe vertrunken, natürlich unter getreuem Beistande guter Freunde und Nachbarn!" Wäre es für die Unglücklichen nicht besser gewesen, wenn sie nie mit den Segnungen der Civilisation in Berührung gekommen wären? Aber was hilft da alles Predigen? Wo der Geldsäckel anfängt, da hört die Humanität auf. Das hat auch der Opiumkrieg Englands gegen China gezeigt. Was kümmert sich der Handel darum, ob ein Volk physisch und moralisch ruiniert wird. Wenn nur Geld verdient wird, so ist es gleichgültig, ob der Eingeborene besser und civilisierter wird oder nicht. Man sucht sich mit der nichtssagenden Bemerkung zu entschuldigen, daß die Eingeborenen ihren eigenen Schnaps trinken würden, wenn der europäische nicht eingeführt werde. Aber diesen haben sie immer getrunken, ohne daß sich in sozialer Beziehung derartige nachteilige Folgen gezeigt hätten. Es ist ein großer Unterschied, ob sie sich ihr eigenes Bier oder ihren eigenen Wein aus dem Getreide, das sie ziehen, aus dem Honig, den sie gewinnen, selbst bereiten — was nicht zu jeder Zeit und einem jeden möglich ist —, oder ob jenes Rum genannte Gift ihnen von den Europäern dargeboten wird zum alltäglichen, beliebigen Gebrauche. Hat der Neger einmal den Alkohol kennen gelernt, so kann er nicht maßhalten. Der Europäer kann aber keine große Autorität als Prediger gegen den Alkohol beanspruchen, da er sich selbst dem Genusse hingiebt und gerade der im dortigen Klima lebende häufig ein sehr schlechtes Vorbild abgiebt. Wie der Herr, so der Diener. Jener Neger hatte ganz recht, seinem am Tische mit Wein und Bier sitzenden Herrn, der ihn, den angetrunkenen Diener, ermahnte, das Schnapstrinken sein zu lassen, zu erwidern: „Gieb mir dein Bier und deinen Wein, Herr, so werde ich keinen Schnaps mehr trinken." Würde nicht ein jeder Europäer mohamedanische Arbeiter, die nicht trinken, christlichen, die trinken, vorziehen?

Der Europäer im Verkehr mit den verschiedenen Stämmen; Kulturmissionen.

Es wird aber nicht nur hinreichen, den Neger in seinem engeren Heimatgebiete zu erziehen; es kann auch nicht vermieden werden, ihn zu verpflanzen, sowohl aus dem Grunde, weil, wie bekannt und natürlich, der Neger fern von seiner Heimat am besten zu gebrauchen ist, sondern auch deshalb, weil viele zum Teil sehr fruchtbare Gebiete von Volksstämmen bewohnt werden, die sich zum Ackerbau wenig oder gar nicht eignen und die sich dem Europäer feindlich gegenüberstellen. Hierher gehören in Ostafrika vor allem die Hirten- und Raubstämme der Gala, Massai, Kuafi und Somali; im Süden sind die Kaffern, im Südwesten die nomadisierenden Bewohner von Lüderitzland weniger zur Kultur geeignet. Die von den erstgenannten Völkern bewohnten Gebiete gehören zum großen Teile auch zu den fruchtbarsten und für den Europäer zuträglichsten, welche das tropische Afrika aufzuweisen hat. Es sind das die zwischen den ostafrikanischen Schneebergen Cap Guardafui, Victoria Nianza und Abessinien gelegenen Länder, deren Hochplateaus 5 bis 6000 Fuß über dem Meere liegen, während die Gebirge und Piks sich bis zum ewigen Schnee erheben. Die Veränderung im Klima, in den Regenverhältnissen und in der Vegetation beginnt in einer Höhe von 1400 Meter. In den nördlichen Teilen dieses Territoriums ziehen die Eingeborenen bereits einen ausgezeichneten Kaffee, auch Gold kommt dorther und das beste und meiste Elfenbein findet sich in diesen Gebieten, die ich zum Teil selbst kennen lernte.* Dabei ist die Ostküste des Somalilandes durchaus gesund, so daß sich die Agenten der europäischen Kaufhäuser, die von Sansibar dort sich vorübergehend aufhalten, trotz der hier herrschenden großen Wärme ordentlich erholen. Der Küstenstrich ist frei von Fieber, allerdings kahl und trocken, aber gesund, denn das ist im tropischen Afrika gleichbedeutend. Daß der Küstenstrich selbst nicht fruchtbar ist, hat insofern

* Ein ausführlicher Bericht über die Verhältnisse im Massailande mit Karte befindet sich in den Mitteilungen der Hamburger Geogr. Ges. 1882—83.

nichts zu sagen, als die Hinterländer Wert haben. Denn es ist ein hoch zu schätzender Vorteil, wenn die Küstenorte und Hafenplätze, wo sich hauptsächlich die Europäer aufhalten müssen, in gesundheitlicher Beziehung gut sind. Auch bietet der Jubafluß, der größte Fluß des Sansibargebietes, wie das unser deutscher Landsmann v. d. Decken gezeigt hat, einen günstigen Weg für das Eindringen ins Innere dar. Jedoch wie alles in Afrika sein „aber" hat, so auch hier; gerade dieses Gebiet wird von den allem Fremden feindlichen und, was das schlimmste ist, fanatisch mohamedanischen Somali bewohnt. Es läßt sich immer noch besser mit Menschenfressern verkehren, wie mit religiösen Fanatikern. Das wird freilich nicht hindern, daß auch hier die Civilisation, europäischer Handel und Verkehr eindringt, wenn es auch vielleicht ohne Blutvergießen nicht abgeht. Daß man übrigens auch bei diesen Nomadenstämmen noch Aussicht hat, sie zu ruhigen und ackerbautreibenden Leuten zu machen, das beweist die von mir konstatierte Thatsache, daß sich im Massailande Kolonien ackerbautreibender Kuafi befinden, die, vor Zeiten von ihren feindlichen Brüdern, den Massai besiegt, durch die Not gezwungen, sich zu diesem Leben bequemten und so mit der Zeit sehr friedliebende und umgängliche Menschen geworden sind, während der größte Teil ihrer Stammesgenossen noch ein wildes Nomaden- und Räuberleben führt.

Solche Überführung auf gewisse Zeit oder Verpflanzungen in andere Koloniegebiete können aber nur allmählich angebahnt werden; denn mit Gewalt darf man hierbei nicht vorgehen. Gerade die Stämme, die nach ihren Charaktereigenschaften und ihrer Neigung zum Landbau am meisten zu Verpflanzungen geeignet sind, entschließen sich am schwersten dazu, auf Jahre oder gar für immer ihre Heimat zu verlassen. Sie sind außerordentlich konservativ; die Stelle, wo einmal die Hütten angelegt sind, verlassen sie nur im äußersten Notfall, sie hängen ihrem Heimatsorte mit großer Liebe an. Die Wapokomoneger, die am Tanaflusse wohnen, entfernen sich nie aus der unmittelbaren Umgebung des Flusses, sie wohnen nur am Flusse, wie die Suaheli, die mohamedanischen Bewohner des Küstengebietes von Sansibar, nur an der unmittelbaren Küste ansässig sind. Wenn jene ihren Fluß, diese das Meer nicht sehen, so sind sie unglücklich. Der Neger des Inneren, der noch nicht

viel mit Europäern umgegangen ist, sieht sich zunächst „seine" Europäer, die sich in seinem Lande niederlassen, genau an; er hat in der ersten Zeit eine gewisse Scheu und begleitet den Fremden nicht außer Landes, wenn er nicht sicher ist, daß er einen guten Herrn hat. Es giebt ja im Osten wie im Westen Stämme, die es auf die Wanderschaft treibt; sie sind aber auch durch bestimmte Verhältnisse dazu gebracht worden. Die Krou-Neger von Liberia verdingen sich scharenweise auf den europäischen Schiffen auf 2—3 Jahre, man findet sie an allen Hafenplätzen. Die Wangwana von Sansibar vermieten sich auf 3 Jahre an die Kongogesellschaft, sie folgen dem Europäer überall, wohin er sie führt; sie sind aber durch die Reisen mit den arabischen Karawanen und durch den jahrelangen Verkehr mit den Europäern an das fortwährende Reisen gewöhnt. Aber auch sie gehen nicht so ohne weiteres mit jedem Europäer. Sie erkundigen sich vorher genau nach dem Charakter ihres späteren Herrn; sie fragen ob er „gut" oder „schlecht", ob er „hart" oder „milde" und vor allem, ob er «kali» oder «tartibu» d. h.: ob er hitzig oder gelassen sei. Denn nichts ist dem Neger mehr zuwider als Heftigkeit, Aufbrausen, zu große Unruhe; er will vorsichtig, bedachtsam, ruhig behandelt sein. Wer noch keine Geduld und Ruhe besitzt, der muß sie sich angewöhnen im Verkehr mit den Eingeborenen, sonst wird er nicht viel ausrichten. Aber wenn auch der Europäer eine gewisse orientalische Ruhe sich bald angewöhnt, drei Worte bleiben doch immer, bei denen er die Geduld verlieren möchte und die ihn mit Schrecken erfüllen; diese sind erstens: «inschallah»: so Gott will. Man erhält nie eine feste Zusage, nie eine einfach bejahende Antwort, sondern immer «inschallah». Zweitens: «schauri», d. h.: Beratung, Überlegung. Auch bei der nichtigsten und einfachsten Sache werden Beratungen veranstaltet, die immer von neuem Beginnen und an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Das dritte Wort heißt «desturi»: Sitte, Gebrauch. Wenn dies dem Europäer vorgehalten wird, so ist er vollkommen machtlos, mag auch die Sache so unsinnig und zwecklos sein wie möglich. Hierfür ein Beispiel. Unweit des Schneeberges Kenia liegt die Landschaft Daitcho. Hier entspinnt sich regelmäßig beim Eintreffen der mohamedanischen Karawanen ein kleiner Kampf zwischen diesen und den Eingeborenen als Einleitung zu einem freund-

schaftlichen Handelsverkehr; letzterer beginnt erst dann, wenn Blut geflossen ist. Als ich die Leute nach dem Grunde dieser eigentümlichen Bewillkommnung fragte, erhielt ich zur Antwort: «Hapana sababu, desturi hi tangu themani.»

Der Sansibarneger ist sehr empfindsam; ein rauhes Wort am unrechten Platze giebt oft Veranlassung, daß er den Dienst kündigt. Der Neger hat eine scharfe Beobachtungsgabe; er erkennt bald die Schwächen des Europäers und weiß sie gut auszunützen. Auf Sansibar hat jeder Europäer seinen Negernamen, der ihm nach seinem Äußeren, nach seinem Charakter oder nach seiner Beschäftigung beigelegt wird. Da giebt es «bana ndevu», „Herr Bart" (Europäer mit großem Bart), «bana kelele», „Herr Lärmmacher", «bana katembo», „Herr Trinker", »bana wasimu«, Herr Verrückter", «bana pembe» „Herr Elfenbein" (der Agent eines Elfenbein-Hauses) und «bana mpiga ndaege», „Herr Vogelschütze" (so hieß der Verfasser).

Außer den Wangwana haben sich aus dem Osten auch einige Waniamwesi am Kongo verdingt, was als ein erfreuliches Zeichen dafür angesehen werden kann, daß sich die Neger mit der Zeit auf lange Jahre hin gleich den englischen Kulies für fremde Gebiete anwerben lassen werden. Doch ist zu berücksichtigen, daß diese Leute durch die Araber in mehr oder weniger gewaltsamer Weise als Träger ausgebildet worden sind. Auch der den Waniamwesi verwandte Stamm der Wassangu, der unserer ostafrikanischen Besitzung im Süden benachbart ist, hat Neigung zum Wandern und liefert gute Träger für reisende Europäer. Träger stellen übrigens fast alle Küstenstämme; ich hatte in meiner Karawane für das Massailand solche aus neun verschiedenen Stämmen, worunter auch Wangú und Wassegua, die sich nunmehr unseres Schutzes erfreuen.

Die meisten Stämme nahe der Ostküste sind als Landarbeiter gut zu verwerten. Unter ihnen würden die Wassangu, Wangú (letztere im deutschen Gebiete) und Waniamwesi ohne viel Schwierigkeiten in beliebigen Gebieten verwandt werden können. Die Bewohner von Ussagara, wie überhaupt der Gebiete, wo zahlreiche Karawanen passieren, sind insofern weniger leicht zum Arbeiten geneigt, weil sie durch die Tributzahlungen zu sehr verwöhnt und überhaupt in mancher Beziehung verdorben sind. Manche Stämme treiben

nur Ackerbau, z. B. die Wapokomo, die meisten auch Viehzucht, wie die Wanika, Wadigo, Wassambá, Wassegua u. s. w. Die Wapokomo sind auf dem Wasser nicht weniger zu Hause wie auf dem Lande, vermögen aber nichts auf dem Kopfe zu tragen; wollte man ihnen das zumuten, so würden sie trotz ihrer Gutmütigkeit rebellieren. Die Sansibarleute vermögen nicht mit Rudern umzugehen; die Wassangu sind gute Landarbeiter und tüchtige Träger; die Waniamwesi zum Teil ebenfalls; aber beide tragen ihre Lasten nicht auf dem Kopfe, wie die mohamedanischen Sansibarneger; die ersteren zu zweien an einer Stange, die letzteren sind gewohnt, die in zwei Hälften geteilte Last an den Enden einer Stange auf der Schulter zu tragen. So hat jeder Stamm seine berechtigte Eigentümlichkeit, die man zunächst schonen muß. Manche Stämme sind besonders zur Erlernung von Handwerken geeignet. So haben die Bewohner von Tschaga am Kilima Ndjaro Geschick zu Holz- und Eisenarbeiten.

Um die nötigen Arbeiter zur Bewirtschaftung eines zum Anbau wertvoller Handelsgewächse geeigneten Bodens zu erlangen, würde zunächst die Anlegung von Kulturmissionen notwendig sein, und zwar besonders in solchen Gebieten, wo sowohl der Boden, als auch die Eingeborenen zur Plantagenwirtschaft sich eignen. Ehe man sich nicht wenigstens einen kleinen Arbeiterstamm herangebildet hat, kann man ja doch nicht zu Anlagen von Pflanzungen übergehen. Es werden natürlich sofort die nötigen Versuche im kleinen mit dem Anbau der verschiedenartigsten tropischen Handelsgewächse gemacht werden müssen, um zu ermitteln, welches Produkt am meisten Aussicht hat. Mit Übereilung und in kurzer Zeit geht das nicht. Wir haben bisher für Afrika so gut wie gar keine Erfahrungen und speziell in Ostafrika nicht. Es wird noch manches Lehrgeld kosten, bis wir wissen, ob und was dort in großem Maßstabe mit Gewinn kultiviert werden kann. Europäische Gärtner können im Anfange hier wenig nützen. Zu solchen Versuchen müssen fachmännische Personen aus den englischen oder holländischen Besitzungen erworben werden. Derartige Kulturmissionen können geeigneten Falls später in eigentliche Plantagengesellschaften übergehen, sie können aber auch, wenn das Gebiet für Pflanzungen sich nicht sehr geeignet erweisen sollte, als solche bestehen bleiben und nur den Zweck haben,

Arbeiter und Handwerker auszubilden und heranzuziehen. Damit ist noch nicht gesagt, daß eine Kulturmission wie die kirchlichen Missionen von milden Spenden leben soll, im Gegenteil sie muß dahin streben, baldmöglichst auf eigenen Füßen stehen zu können. Und das kann sie auch, wenn man die Sache praktisch anfaßt. Denn daran denken zu wollen, daß jemand für Kulturmissionen in demselben Sinne Geld gäbe, wie für die kirchlichen Missionen, wäre wohl ein wenig viel verlangt. Wie oft habe ich gewünscht, daß alle Diejenigen, welche dazu beitragen, daß alljährlich Millionen und Millionen so gut wie nutzlos vergeudet werden, einmal die Wirklichkeit im schwarzen Erdteile sehen könnten! Wie viel Segen könnte mit den Millionen in Afrika gestiftet werden! — Wenn irgend möglich, muß man Gebiete wählen, die Viehzucht gestatten; in solchen wird auch Straußenzucht betrieben werden können. In Ostafrika finden sich viele hierzu geeignete Gebiete, selbst in der Nähe der Küste. Diese Vielseitigkeit ist für das Unternehmen sowohl, als auch zur Erziehung der Eingeborenen von großem Wert. Es versteht sich von selbst, daß die nötigen Handwerksstätten von vornherein eingerichtet werden müssen, sowohl um die Eingeborenen anzulernen, als auch um alle für den Betrieb erforderlichen Arbeiten selbst ausführen zu können. In der Beziehung nehme man sich ein Beispiel an den Jesuitenmissionen. Die katholische Mission in Sansibar verrichtet mit ihren Zöglingen alle Arbeiten, die zur Herstellung von Gebäuden, Eisengeräten, Möbeln rc. notwendig sind. Besitzt man Küstengebiet, so hat man sofort eine Kokosnußpflanzung anzulegen, man erzielt dann wenigstens nach 6—7 Jahren einen sicheren Ertrag von jährlich 1½ Mark Reingewinn pro Baum. Das Anlagekapital ist unbedeutend; man erhält hundert Nüsse für 3½—4 Mark. Pflege bedürfen sie weiter nicht, als daß drei- bis viermal im Jahre der Boden um den Baum aufgelockert wird.

Die Kulturmission wird bald in dem Stamme, unter dem sie lebt, die intelligenteren Individuen kennen lernen, welche zu diesem oder jenem Handwerke passen; die Leute werden auch selbst kommen und bitten, sie hierin oder darin zu unterrichten, wie es bei den Wangwana von Sansibar und im Westen bei den Mpongwe am Gabun nicht selten vorkommt. Erstere sind zu allen Arbeiten zu benutzen, zu Trägerdiensten, zum Häuserbau, als Diener im Hause,

als Jäger, als Koch u. s. w.; sie erlernen in kurzer Zeit das Präparieren von Vogelbälgen, das Trocknen von Pflanzen und alle möglichen Verrichtungen, entwickeln hierbei einen großen Eifer und große Pflichttreue. Sie müssen jedoch immer die leitende Hand des Europäers fühlen; sich selbst überlassen, erlahmen sie bald in ihrem Eifer; es ist, als ob sie nur dann Lust hätten, wenn ihr Herr die geleisteten Arbeiten täglich sieht und anerkennt.

Die Sansibarneger, Freie wie Sklaven, besitzen musikalische Talente. Sie reproduzieren auf europäischen Kinderflöten die Stücke, welche des Sultans portugiesische Musikbande spielt. Sie haben überhaupt einen Sinn für Rythmus und musikalischen Takt. Alle Arbeit, die nach einem gewissen Rythmus verrichtet werden kann, geschieht nie ohne solchen; so vernimmt man mehr oder weniger monotonen Gesang beim Tragen schwerer Lasten, beim Anziehen der Schiffstaue, besonders aber beim Stampfen der cementierten Dächer arabischer Häuser, wozu eine Anzahl Kinder, Knaben und Mädchen, engagiert wird. Sogar einen Vorsinger und Improvisator muß man zu dieser Arbeit anwerben, weil sie sonst schlecht von statten geht. Dieser reiht alle möglichen komischen und ernsten Vorfälle und Einfälle in singendem Tone mit den entsprechenden Gesten aneinander, während die Kinder bei jedem Abschnitte mit einem bestimmten Refrain einfallen. Meist handelt es sich in diesen Gesängen um Essen, Trinken, Geld, schöne Kleider, Spazierengehen, Reisen und Heiraten. — Bei diesen Sansibarnegern spielt in Bezug auf ihre Geschicklichkeit und leichtere Auffassungsgabe schon die Vererbung eine starke Rolle. Sie, die brauchbarsten Neger Afrikas, sind aus der mohamedanischen Kultur hervorgegangen. Was wird erst aus ihnen zu machen sein, wenn der Europäer sich ihrer annimmt und sie in der richtigen Weise erzieht. Das ist zunächst nur durch eine regelmäßige Arbeit möglich; durch diese erhalten sie erst eine gewisse Zucht und Ordnung, die sie vorbereitet und fähig macht, allmälich auch in weniger mechanischen Dingen unterrichtet zu werden.

Es ist von großem Vorteile gleich im Anfange einen kleinen Stamm guter Leute zu besitzen, welche dem Europäer in dem Verkehr mit den Eingeborenen eine wesentliche Stütze sind. Dazu sind die Sansibarneger sehr geeignet. Ich habe so recht auf meiner Reise ins Massailand erfahren, wie selbst wenige

gute Leute dem Europäer die Behandlung der übrigen erleichtern. Ich hatte nur acht Sansibarleute unter einer Anzahl von 100 Trägern, die sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzten. Wenn von diesen einige Ausschreitungen sich erlaubten, lässig oder widerspenstig waren, so wurden sie von jenen, über die ich niemals zu klagen hatte, zurechtgewiesen und angetrieben. Überhaupt giebt der Neger vortreffliche Aufseher und Polizei gegenüber seinesgleichen ab. Der Europäer braucht nur die Oberleitung und Kontrolle auszuüben, die spezielle Aufsicht über die Arbeiter kann er den Eingeborenen überlassen, besonders Sansibarnegern. Sie bilden auch die beste Schutzmacht und Polizei für die Kulturmissionen und Stationen.

Die Kulturmissionen müssen selbstverständlich ihr Hauptaugenmerk auf die Jugend richten, die intelligenteren Kinder werden in den mehr Intelligenz erfordernden Arbeiten zu unterrichten sein. Theoretische Unterweisungen im Lesen, Schreiben, Rechnen oder gar in der Erlernung des Deutschen sind zunächst nicht ratsam. Wenn man zuviel auf einmal verlangt, erreicht man das Gegenteil von dem, was man erstrebt: der Neger wird eher stumpfsinniger als gescheiter. Findet man besonders veranlagte Jungen, die für jenen Unterricht geeignet erscheinen, so kann man sie ja zur Ausbildung anderswo hinschicken. Als Umgangssprache hat man sich in Ostafrika der Suahelisprache zu bedienen, ein Bantuidiom, welches längs der ganzen Sansibarküste von den Mohamedanern gesprochen und auch noch bei den Küstenstämmen vielfach verstanden wird. Die Sprache ist wohlklingend, vokalreich, ans Italienische erinnernd, sehr leicht und rasch zu lernen. Sie bildet die Verkehrssprache von Aden bis nach Madagaskar hin. Es wäre wohl wünschenswert und zweckmäßig, sie überhaupt als internationale Sprache auf allen Stationen des Ostens und des Westens zu acceptieren; die Bantuneger lernen sie in kürzester Zeit. Es ist dies um so eher durchzuführen, als auch im Westen Sansibarneger verwandt werden. Befindet sich die Niederlassung im Inneren unter einem großen und kräftigen Volksstamme, so ist die Erlernung der Landesspache die erste Bedingung für eine ersprießliche Wirksamkeit und Erlangung von Erfolgen. Je selbstbewußter der Volksstamm ist, um so weniger ist er geneigt, sich im Verkehr einer fremden Sprache zu bedienen. Wir machen diese

Beobachtung besonders bei den mehrfach genannten Nomadenstämmen. Selbst unter den an der Küste wohnenden Gala, die schon so lange mit den Suaheli in mannigfache Berührung gekommen, findet man nur sehr wenige Individuen, die sich einigermaßen in der Suahelisprache verständigen können.

Die wichtigste Aufgabe solcher Kulturmissionen ist es, auf die unter den Europäern aufwachsende Jugend eine solche Einwirkung zu üben, daß sie später denselben auch in andere Gebiete hin folgt, da, wie gesagt, der Neger fern von seiner Heimat besser zu verwerten ist und manche fruchtbare, aber wenig bevölkerte Gebiete der Arbeiter bedürfen. Wenn der Neger erst das Wohlwollen der unter ihm lebenden Europäer erkannt hat, wenn er sieht, daß man ihn nicht mit allen möglichen ihm unbegreiflichen Dingen quälen will, so wird er auch seine Kinder willig zur Erziehung geben, um so mehr, wenn man dem Vater für die Arbeiten des Sohnes ein kleines Entgeld giebt. Man vertritt dann gewissermaßen Vaterstelle bei dem Kinde und hat auch das Recht zu strafen. Womit soll der Neger gestraft werden? Eine körperliche Züchtigung kann bis zu einem gewissen Alter jedenfalls nicht ganz entbehrt werden, wenn man sie auch nicht in der unchristlichen und barbarischen Weise ausführen wird, wie die englischen Missionare zu Mombassa. Unter manchen Stämmen wird man sie gar nicht anzuwenden brauchen. Für die Arbeiter einer Plantage giebt es bessere Mittel zu strafen; Lohnverkürzung oder Entziehung von Extragaben. Bei den verkommenen Küstenbummlern, besonders im Westen ist eine energische Reizung der Hautnerven oft das einzigste und beste Mittel, welches zum Ziele führt. Im allgemeinen dürfte Zwangsarbeit die geeignetste Strafe sein, die, wie wir gesehen haben, auch bei den Negern ein Strafmittel ist. An den Küstenplätzen, wo sich europäische Obrigkeit und Gerichtsbarkeit befindet, können die Verurteilten in irgend einer Weise für öffentliche Anlagen, Wegebauten 2c. Verwendung finden. Gefängnisse können ja an den Küstenplätzen nicht entbehrt werden, aber die Gefängnißhaft ist nicht die geeignete Strafe für den Neger. Wenn er in einem reinlichen deutschen Gefängniß einquartiert wird, das jedenfalls besser als sein eigenes Haus, und dort nicht zu hungern braucht, dann wird er dieses Leben sehr behaglich finden und länger zu verweilen wünschen als er nötig hat. So verhält es sich jedenfalls

mit dem Küstenneger. Aber auch auf diejenigen, welche wenig mit Europäern in Berührung gekommen sind, wird die Haft nur im Anfange Eindruck machen. Sie werden gewiß zuerst die grausigste Angst haben, sich vor dem Abschneiden der Ohren oder Abhacken der Hände (Sansibarsitte) fürchten oder gar glauben bei lebendigem Leibe geröstet zu werden. Die Angehörigen werden jammern und klagen um den Ärmsten, der sich in den Händen der grausamen und gefährlichen Fremdlinge befindet. Aber wenn sie ihn später gesund und munter, wohlgenährter als zuvor, zurückkehren sehen, ihn von der zuvorkommenden Behandlung, von dem schönen großen Hause, in dem man ihn bewirtet habe, erzählen hören, dann wird sich niemand mehr vor einem deutschen Gefängnisse fürchten. Zwangsarbeit ist die wirksamste Strafe.

Der Neger des Binnenlandes, der noch nicht wie der an der Westküste durch den jahrelangen Handelsverkehr und den früheren Sklavenhandel verdorben ist, muß milde behandelt werden, aber man muß ihm immer zeigen, daß man Herr ist. Wenn wir den Neger Generationen hindurch bevormundet haben, wenn wir ihn allmählich, indem wir mit jeder kommenden Generation größere Anforderungen an ihn stellen, einem anderen Thun und Denken entgegenführen, dann dürfen wir hoffen, daß wir ihn durch die Vererbung der erworbenen Eigenschaften zu einem selbständigen Menschen machen werden, der nicht mehr in seine alte Indolenz zurückfällt. Aber er muß viele viele Jahre Ambos bleiben, ehe er daran denken kann, Hammer zu werden.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Ich bin zuweilen von meinen Bekannten gefragt worden, weshalb ich, der ich das Sansibargebiet so genau kenne, nicht mit einem Projekt hervortrete oder nicht Propaganda für die Kolonisation Ostafrikas mache.

Wäre man an die Öffentlichkeit getreten und hätte gesagt: „Wir haben ein großes Terrain in Ostafrika gegenüber der Insel Sansibar ins Geheim erworben, das Bergland Ussagara; es ist gut bewässert und besitzt soviel sich urteilen läßt fruchtbaren Boden.

Obwohl Malariafieber herrschen, ist das Klima doch gesunder als an den Flußmündungen. An eine Verwertung europäischer Arbeitskräfte ist aber auch in dem Hochlande, dessen Plateaus sich bis 2000 Fuß erheben, kaum zu denken. Dort läge das geeignete Terrain, um Kultivationsversuche mit wertvollen Handelsgewächsen anzustellen. Wir würden damit endlich einmal nachweisen, ob der afrikanikanische Boden den gehegten großen Erwartungen entspreche. Einstweilen produziert das Land nichts, was man exportieren könnte. Vom Handel ist in diesen Gebieten nicht viel zu erwarten, da der Elefant ausgerottet und der Elfenbeinhandel nach entlegenen Ländern riskant und wenig einträglich. Das Hauptgewicht muß auf Plantagenwirtschaft gelegt werden. Der Kaffee wird wahrscheinlich Aussichten haben, vielleicht auch Tabak; von europäischen Pflanzen höchstens der Weizen. Ob auch andere Kulturgewächse mit Erfolg zu ziehen sind, muß erst die Erfahrung lehren. Übrigens wird für die Zukunft das Gebiet, als in der Mitte der Ostküste und gegenüber dem Sansibarhafen gelegen, eins der wichtigsten in diesem Teile Afrikas werden." Hätte man das geglaubt? Nein! Hätte man Geld gegeben? Nein! Wenn man aber den Leuten gesagt hätte: „Eine neue deutsche Kolonie! Wir haben die größten Erfolge errungen! Ein Land von 2500 Quadratmeilen gegenüber der Insel Sansibar ist in deutschen Besitz übergegangen, das Klima ist für den Europäer gesund und gestattet auch dem Deutschen Landmann das Feld zu bestellen. Das bis 4000 Fuß hoch gelegene Bergland von Ussagara ist äußerst fruchtbar und ermöglicht die Kultivation aller Gewächse Javas und Indiens. Selbst unsere heimischen Pflanzen gedeihen prächtig, wie Wirsingkohl, Kohlrabi, Steck- und Mohrrüben. Stanley sagt über dieses herrliche Gebiet in seinem berühmten Werke: How I found Livingstone S. 225: „Wer direkt mit Usagara, Useguhha, Ukutu, Uhehe Handel zu treiben wünscht, Elfenbein, Zucker, Baumwolle, Orseillewurzel, Indigo und Korn aus diesen Ländern beziehen will, dem eröffnet sich hier eine schöne Gelegenheit". Wir bestätigten die Beobachtungen Stanley's durchaus. Der Handel in den dortigen Gebieten zählt nach Millionen. Den Warenstrom der unser Gebiet passiert, werden nunmehr die Deutschen abfangen." Hätte man das geglaubt? Ja! Hätte man Geld

gegeben? Ja! — Nun weiß der Leser, weshalb ich mich abwartend verhalten habe.

Es ist nicht jedem möglich das Publikum für eine gute und nationale Sache zu begeistern durch willkürliche Kombinationen und phantastische Darstellung der Wirklichkeit.

Jeder Deutsche und besonders der Verfasser, der Ostafrika liebgewonnen, muß es freudig begrüßen, das es der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft mit anerkennungswerter Kühnheit gelungen ist, ein großes Gebiet gegenüber der Insel Sansibar, dem Centralpunkt des ostafrikanischen Handels, zu erwerben. Dieses Gebiet ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil auch die Insel Sansibar ohne Zweifel in Zukunft der Platz bleiben wird, wo ein großer Teil der in Ostafrika zu kultivierenden Handelsprodukte zusammenfließt, wo der Hauptsitz der Regierungsorgane und der Europäer sein wird. Man darf wohl annehmen, daß jetzt, wo Deutschland in den Besitz dieses den Hafen von Sansibar von der Küstenseite einschließenden Landes gelangt ist, die Insel Sansibar in der Zukunft keinem anderen Staate gehören kann als Deutschland. Ich habe es jedoch für meine Pflicht gehalten, einem Unternehmen gegenüber Einwendungen zu machen, welches den Stempel des Mißlingens an sich trug, welches mit unglaublicher Unkenntnis der Verhältnisse, mit beispielloser Hintenansetzung aller bisher gemachten Erfahrungen die Gründung einer Ackerbaukolonie im tropischen Afrika bezweckte. Nicht eigene Kenntnis, Anschauung und Überlegung waren die leitenden Motive bei der Unternehmung, sondern phantastische Berichte anderer. Giebt man aber nicht durch ein solches Vorgehen den Gegnern der Kolonialpolitik die beste Waffe in die Hand? Aus meinen Darlegungen, hoffe ich, hat ein jeder die Überzeugung gewonnen, daß an Ackerbaukolonien im tropischen Afrika nie gedacht werden kann; man hätte annehmen sollen, daß dies von allen wahrheitsliebenden Männern, die seit Jahren sich bemüht haben, das Publikum über Ackerbaukolonien, Handelskolonien und Plantagengesellschaften aufzuklären, genügend hervorgehoben und bewiesen worden wäre. Der Leser wird aber auch aus dem hier über den Handel, speziell Ostafrikas Mitgeteilten sich vollkommen überzeugt haben, daß das neue Unternehmen auch nicht auf dem Handel basieren kann; denn wir haben gesehen, daß aus dem Innern

Afrikas außer dem Elfenbein nichts, gar nichts exportiert wird und daß überhaupt, soviel bekannt, nichts da ist, was sich lohnte, zur Küste gebracht zu werden. Wenn auch der dem Binnenlande entsprechende Küstenstrich zum Teil noch mit ausgebeutet werden könnte, so wären damit die Existenzbedingungen noch lange nicht gegeben. Es bleibt also auch für dieses Unternehmen, wie ich bereits früher hervorgehoben, nur die Plantagenwirtschaft.

Es ist den europäischen, speziell den Hamburger Kaufleuten auf Sansibar der Vorwurf der Indolenz gemacht worden, daß sie sich's auf Sansibar bequem machten und nicht versuchten an der Küste oder im Inneren festen Fuß zu fassen. Daß darin für die Kaufleute kein Gewinn liegt, haben wir bei der Betrachtung der Handelsverhältnisse gesehen. Wenn aber die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft das Land zwischen Sansibar und dem Tanganika-See mit den wertvollen Produkten Javas und Indiens beflanzt haben wird, dann werden die Kaufleute, die bisher nicht das dürre Gras im Inneren aufkaufen mochten, sich zu den Besitzungen der Gesellschaft wenden und für teures Geld die Produkte derselben kaufen. Dann, aber erst dann werden sich Konsortien bilden, um die kostspieligen Eisenbahnen zum Tanganika-See anzulegen.

Zum Tanganika-See strebt man — so hieß es wenigstens in den Zeitungen —, um den Anschluß an das sogenannte Kongobecken zu erreichen. Welchen Weg soll man dazu einschlagen? Nicht den über Tabora; und zwar aus dreierlei Gründen: erstens, weil der Weg die arabische Karawanenstraße bildet und überall arabischer Einfluß vorherrschend ist; zweitens, weil es der längere Weg und drittens, weil es der unbequemere ist, indem das Land unfruchtbarer und man das dürre Gebiet der ziemlich unzugänglichen Wagogo passieren muß. Man nehme daher die südlichere Route durch das Land der Wassangu und durch das Quellgebiet des Lufidschi-Flusses (Gebiete, die der Erwerbung wert sind), eventuell mit Berührung der Nordspitze des Niassasees. Die internationale Afrikanische Gesellschaft hat ihre Mißerfolge in Ostafrika hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß sie ihre Etappenstationen auf dem Wege über Tabora und Ugunda anzulegen gedachte. In letzterem Gebiete hat bekanntlich eine zeitlang eine Deutsche Station bestanden. Damals fürchtete man angeblich den unweit von Tabora residierenden Häupt-

ling Mirambo, der, wie man meinte, bei der Verfolgung einer mehr südlich gelegenen Route eine Einbuße an Tribut fürchten und deshalb sich feindselig verhalten würde. Jetzt fallen diese Bedenken fort, denn Mirambo ist vor einiger Zeit gestorben.

Aber weshalb will man denn gerade zum Tanganika? Die natürliche Abzugslinie des gesamten Tanganikagebietes ist der Kongo und der Transportweg für die Länder um den Niassasee dieser und der Sambesi, dessen Küstengebiet in portugiesischem Besitz ist. Zudem befinden sich am Niassasee englische Missionsstationen, und neuerdings haben die Engländer auch einen Weg von der Nordspitze des letzteren zur Südspitze des Tanganikasees hergestellt, auf dem schon Waren befördert werden. Glaubt man die Produkte der Zukunft oder das jetzt dort gewonnene Elfenbein auf dem Landwege nach Sansibar billiger befördern zu können als auf dem Wasserwege nach Quelimane und Banana?

Kann denn nichts in Ostafrika ohne Anschluß an das Kongobecken geschehen? Ist dies das allein seligmachende Gebiet in Afrika? Es ist in der That nicht einzusehen, weshalb Ostafrika, speziell Sansibar, einen Anschluß ans Kongogebiet, an den Tanganika-See besitzen muß. Wenn man dorthin will, so fahre man doch lieber den Kongo hinauf. Noch kommt allerdings Elfenbein vom Tanganika nach Sansibar, aber nur durch die arabischen Karawanen; es wird nicht mehr lange dauern, dann geht auch dieses dem Westen zu über den Kongo. Des Elfenbeins allein wegen werden wir aber nicht den Tanganika aufsuchen; und dort auf dem Wege von Sansibar aus Plantagen anlegen zu wollen, hat keinen Zweck, da später alle Produkte auf dem natürlichsten, einfachsten und billigsten Wege, auf dem Kongo, befördert werden.

Wir Deutsche, die wir jetzt Besitzungen in Ostafrika haben, wir müssen unseren Blick anderswohin wenden, wir müssen eine Verbindung mit dem Viktoria-See herstellen. Hier liegt die Zukunft für das Sansibargebiet; das ist eine Lebensfrage für das Unternehmen, wenn es von großer Bedeutung werden soll. Wir müssen vor allem am Speke-Golf eine Niederlassung, wir müssen einen Dampfer auf dem Viktoria-Nianza haben und eine zweite Station bei Massala am Nordostufer im Gebiete der Kawirondo errichten. Das sind Handelsgebiete, die dem Sansibarhandel nicht entrissen

werden, wenn wir sie rechtzeitig in Besitz genommen haben. Auf diesem Wege sind wir eher als die Italiener in den fruchtbaren, hochgelegenen Gebieten, deren Anfänge am Naiwascha-See ich kennen gelernt habe und die sich nach dem Samburu-See und nach Abessinien hin erstrecken. Hier unweit von Massala findet man das beste, billigste und meiste Elfenbein; hier liegen die Hochplateaus bereits 5—6000 Fuß über dem Meeresspiegel, während die Gebirge sich bis 15,000 Fuß erheben. Der Nation, welche bei Massala zuerst Station macht, gehört ein Teil der besten Gebiete ganz Afrikas, welche die Italiener vom roten Meer durch das Land der feindseligen Somali zu erreichen bestrebt sind. Wenn überhaupt afrikanische Gebiete eine große Zukunft haben, dann sind es diese nordöstlich vom Viktoria-See gelegenen; wenn man irgendwo im Binnenlande am Elfenbeinhandel ein Geschäft machen kann, so ist es dort. Der etwas nähere Weg vom roten Meere und von Mombassa aus ist wegen der Feindseligkeit der Eingeborenen (Somali und Massai) schwierig. Vom Speke-Golf aus kann man eine Strecke von über 50 geographische Meilen ohne weiteres zu Wasser zurücklegen. Von dort kann man sich ohne Schwierigkeit mit dem schönen und wichtigen Lande Uganda und Karagwe in Verbindung setzen, überhaupt in bequemer Weise die ausgedehnten um den See liegenden Gebiete mit Leichtigkeit erreichen, die fruchtbarer sind wie die an den Tanganika-See grenzenden. Die Verkehrsstraße, welche wir später zu letzterem anlegen müßten, kann ebensogut oder noch besser die Richtung zum Viktoria-See nehmen. Noch besser insofern, als, wenn einmal in Zukunft — wo wertvolle Handelsgewächse die Gefilde Ostafrikas schmücken — eine Eisenbahn gebaut werden soll, deren Anlage sich auf dem Wege Ugogo—Speke-Golf weniger Terrainschwierigkeiten entgegenstellen, als dies nach dem Tanganika-See hin der Fall ist.

Noch eine Frage dürfen wir an dieser Stelle nicht unberührt lassen. Soll es gestattet sein, indische oder japanesische Kulis in unsere deutschen Besitzungen zu bringen? Nein, entschieden nein! Vom socialen, wirtschaftlichen und moralischen Standpunkte aus muß man dagegen sein. Dürfen wir in ein Land, das Arbeitskräfte in Überschuß hat, noch fremdländische einführen? Nein! dürfen wir uns durch die teueren indischen Arbeiter die Arbeits-

löhne in Afrika verderben? Nein! Dürfen wir die Eingeborenen mit dem Abschaum der indischen Bevölkerung in Berührung bringen? Nein!

Wir können ein solches Verfahren auch unseren Nachkommen gegenüber nicht verantworten. Denn wer wird später die Arbeit verrichten, wenn die Kuli-Importation einmal plötzlich aufhört oder verboten wird, wie es mit der chinesischen jetzt schon geschehen ist? Man sage nicht, daß man nur für den Anfang die Kulis als Aushülfemittel versuchen wolle. Wenn wir den Neger nicht von vorneherein richtig behandeln und an Arbeit gewöhnen, so ist hernach nichts mehr mit ihm anzufangen, dann wird es später ohne blutigen Zwang nicht abgehen. Man sage nicht, daß die Kulis als Arbeiter den Negern ein gutes Beispiel geben würden; wir haben in Sansibar gesehen, was gute Beispiele einbringen; die schlechten Eigenschaften wird der Neger von ihnen annehmen, nicht das Arbeiten.

Wenn wir den Charakter des Negers verschlechtern, anstatt verbessern, wenn wir seine schlummernde Arbeitskraft noch mehr einschläfern, anstatt anregen, wenn wir ihn demoralisieren, anstatt sittlich heben wollen — dann bringe man jene indischen Arbeiter niederster Klasse in unsere deutsche Besitzung, von der man behauptet hat, daß sie ein Ausgangspunkt deutscher Kultur und deutscher Sitte sein soll. — Einer richtig geleiteten Kulturmission, die kein Kloster ist, sondern in lebendigem Verkehr mit den Eingeborenen steht, die nicht unter ihnen abgesondert, sondern mit ihnen lebt, wird es in den geeinigten Gebieten an Erfolg nicht fehlen, ebensowenig einer praktisch in dem nötigen Umfange und mit den entsprechenden Geldmitteln durchgeführten Plantagenwirtschaft. Wir müssen nur immer die nackte Wirklichkeit im Auge behalten und mit dieser rechnen, nicht mit Illusionen. Mühe, Zeit und Geld wird es kosten, ehe lohnende Resultate sich ergeben. Wem es vor allem darauf ankommt, bald einen Gewinn zu erzielen, gehe nach Westafrika, errichte Faktoreien an der Küste und kaufe Palmkerne und Palmöl, aber er glaube nicht, daß er durch Landankauf im Inneren oder durch eine Niederlassung an einem Küstenpunkte Sansibars in kurzer Zeit ein Geschäft machen könne.

Afrikanische Tiere im Dienste des Menschen.

Bekanntlich hat man von belgischer Seite im Jahre 1879 den Versuch gemacht, indische Elefanten als Transportmittel in Ostafrika zu verwenden. Viel Geld ist dabei geopfert worden, ohne irgend welche Resultate zu erzielen. Ob die Elefanten an dem schlechten Wasser und der veränderten Nahrung oder, wie einige annehmen, durch den Biß der Tsetsefliege zu Grunde gegangen sind, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls kann es nicht Wunder nehmen, daß alte indische Elefanten, die an Reiskost und überhaupt an sehr gute Pflege gewöhnt sind, den ihnen ungewohnten Verhältnissen und Entbehrungen erliegen. Es kann überhaupt nicht die Absicht sein, indische Elefanten in Afrika im großen zu verwerten; es würde dies viel zu kostspielig werden. Soll die Elefantenarbeit eine Zukunft haben in Afrika, so muß man die afrikanischen Elefanten einfangen und abrichten. Das erfordert geringere Mittel als wie der Einkauf und Transport indischer Elefanten. Entweder engagiert man zu dem Zwecke Hamran-Jäger, welche auch der bekannte Tierhändler Hagenbeck im Somalilande zum Einfangen von Tieren benutzt, oder man lasse sich Singhalesen von Ceilon kommen. Erstere schießen die Muttertiere und bemächtigen sich der Jungen, letztere fangen in der Weise, daß sie sich an eine Herde heranschleichen und den jüngeren Tieren Schlingen um die Füße werfen. Auf letztere Art sind die meisten Elefanten gefangen, die von Ceilon in den Handel kommen. Man würde solche Jäger für 40 Mark monatlich wohl erhalten, und eine Anzahl von zehn würde genügen. Der Massenfang, wie er in Ceilon mit Hülfe von hunderten von Jägern und durch Herstellung einer ausgedehnten starken Einfriedigung üblich, verursacht zu große Kosten und wäre in Afrika schwer durchführbar.

Wenn auch der Elefant erst mit dem fünfzehnten bis zwanzigsten Jahre zu angestrengteren Arbeitsleistungen fähig ist, so können doch auch jüngere Tiere benutzt werden. Diese bilden nach wenigen Jahren jedenfalls die brauchbarsten Lasttiere. Vier bis fünf Jahre alte Tiere, die auf oben angeführte Art ein-

gefangen werden, sind schon zu verwerten und vermögen 200—400 Pfund zu tragen. Neun Fuß hohe afrikanische (10—15 jährige) tragen 1000—1300 Pfund. Erstere haben in den Handelsmenagerien einen Wert von 5—600, letztere einen solchen von 7000 Mark. Wenn auch diese Preise verhältnismäßig gering genannt werden müssen, so hat es doch keinen Zweck, gezähmte Elefanten zu importieren, denn zum Einfangen und Abrichten der eingefangenen jungen einheimischen bedarf man ihrer nicht.

Ein fünf Fuß hoher Elefant verlangt etwa 70 Kilo Nahrung täglich. Bei fünfstündigem Marsche kann er sich sein Futter zum größten Teile selbst suchen. In der Freiheit liebt er besonders das Laubwerk gewisser Bäume, das er mit den Zweigen verzehrt. In Ostafrika sind es vorzugsweise die Abhänge wasserreicher Berge, an denen er anzutreffen ist, in der trockenen Jahreszeit die Umgebung der Seen und größerer Flüsse: er nähert sich dann mehr der Küste. Gras würde der zahme Elefant fast überall finden, zu jeder Jahreszeit, aber es wird notwendig sein, ihm ein um den anderen Tag eine Portion Durrha oder Mais zukommen zu lassen, da an seine Kräfte größere Anforderungen gestellt werden und er auch als Gefangener nicht die gehaltvolle Nahrung zu erlangen imstande ist, welche er in der Freiheit findet, wo er enorme Strecken durchwandert und absucht. Man müßte daher in allen solchen Gebieten, wo man nicht immer Gelegenheit hat, Getreide einzukaufen, für eine Elefantenkarawane einige mit Getreide belastete Tiere mitführen. Übrigens können die Elefanten ja auch auf den Stationen zu mannigfachen anderen Arbeiten Verwendung finden. Im Osten ist der Transportelefant insofern leichter zu verwerten, weil sich hier weniger Wald und Dickicht vorfindet, durch welches ein b e p a c k t e r Elefant sich nicht durchzuarbeiten vermag, abgesehen davon, daß auch die Lasten dabei zuviel leiden würden. Das Terrain muß frei sein; wo dichter Wald nicht zu umgehen ist, muß erst ein Weg gebahnt werden.

Was die oft angezweifelte Zähmung und Abrichtung des afrikanischen Elefanten anbetrifft, so ist dieselbe nicht schwieriger wie die des indischen; ein Beispiel liefern die bei Hagenbeck befindlichen. Dieser ausgezeichnete Kenner in der Behandlung und Abrichtung von Tieren sagt aus, daß der afrikanische Elefant allerdings etwas schwerer begreife, als der indische, daß er aber in derselben Weise

zu verwerten sei wie letzterer. Man hat natürlich zur Abrichtung eine sachkundige Person nötig, die aber leicht zu beschaffen ist.

Während der Elefant besonders zur Beförderung sehr großer und schwerer Gegenstände nur noch in Gebieten verwandt werden wird, wo sich andere Tiere nicht wohl fühlen, können in einem großen Teile des Ostens für viele Transportartikel die Esel mit großem Vorteil als Lasttiere benutzt werden. In den feuchten Küstendistrikten, in einem großen Teil von Ussagara und überall da, wo die Tsetse-Fliege zu Hause ist, hält sich der Esel weniger gut oder ist gar nicht verwendbar; dagegen ist er besonders in den trockenen Gebieten des Binnenlandes von großem Wert und wird auch vielfach von den Eingeborenen als Haustier gehalten. Ich hatte bei meiner Reise ins Massailand 40 Esel in der Karawane, die sich sehr gut bewährten. Es gingen zwar viele zu Grunde, aber nur deshalb, weil die Elfenbeinhändler sie in roher Weise behandelten, sie überlasteten und ihnen nur ein sehr ungenügendes Polster auflegten, so daß sich bald in Folge des Druckes bösartige Geschwüre bildeten. Es werden mit Vorliebe die Esel des Massai benutzt, welche zwar sehr häßlich von Gestalt, aber ausdauernder und kräftiger sind wie die Uniamwesi-Esel und auch höher im Preise stehen. Sie tragen durchschnittlich 150 ℔ (engl.), die Mohamedaner belasteten manche mit 200 ℔. Bei gutem Schutz gegen Druck und mit 150 ℔ Gewicht halten sie bei 5—6 stündigen Tagemärschen gut aus; doch muß man ihnen jede Woche einen Rasttag gönnen. Unkosten verursachen sie weiter gar nicht; sie nehmen mit jedem Futter vorlieb. Die Mohamedaner stecken die Lasten in Doppeltaschen, die, aus zwei Häuten zusammengesetzt, quer über gelegt werden. Alle Tauschwaren, Getreide und auch Elfenbein (Zähne bis 2½ Fuß Länge) werden auf diese Weise transportiert. Es ist das billigste und einfachste Transportmittel in den Massai- und Somaliländern, gewiß aber auch noch für viele andere Gebiete des Ostens. Ein Massai-Esel kostet an der Küste 35—50 Mark, im Inneren kann man ihn für 10—20 Mark in Waren kaufen. Die Rasse kann jedenfalls durch Pflege und Zuchtwahl noch sehr vervollkommnet werden. Was sich in der Beziehung selbst aus einem Esel machen läßt, zeigen die arabischen, von Maskat stammenden, welche wirklich schöne und kluge Tiere sind und als ausgezeichnete Reittiere bei den

Arabern in hohem Werte stehen. Ich habe große, weiße Maskatesel gesehen, die mit 700 Mark bezahlt wurden. Für eine Reise ins Innere sind sie nicht zu verwenden, auch nicht als Reittiere, wenigstens die weißen nicht; man hat die Beobachtung gemacht, daß die dunkelfarbigen das Klima besser ertragen. Die Massai benutzen auch Ochsen als Lasttiere.

Das Kameel findet sich in Ostafrika nur im Somalilande; südlich vom Äquator kommt es nicht mehr gut fort. Die auf Sansibar importierten, welche zum Drehen der Ölmühlen benutzt werden, ertragen das Klima nur schlecht und halten nicht lange aus.

Der Kongostaat.

Es ist keine Frage, daß wir es hauptsächlich den vielversprechenden Schilderungen und dem thatkräftigen Vorgehen des ausgezeichneten Stanley zu danken haben, daß der schwarze Kontinent so populär geworden und in jüngster Zeit alle Nationen und besonders auch die deutsche zu energischer Thätigkeit in Bezug auf Erwerbung nnd Kultivation afrikanischer Länder angeregt hat. Die Gründung des nunmehr allseitig anerkannten Kongostaates ist sein Werk. Aber nur deshalb konnten die Mühen und Anstrengungen von Erfolg sein, weil der hochherzige Sinn und die fürstliche Freigebigkeit eines Königs dieser im großen Maßstabe angelegten Kulturmission sein Interesse zuwandte.

Woraus besteht der jetzige Kongostaat? Aus einigen zwanzig Etappenstationen, die an den Flußufern über eine Strecke von 300 geographischen Meilen verteilt sind. Auf diesen befinden sich etwa 200 Europäer, welche eine Anzahl von ca. 1600 mohamedanischen Sansibarnegern arbeiten lassen, die sich auf drei Jahre an die Kongogesellschaft verdingt haben und einen monatlichen Lohn von 4—6 Dollar erhalten. Es kommen daher einstweilen auf jeden Beamten, wie man einen im Dienste der Kongogesellschaft befindlichen Europäer wohl nennen kann, acht Kolonisten. Die Europäer setzen sich aus den verschiedensten Nationen zusammen: Belgiern, Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern, Oesterreichern, Schweden, Norwegern, Dänen, Polen, so daß der Kongoneger bei der seiner Rasse eigenen Beobachtungsgabe und dem ihr angeborenen

Sprachtalent und Nachahmungsvermögen gewiß in kurzem erstaunliche Fortschritte in Bildung, Gesittung und Sprachkenntnissen machen wird. Die Arbeiten, zu welchen die Kolonisten, d h. die Sansibarneger, verwandt werden, bestehen in der Bedienung der Europäer, in der Herstellung und Instandhaltung der Wohnungen, in Trägerdiensten, Verrichtungen auf den Dampfern und in der Bestellung der Gärtchen, welche bei vielen der Stationen angelegt sind. In den Gärtchen zieht man Bananen, Zuckerrohr und einige europäische Gemüse. Am Stanley-Pool sind auch Kartoffeln gepflanzt worden, welche genießbar, jedoch ebenso wie die übrigen europäischen Nährpflanzen ohne guten Dünger nicht gedeihen. Hier hat man auch mit der Kultur von Kaffee begonnen, die sich aber nicht lohnen soll. In den portugiesischen Kolonien Südwestafrikas arbeitet man noch heutigen Tages mit Sklaven, deshalb können dort selbst Zuckerrohrpflanzungen noch Gewinn abwerfen. Der Reis gedeiht in der feuchten Umgebung des Stanley-Pools gut, bedarf am wenigsten Arbeit und ist auch insofern am vorteilhaftesten, weil er zum Unterhalt der Europäer dienen kann Ob andere wertvolle Handelsgewächse in den bis jetzt in Besitz genommenen Gebieten mit Vorteil angepflanzt werden können, darüber ist noch nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Nur die offiziellen Berichte geben spärliche Nachrichten über die Zustände im Kongolande. Die bei der Kongogesellschaft angestellten Europäer müssen sich kontraktlich verpflichten, nichts von dem, was sie sehen und hören, zu veröffentlichen.

Es befinden sich jetzt etwa 20 Dampfer auf dem Kongo, die vorzugsweise auf der Strecke Banana-Vivi laufen. Von Vivi müssen die Waren bekanntlich auf den Köpfen der Neger ca. 50 deutsche Meilen bis zum Stanley-Pool transportiert werden, wo der Kongo wieder schiffbar wird.

Wenn wir von dem Küstengebiete absehen, wo ein nicht unbedeutender Handel blüht, der von verschiedenen Nationen getrieben wird, so ist von dem Handel im Kongobinnenlande nicht viel zu sagen. Importiert wird allerdings nicht wenig, denn die Dampfer bedürfen Kohlen, die Eingeborenen verlangen Geschenke und Tribut, für den Ankauf von Land gebraucht man Tauschwaren, für die Sicherheit der Stationen Munition, für den Häuserbau verschiedene Materialien u. s. w. Außerdem muß

auch Proviant für die auf den Stationen befindlichen Europäer herbeigeschafft werden. Kaffee, Thee, Kakao, Mehl, Brandy, Liqueure, die verschiedensten Konserven werden in wahrhaft fürstlicher Weise zum Unterhalt des Verwaltungspersonals in das dunkele Innere importiert. Denn darin stimmen alle überein und ist nie eine Meinungsverschiedenheit unter den Angestellten der verschiedenen Stationen hervorgetreten, daß ein gutes Leben, eine gute Nahrung die Hauptsache ist, um den klimatischen Einflüssen auf drei Jahre Widerstand zu leisten. Ganz besonders scheinen die am Unterlaufe stationierten Engländer hiervon überzeugt zu sein, denn die weiter oberhalb ansässigen Europäer finden in den für sie bestimmten Kisten nicht selten an den Stellen, wo die besten Sachen und vor allem Brandy sich befinden soll, betrübende Lücken.

Was den Export des Kongobinnenlandes anbetrifft, so ist bisher darüber nichts veröffentlicht worden. Nur las man vor einiger Zeit in den Zeitungen die Notiz, daß in Vivi 8000 Elefantenzähne bereit lägen. Selbst wenn kein Druckfehler vorliegt und vielleicht 800 oder 80 gemeint waren, so wäre das Ergebnis in geschäftlicher Beziehung kein glänzendes zu nennen. Denn dieses Quantum hat unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Wert von ca. 2 Millionen Mark; aber auch angenommen, man hätte sich nur die großen Zähne „bringen" lassen, so daß sie das Doppelte, also 4 Millionen Mark wert seien, so würde diese Summe doch, wenn man den Zeitraum von 7 Jahren berücksichtigt — solange besteht die Kongogesellschaft — eine sehr geringfügige sein, zumal wenn man bedenkt, welche Summen das Unternehmen verschlungen hat und noch verschlingt.

Das sogenannte Kongo-Komitee will aber auch, soviel man weiß, keine Handelsgesellschaft sein und keinen eignen Plantagenbetrieb unternehmen, sondern nur die verwaltende, beaufsichtigende und leitende Behörde darstellen. Es werden sich, wie bereits verlautete, Gesellschaften bilden, die Faktoreien anlegen und Grund und Boden nutzbar machen wollen. Diese müssen von dem Kongostaate die Ländereien oder etwaige Bergwerke kaufen oder in Pacht nehmen, denn der Staat muß in der Zukunft doch auch Einnahmen haben, um die Verwaltungsunkosten bestreiten zu können. Eine einheitliche, straffe Leitung kann sowohl der Eingeborenen als auch besonders der verschiedenartigen europäischen Elemente wegen nicht ent-

behrt werden. Auf den Charakter der Neger übt es einen sehr demoralisierenden Einfluß aus, wenn sie Gelegenheit haben, die sich widerstrebenden Interessen der Europäer kennen zu lernen, und nichts erschwert die Anbahnung gesicherter Zustände mehr, als wenn in einem kleinen Gebiete sich Besitzungen verschiedener Nationalitäten befinden. Der Kongostaat hat eine Schutzmacht nötig, wenn dieselbe auch wegen der Neutralität des Gebietes nicht groß zu sein braucht. Aber schon der arabischen Station in Nyangwe wegen bedarf man einer solchen. Einstweilen besteht das Militär aus Haussa-Leuten, die aber von so heftigem und gewaltthätigem Charakter sind, daß sich selbst die Europäer vor ihnen fürchten und daß man ihnen Sansibarneger beigiebt, um sie einigermaßen im Zaume halten zu können.

Es heißt, die sich bildende belgische Handels- und Plantagengesellschaft wolle den Bau einer Eisenbahn in Angriff nehmen. Was aber auf derselben außer den zur Erhaltung der Stationen nötigen Importwaren befördert werden soll, ist vollkommen unklar. Ein einziger kleiner Eisenbahnzug würde genügen, um das gesamte Elfenbein des Kongogebietes zur Küste zu bringen. An eine Rentabilität ist für lange Zeit nicht zu denken. Ehe keine anderen wertvollen Produkte vorhanden sind, ehe man nicht einmal weiß, ob und welche Handelsgewächse sich mit Gewinn kultivieren lassen und ob vorteilhafte Bergwerke vorhanden sind, ehe man vor allem nicht einmal Arbeitskräfte gewonnen hat, um die verschiedenen Vorhaben ausführen zu können, ist es in der That unverständlich, weshalb man schon jetzt eine so kostspielige Anlage machen will, deren Unterhaltung für die Reihe von Jahren, wo an einen namhaften Export nicht zu denken ist, bedeutende Kosten verursachen wird. Man scheint sich Amerika zum Muster nehmen zu wollen. Dort baut man Eisenbahnen in die Wildniß, legt Wege an und zeichnet Städte auf, wo kein Verkehr und keine Niederlassungen bestehen, und nach kurzer Zeit finden wir fruchtbare Äcker, blühende Industrie und große Ortschaften. Das geht in Amerika, denn dieses Land ist eine Ackerbaukolonie, wo der Boden und das Klima einer Masseneinwanderung europäischer Kolonisten günstig ist. In Afrika, wo nur der Eingeborene kolonisieren kann, ist solch ein plötzlicher Umschwung, ein plötzliches und rasches Aufblühen nicht

möglich. Hier können sich die Dinge nur langsam entwickeln. Man spricht von Dampfern, Eisenbahnen, von Straßennetzen, von Bergwerken und Pflanzungen, aber wie man sich die hierzu nötigen Arbeitskräfte verschaffen will, daran denkt man nicht. Die Arbeiterfrage ist für den Kongostaat eine um so brennendere geworden, als, wie bereits erwähnt, der Sultan von Sansibar nicht mehr gestattet, wenigstens einstweilen nicht, in seinem Sultanate für jene Gesellschaft Arbeiter anzuwerben. Für unsere deutschen Unternehmungen in Ostafrika kann es nicht unerwünscht sein, wenn die guten Kräfte im Lande verbleiben. Aber selbst alle Sansibarleute zusammengenommen reichen nicht entfernt zu den Zwecken aus, die man verfolgt. Es sind ja im Kongostaate eingeborene Arbeitskräfte in Überfluß vorhanden. Aber wie soll man sie gewinnen? und zwar rasch gewinnen, denn man braucht sie sofort in großer Anzahl.

Bekanntlich war Oberst Gordon, der Märtyrer von Chartum, zum Gouverneur des Kongostaates ausersehen, als ihm von seiner Regierung der Auftrag wurde den aufrührerischen Sudan zu besänftigen. Dieser eigentümliche Charakter, der ein Gemisch war von Frömmigkeit und Aberglaube, der einerseits die Humanität auf seine Fahne schrieb, anderseits aus Nützlichkeitsrücksichten die Sklaverei wieder freigab, ging mit der Absicht um, in Centralafrika alle Sklaven freizukaufen und sie im Kongostaate anzusiedeln. Diese Idee ist gewiß außerordentlich praktisch, und es ist keine Frage, daß wenn man, ohne inhuman zu sein, ohne die Stämme zu Streit und Zank zu verleiten und zum Sklavenfang anzuregen, alle Neger aufkaufen und ihnen fern von ihrem Geburtsorte ein neues Heim schaffen könnte, dies das wirksamste Mittel wäre, sowohl Afrika zu kultivieren, als die Eingeborenen zu civilisieren. Jedenfalls würde sich ein solches Vorgehen eher rechtfertigen lassen, als eine Importation von indischen Kulis. An der Äquatorstation verdingen die Ehegatten (Eigentümer?) ihre Weiber (Sklavinnen?) für einen billigen Lohn an die Station und führen selbst die Aufsicht über sie. In Centralafrika, besonders im Westen, in der Umgebung des Tanganika-Sees hat man, wie schon oben bemerkt, Gelegenheit genug, Arbeiter auf Lebensdauer „anzuwerben“. Da wohnt unter anderen der Stamm Warungu am südwestlichen Ende des Sees, wo der

Pater familias seine Angehörigen verkauft. Ein ausgewachsenes Individium hat einen Werth von etwa 30 Meter Baumwollenzeug, das an Ort und Stelle, also einschließlich der Transportkosten auf circa 25 Mark sich beläuft. — Vorausgesetzt, daß der Sklave selbst wünscht, freigekauft zu werden und sich verpflichtet, seinem Befreier 10 oder 20 Jahre, vielleicht auch lebenslänglich, für einen vereinbarten Lohn Dienste zu thun, so kann man wohl weder vom humanen, noch rechtlichen Standpunkte dagegen sein, daß ein solcher Mensch „gekauft" werde.

Der Kongostaat schließt nach den Vereinbarungen der Berliner Konferenz mit dem Westufer des Tanganika-Sees nach Osten hin ab. Am Westufer dieses Sees befindet sich die gut gelegene Station Mpala (ca. 6° 40′ s. Br.) und am Ostufer die weniger günstig situierte ihr gegenüberliegende Karema. Diese letztere ist die einzige Station, welche die Kongogesellschaft in Ostafrika besitzt, von einer Aufhebung ihrer Stationen in den östlichen Gebieten kann also keine Rede sein. Die Kongogesellschaft hat überhaupt nie andere Stationen in Ostafrika inne gehabt. Nur hat sich vorübergehend ein Agent in der arabischen Ortschaft Tabora, wo sich ein Gouverneur des Sultans von Sansibar befindet, aufgehalten. Im Anschluß an die Unternehmungen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft, welche bekanntlich beabsichtigte, eine Kette von Stationen — die berühmte sogenannte weiße Linie — von Westen nach Osten zu ziehen, errichteten sodann die Franzosen eine Etappenstation in Kondoa (Ussagara), und die Deutschen eine solche in dem Lande Ugunda unweit Tabora, die aber ungünstiger Verhältnisse wegen aufgegeben werden mußte und auch von geringer Bedeutung war. Die belgischen Expeditionen, welche bisher von Sansibar ausgingen, hatten nur den Zweck, die zuerst angelegte Station Karema zu verproviantieren, was ja bisher nur von Osten aus geschehen konnte und auch jüngst noch geschehen sollte, wenn man die nötigen Träger hätte erlangen können.

Nach dem Urteile aller, welche Karema kennen gelernt haben, ist die Wahl des Ortes keine glückliche gewesen. Das Land ist zu Pflanzungen nicht geeignet. Karema ist ein Beobachtungsposten, weiter nichts. Man hat viel Wesens in gewissen Zeitungen davon gemacht, daß Karema nunmehr „fast" imstande sei, sich selbst zu unterhalten.

Geht man aber der Sache auf den Grund, so ist diese Selbstunterhaltung eine enorm kostspielige. Denn alle drei Jahre muß eine Karawane von 200 Mann mit dem nötigen Proviant, den erforderlichen Tauschwaren und etwaiger Munition in Begleitung eines den vorigen Chef ablösenden Europäers zur Station geschickt werden, was unter 50,000 Mark nicht ausgeführt werden kann. Wie stellen sich diesen Ausgaben gegenüber die Einnahmen der Station? Ein Europäer wohnt in einem möglichst gut gebauten und bequem eingerichteten Lehmhause und läßt etwa 200 Neger, die zum größten Teil befreite Sklaven sind, arbeiten, d. h. sie müssen das Feld bestellen, um ihren Unterhalt zu gewinnen. Auch hält man Schafe, Ziegen und einige Rinder, um für sich selbst Milch, für die Arbeiter der Station Fleisch und für das Gemüsegärtchen Dünger zu gewinnen. Abgesehen von dem europäischen Gemüse und von der Art der Einrichtung, unterscheidet sich die Niederlassung in nichts von einem Negerdorfe. Bananen, Zuckerrohr, Mais, Negerhirse, Erbsen, Bohnen pflanzen die Neger auch, Kleinvieh und Großvieh halten die Neger ebenfalls. Es wird weder ein wertvolles Produkt kultiviert, noch überhaupt etwas produziert, durch das sich eine Einnahme erzielen ließe, um die tausende, welche für Löhne und für europäischen Proviant ausgegeben werden müssen, wieder einzubringen. Solche Stationen sind ja notwendig, und jedes größere Unternehmen muß ja für den Anfang aus solchen einzelnen Niederlassungen bestehen, aber man hat kein Recht, bei einer Etappenstation wie Karema von Selbstunterhaltung oder irgend einer Leistung in kultureller Beziehung zu sprechen.

Wer wird die Kultivation des Kongostaates betreiben? Wir sehen, daß das Nationalitätsprinzip heute mehr wie je Geltung hat, daß eine jede Nation und ein jedes Natiönchen das Bestreben hat, sich zu konsolidieren, sich als selbständiges, individuelles Ganze abzusondern. Es ist schwer denkbar, daß sich hier ein internationaler Staat bilden wird, wenigstens nicht im anderen Sinne als Belgien auch ein internationaler Staat ist. Der neue Staat ist Freihandelsgebiet, wie der größte Teil Centralafrikas einschließlich des Sansibargebietes (vorbehaltlich der Zustimmung des Sultans). Aber trotzdem alle diese Länder des Ostens und Westens zum Freihandelsgebiet gehören, ist doch eine jede Nation bemüht, sich innerhalb desselben

nationales Gebiet zu sichern. Die verschiedenen Nationen haben soviel mit ihren eigenen Gebieten in Afrika und solchen, die es noch werden sollen, zu thun, daß sie sich nicht auch noch mit der Kultivation des Kongostaates abgeben können. Frankreich vermag nicht einmal sein eigenes Besitztum zu kolonisieren, die Portugiesen fühlen sich nur bei portugiesischer Wirtschaft glücklich, die Italiener haben am roten Meer genug zu thun, Deutschland hat unterdessen selbst Besitzungen in Afrika erworben, die noch eine weitere Ausdehnung gestatten, Rußland hat in Asien soviel zu kultivieren, daß es wohl neidlos auf die um den schwarzen Weltteil sich abmühenden Nationen blicken wird, Amerika hat seiner Baumwollenstoffe wegen zwar ein großes Interesse an Afrika, es ist aber selbst noch zu viel Kolonie, um anderes Land kolonisieren zu wollen. Das nimmersatte England wird mit seinem Gelde den Kongostaat auszubeuten suchen, denn seine Industrie hat den größten Gewinn bei dem afrikanischen Handel, im übrigen absorbieren seine eigenen Kolonialländer genug einheimische Kräfte. Es wird daher vorwiegend die Aufgabe der belgischen „Nation" sein, dem Kongolande die „Segnungen der Civilisation" und „christliche Kultur und Gesittung" zu bringen.

Der Kongostaat hat große Verluste gehabt. Das fruchtbarste, zur Plantagenwirthschaft geeignetste Land, das Flußgebiet des Kuilu mit etwa einem Dutzend gut eingerichteter Stationen im Werte von 4 Millionen Mark ist an Frankreich verloren gegangen; die, wie es heißt, besten Territorien des südlich vom Kongo gelegenen Gebietes, die Hinterländer der portugiesischen Provinzen, gehören ihm nicht und an der Mündung ist es eingeklemmt zwischen portugiesischem Besitz, wo eher von einer „Heidenwirtschaft" die Rede sein könnte, als bei den wirklichen Heiden des dunkelen Weltteils.

Deutsch Afrika.

Der Neger versteht eher englisch als der Engländer die Negersprache; der Deutsche spricht in kurzem die Sprache der Eingeborenen, während die Letzteren kein Wort Deutsch lernen. In dieser Thatsache drückt sich so recht der Gegensatz von englischem und deutschem Wesen aus. Der Engländer hält an seiner Sprache, an seinen Sitten und Gebräuchen, an seinen Anschauungen auch in der Fremde

fest, er ist bestrebt nach dem Muster seines Mutterlandes auch die neue Heimat einzurichten. Der Deutsche besitzt mehr die Fähigkeit, sich andern Verhältnissen anzupassen, er hat die Neigung, seine heimatlichen Gewohnheiten und Institutionen zu vergessen und sich fremde anzugewöhnen. Diese Eigenschaft der Deutschen hat ihre Nachteile, aber auch ihre großen Vorzüge. Sie befähigt ihn mehr als den Engländer, ein fremdes Volk zu civilisieren, weil er ihm nicht so fremd gegenüber stehen bleibt wie der Engländer, weil er sich in dessen Anschauungen mehr einlebt und, was sehr wichtig ist, bald in seiner eigenen Sprache mit ihm redet. Die Gefahr, sein Deutschtum in der Fremde zu verlieren, ist in früheren Zeiten erklärlich gewesen, wo das Nationalgefühl, welches sich jetzt mehr entwickelt hat, äußerst gering war. In Afrika kommt diese Eigenschaft des Deutschen, in der Fremde seiner Heimat sich zu entfremden, nicht in Betracht. Das was die Engländer allein vor den Deutschen einstweilen noch voraus haben, sind ihre Jahrhunderte langen Erfahrungen in kolonialen Angelegenheiten und ihr Selbstbewußtsein, welches sich durch ihre großen Erfolge in fremden Erdteilen ausgebildet hat.

Deutschland ist erst spät in die Lage gekommen, sich auf koloniale Unternehmungen einlassen zu können. Die besten Teile der Welt waren bereits in den Besitz anderer übergegangen. Nur Afrika bot und bietet noch sogenannte herrenlose Länder. Sollen wir aber deshalb, weil diese weniger wertvoll sind als andere, überhaupt darauf verzichten? Wir müssen uns mit dem begnügen, was vorhanden ist und mit um so größerer Anstrengung und Fleiß unseren Besitz zu verwerten suchen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche jetzt noch öde und unfruchtbare Distrikte durch die Zufuhr von Wasser zu guten Ackerländern umgeschaffen werden können, und daß durch die Anpflanzung von Wald ein stärkerer Regenfall bewirkt werden wird. Einstweilen finden sich aber, wenn auch weite Strecken für Pflanzungen wertlos sind, noch Gebiete genug, welche kultivationsfähig genannt werden können. Wir dürfen zunächst nicht zu wählerisch sein, selbst wenn wir einige unfruchtbaren Gebiete mit in den Kauf nehmen müssen.

Wie gering auch die Verwertung von überschüssigen Arbeitskräften in jenen Gebieten sein möge, so ist der geringe Nutzen besser

als gar keiner. Wir sehen, daß alle Nationen sich um Afrika bemühen, soll Deutschland allein der Verteilung der Welt ruhig zusehen?

Es heißt in der That sehr egoistisch, engherzig und kurzsichtig denken, wollten wir deshalb vor der Kultivation Afrikas zurückschrecken, weil das Land heute noch wenig bietet und weil es viele Mühe und Geld kostet, ehe etwas Großes und Gewinnbringendes geschaffen wird. Dürfen wir denn nur an unseren eigenen Geldbeutel denken? Haben wir nicht die Pflicht, auch das Interesse der nachfolgenden Generationen zu wahren und die Zukunft Deutschlands zu berücksichtigen? Afrika ist das Land der Zukunft, was wir jetzt säen, das wird Deutschland dereinst ernten.

Glücklicherweise hat Deutschland die Frage, ob wir kolonisieren sollen, erledigt; es handelt sich jetzt nur darum, wie wir kolonisieren sollen.

Es ist schon mehrfach die Frage aufgeworfen worden, ob wir das englische oder niederländische Kolonialsystem annehmen sollen? Ich glaube, daß wir nicht danach trachten müssen die afrikanischen Verhältnisse in ein System einzuzwängen, sondern daß wir die dortigen Zustände sich zu einem System entwickeln lassen müssen. Afrika ist nicht Indien oder Java, und die Neger sind keine Afghanen oder Malayen. Es muß zunächst den Privatintentionen überlassen bleiben, die Eingeborenen zur Hülfeleistung heranzuziehen. Welche Prinzipien dabei zu verfolgen sind, muß den Leitern derartiger Unternehmungen anheimgegeben werden und muß sich nach dem Charakter des betreffenden Volkes und anderen Umständen richten. Es wird alles von der Geschicklichkeit in der Behandlung der Eingeborenen abhängen. Der Staat hat zunächst nur darüber zu wachen, daß die Eingeborenen gegenüber den Weißen geschützt werden, daß keine übermäßige Ausnutzung der Arbeitskräfte stattfindet. Er hat darauf zu achten, daß sich die Lage der Eingeborenen verbessere, nicht verschlechtere zum Vorteile einiger weniger Fremdlinge. Eine Plantagengesellschaft, die nicht zugleich auch Kulturmission ist im besten Sinne des Wortes, die nur darauf ausgeht auf Kosten der Eingeborenen und des Landes sich zu bereichern, hat keine Berechtigung. Ein Unternehmen, das nur durch Sklavenarbeit bestehen kann, das lediglich durch Löhne einen Gewinn er-

zielen kann, die den Arbeitern nur eine kümmerliche Existenz ermöglichen, ist weder vom humanen Standpunkte aus zu billigen, noch auf die Dauer existenzfähig. In einem Lande wie Afrika, wo die in Wechselverkehr tretenden Kräfte sich so ungleich sind, ist eine schrankenlose Konkurrenz ein Verderb für die Eingeborenen und für die Entwickelung gesunder Zustände. Den Eingeborenen ist eine Selbsthülfe nicht möglich. Der Staat hat ein großes Interesse daran, darüber zu wachen, daß die Eingeborenen mit den veränderten Verhältnissen zufrieden sind und daß nicht in dem schwarzen Weltteile eine neue sociale Frage erwachse, die nicht weniger gefahrlos sein würde wie die im Heimatlande.

Aus dem Grunde müssen wir dem Neger aber auch zeigen, daß wir die Herren sind, und ihm begreiflich machen, daß wir nicht nur Verpflichtungen gegen ihn haben, sondern daß er auch solche gegen uns hat. Dafür, daß er unseren Schutz genießt, können wir eine Gegenleistung beanspruchen. Wir werden es mit der Zeit unschwer dahin bringen können, daß er auch dem Staate seine Steuern zahlt und zwar durch seine Arbeitsleistungen. Bei uns Deutschen besteht die allgemeine Wehrpflicht; die schwarzen Unterthanen müssen zur allgemeinen Arbeitspflicht erzogen werden; denn stehende Heere haben wir dort nicht nötig. Ein Arbeiterheer kann sich der Staat hier schaffen, das er zu gemeinnützigen Anlagen, auch zur Ausnutzung von Bergwerken und der Forsten verwendet. Die Organisation der Arbeit wird die Hauptaufgabe nicht nur der Privatunternehmer, sondern auch des Staates bilden.

Denn es muß das Bestreben des Staates sein, die Kolonialländer für die Gesamtheit nutzbar zu machen. Es ist nicht zu vermeiden, sowie die Verhältnisse liegen, daß der Gesamtheit mehr Lasten und mehr Gefahren dadurch erwachsen. Das Tochterland soll dem Mutterlande als solchem unmittelbare Vorteile bringen.

Es ist ja wahr, daß ein Teil unseres intelligenteren Proletariats auch in den Tropenkolonien Verwendung finden kann, daß gewinnbringende Plantagen- oder Bergwerks-Unternehmungen unserer Industrie zu gute kommen, aber es werden doch immer nur gewisse Industriezweige und nur verhältnismäßig wenige Personen sein, welche Nutzen aus der Kultivierung afrikanischer Gebiete ziehen.

Man wird auf Indien hinweisen und die Reichtümer anführen, welche dieses Land seinen Besitzern eingebracht hat. Afrika ist aber kein Indien; ersteres ist ein armes Land mit wenigen natürlichen Reichtümern, letzteres ist von der Natur sehr bevorzugt und birgt viele Schätze. Indien hat eine sehr arbeitsame Bevölkerung und eine nicht unbedeutende Kultur, es ist so übervölkert, daß die Bewohner sich kaum im eigenen Lande ernähren können. Es besitzt viele reiche Eingeborene, welche durch ihre Steuern dazu beitragen, daß die englischen Beamten ein wahrhaft fürstliches Gehalt beziehen. Und Afrika? Es besitzt nur ein großes Proletariat, das mit leichter Mühe sein Leben fristen kann und das keine Bedürfnisse hat. Für unendlich lange Zeit werden Afrikas Bewohner eine arme Arbeiterbevölkerung bleiben, die nur die Mittel besitzt, sich das notdürftigste anzuschaffen. Man sehe sich die indischen Landarbeiter an, wie gering ihre Bedürfnisse sind. Was der Neger vorzugsweise kaufen und was er notwendig brauchen wird, sind Baumwollenstoffe. Je mehr die Kultur fortschreitet, um so mehr wird der größte Teil der Artikel, welche jetzt noch eine Hauptrolle auf dem afrikanischen Markte spielen, wegfallen: Draht und Perlen. Schon jetzt können wir im Sansibargebiete die Bemerkung machen, daß die Stämme der Küstenregion keinen Eisen- und Messingdraht mehr kaufen, daß selbst Perlen schon sehr zurückgedrängt sind und daß der Mann gar keinen Schmuck mehr trägt. Statt dieser Schmuckgegenstände schafft man sich jetzt lieber mehr oder bessere Baumwollenstoffe an. Mit dem Vordringen der Weißen und der Civilisation wird dies auch im Binnenlande der Fall sein. Schließlich werden die Eingeborenen nur noch Baumwollenstoffe kaufen und vielleicht einige bessere Perlsorten für das Weib. Ein Spaten zum Beackern des Landes, ein Messer und höchstens noch als Luxusgegenstand eine Schüssel billiger europäischer Steingutwaren, ein kleiner Spiegel und eine Nähnadel werden die Artikel sein, die wir bei unseren zukünftigen Arbeitern finden, für Jahrhunderte kann man wohl sagen. Mit Baumwollenstoffen vor allem werden wir in Zukunft die Arbeitsleistungen der Neger bezahlen. Stanley rechnet aus, daß, wenn jeder Einwohner des Kongobeckens auch nur einen Sonntagsanzug jährlich gebrauche, dies 320 Millionen Yards Kalliko ausmache, und daß, wenn man zwei Sonntags- und

vier Werktagsanzüge*) jährlich rechne, dies 3840 Millionen Yards im Werte von 16 Millionen £ (320 Millionen Mark) ergebe. Was profitiert unser Vaterland hierbei? Wir haben gesehen, daß Deutschland einstweilen sogut wie gar keine Baumwollenstoffe nach Afrika exportiert. Der größte Gewinn, den Afrika überhaupt der Industrie eines Landes zu bieten vermag, geht für Deutschland verloren, wenn wir nicht mit den englischen und amerikanischen Fabriken konkurrieren können. Die billigen Baumwollenartikel, welche für unabsehbare Zeit in dem afrikanischen Handel eine Hauptrolle spielen werden, die sogenannten „Grey Sheetings" werden bisher ausschließlich in Manchester, die „American Sheetings" und „Drills" ausschließlich in den Vereinigten Staaten fabriziert. Die Schweiz vermag in gewissen Stoffen mit England zu konkurrieren, weil sie während der Sommerzeit die billige Wasserkraft zur Verfügung hat. Seiner Baumwollenwaren wegen ist England in der Lage, ganz andere Summen als Deutschland ohne zu großes Risiko in Afrika anzulegen. Ein Hamburger Haus in Sansibar hat mit bedruckten deutschen Baumwollenwaren aus dem Rheinlande mehrfache Versuche gemacht, die jedoch erfolglos geblieben sind. Die Ware stellte sich zu teuer, weil die Fabrikanten das Gewebe aus Manchester beziehen müssen und es in Deutschland lediglich gefärbt oder bedruckt wird. In Westafrika ist es, wie schon oben bemerkt, Woermann gelungen, bedruckte deutsche Baumwollenwaren mit Erfolg auf den Markt zu bringen, wenn auch nur in sehr bescheidenem Maße. Ob die deutsche Industrie imstande sein wird, auch diese für den afrikanischen Markt wichtigsten Stoffe zu liefern, soll hier nicht untersucht werden. In den Kreisen der Fachmänner herrscht hierüber geteilte Ansicht. Es ist aber nicht einzusehen, weshalb das nicht gelingen sollte, zumal wenn wir überseeische Gebiete besitzen, in welchen wir selbst unsere Baumwolle ziehen könnten. Solcher Gebiete birgt das äquatoriale Afrika aller Wahrscheinlichkeit nach noch genug.

Aber auch selbst angenommen, daß wir es mit der Zeit dahin brächten, mit den englischen und amerikanischen Fabrikaten zu kon-

---

* Darunter hat man ein 2 Meter langes Stück Baumwollenzeug für die Hüfte und ein 4 Meter langes für den Oberkörper zu verstehen. Nur ersteres wird bei der Arbeit getragen.

kurrieren und daß auf diese Weise unsere Industrie auch einen nennenswerten Anteil an dem Nutzen hätte, den Afrika abwirft, und nicht blos einige wenige Aktiengesellschaften, die ihre Waren im Auslande kaufen müssen, so würde doch immer nur ein verhältnismäßig geringer Teil des Volkes einen Gewinn aus der sogenannten Kolonisation Afrikas ziehen, während die gesamte Nation für die Sicherheit der Kolonialländer, für die sie schützende Flotte mit Gut und Blut aufkommen müßte. Es wäre daher nicht mehr wie billig, wenn der Gesamtheit, d. h. dem Staate ein Teil des Gewinnes, den die Tochterländer in Zukunft abwerfen, zufiele und zur Erleichterung der Lasten im Mutterlande diente. So gut wie der Staat hier seine Forsten hat, können auch dort Waldungen auf Staatskosten ausgebeutet werden, so gut wie der Staat hier Bergwerke besitzt, kann er sie dort auch zum allgemeinen Besten bearbeiten lassen. Das Elfenbein, dessen Gewinnung keine nennenswerte Arbeitsleistung erfordert, kann einen Zoll vertragen.

Vor allen Dingen muß Grund und Boden in Afrika unveräußerliches Staatseigentum werden. Wenn der Landerwerb in Afrika so fortgeht, so befindet sich das Äquatorialgebiet bald in den Händen einiger Privatpersonen oder Aktiengesellschaften. Es ist die Pflicht des Staates dafür zu sorgen, daß die unter seinen Schutz gestellten Kolonialländer nicht der Ausbeutung einzelner anheimfallen, sondern möglichst der Gesamtheit zu gute kommen. Es ist damit nicht gesagt, daß der Staat Plantagenwirtschaft treiben soll; das ist Sache der Privatunternehmungen, die das Land vom Staate auf eine Reihe von vielleicht 15 Jahren in Pacht nehmen. Es wird auch der Privatunternehmungsgeist auf afrikanische Gebietserwerbungen nicht lahm gelegt, wenn den Unternehmern der sehr billige Ankaufspreis zurückerstattet und ihnen dabei das Recht zugestanden wird, das Land auf 15 oder mehr Jahre für einen ganz geringen Pachtpreis zu bewirtschaften. Denn eine Gesellschaft, die Land in Afrika erwirbt, wird sich doch nur solches aussuchen, das guten Ertrag für Plantagenwirtschaft verspricht, und durch diese kann sie Gewinn genug erzielen. Plantagenwirtschaft kann ohne bedeutendes Kapital nicht betrieben werden; denn sie rentiert sich nur im großen. Es kann sich zwar auch das kleinere Kapital hierbei beteiligen, aber es bleibt doch immer nur ein Bruchteil der Bevölkerung, welchem es seine

Mittel erlauben, durch Teilnahme an derartigen Unternehmungen Vorteile zu ziehen. In überseeischen Ländern, wo Ackerbaukolonien möglich sind, liegen die Verhältnisse ganz anders. Hier ist ein jeder in der Lage, durch seiner Hände Arbeit, durch seinen eigenen Fleiß sich eine Existenz zu schaffen, und auch den gänzlich Unbemittelten kann dies durch kleine Vorschüsse ermöglicht werden; in Afrika kann nur der thätig sein, der im Dienste des Kapitals steht; ohne großes Kapital ist dort nichts zu erreichen.

Dies muß bei Zeiten ins Auge gefaßt werden; jetzt ist es noch ohne Kosten und große Schwierigkeiten möglich und nirgends leichter durchzuführen wie in Afrika. Die erste Bedingung ist natürlich, daß wir Land erwerben. Da der Staat nicht die Initiative ergreifen will, so müssen diese Erwerbungen, wie ja auch schon geschehen, von Privaten ausgehen; deshalb handele man, so lange es noch Zeit ist, und man erwerbe nicht nur zum eigenen Vorteil, sondern für Deutschland.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

DIE
COLONIEN
DES
DEUTSCHEN
REICHES